~~Zc II 45~~

L. g. o. 1008.
2.

Schatzkästlein

unterhaltender Erzählungen

und

kleiner Aufsätze.

BIBLIOTECA BAMBERGENSIS

Zweiter Theil.

CARLSRUHE

in Commission im Bureau der deutschen Classiker.

1820.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Schatzkästlein

unterhaltender

Erzählungen und kleiner Aufsätze.

Zweyter Band.

Inhalt.

Seite.

Die Schneelavine. 1

Ein Frühling am Rhein. 12

Die Löwin. 55

Sigeth und Zrini. 57

Lina's Abschied von ihrem Spiegel. . . 67

Die Jungfrau von Orleans. . . . 68

Ueber die Entdeckungsreise nach dem Nordpol. 88

Die Schreckensnacht. 97

Die Macht der Liebe und Ehre. . . . 107

Die Lerche 115

Muth König Jakob des VI. von Schottland. 117

Kaiser Rudolph von Habsburgs Grabstein. . 123

Lison. 125

Catharina von Boren. 147

Erscheinungen. 159

Frank Hals, der Mahler. 170

	Seite.
Anekdote.	171
Die Sullioten.	172
Wunderbare Rettung dreyer Jünglinge	184
Vorsicht oder Zufall?	186
Scherz oder Ernst?	221
Märthchen.	225
Das Hüttchen	282
Die dankbaren Thiere, oder die drey Unmöglichkeiten.	284
Das Schleißfeuer.	302
Der Geburtstag	313
Der Räuber Gnipperdinga.	335
Die Mordmaschine.	338
Der nächtliche Gast.	346

Die

Die Schneelavine.

Eine Erzählung nach dem Französischen, von G. Lotz.

In einem jener Schweizerthäler, wo der von den Bergen sich in Lavinen mächtig herabwälzende Schnee alljährlich Wohnungen, Menschen und Thiere unter seiner blendenden Decke begräbt, lebte einst in frommer Einfalt und ächt patriarchalischer Sitte ein glückliches Ehepaar, dessen häusliche Freuden durch den Besitz einer geliebten Tochter erhöht wurden. Conrad hatte in seiner Jugend dem Kaiser Rudolph als Stallmeister gedient, er war diesem fürstlichen Helden in alle Schlachten gefolgt, hatte einige Male das Glück gehabt, seinem Gebieter das Leben zu retten, und trennte sich nicht eher von ihm, als bis der ernste Todesengel den edlen Monarchen den Schatten seiner Ahnherren zuführte. Rudolph hatte ihn zur Belohnung seiner treuen Dienste mit Geschenken überhäuft, allein Conrad setzte einen so geringen Werth auf Reichthum und Glanz, daß es ihm nicht einfiel, von den aus der kaiserlichen Hand reichlich empfangenen Kostbarkeiten irgend einen Ge-

brauch zu machen. Er bewahrte sie indeß sorgfältig in einem verschlossenen Kästchen auf, um sie als ein Andenken seinen Nachkommen zu hinterlassen. Seine Tochter Hildegarde, schön wie einst ihre Mutter Elisabeth, hatte eben zum siebzehnten Male den Lenz begrüßt, als Philipp Sarnen, der Sohn eines Jugendfreundes ihres Vaters, denselben in einer Angelegenheit des seinigen besuchte. Der letztere sehnte sich, Nachrichten über seinen vormaligen Waffenbruder zu erhalten, von dem er lange nicht das Mindeste erfahren hatte, da ihre Wohnungen weit von einander entfernt lagen.

Conrad und seine Familie empfingen den jungen Sarnen mit offenen Armen, und dieser war, von der herzlichen Aufnahme und von Allem, was ihn hier so theilnehmend anlächelte, aufs freundlichste angesprochen. Kaum bedarf es wohl noch der Bemerkung, daß Hildegarde besonders es war, die ihm ihres Vaters Wohnung zum Paradiese schuf. Unbekannt mit den schreckenerregenden Schönheiten der Gegend, die Conrads Häuschen umgab, bestieg Philipp, geführt von Hildegarden, die steilen himmelanragenden Gletscher. Als sie von der Riesenhöhe eines derselben hinabblickten, und die tief unten im Thal liegende Hütte Conrads bemerkten, schilderte Hildegarde dem ganz in diesen Anblick versunkenen Philipp fast scherzhaft die Gefahr, von welcher, durch die jährlich von den Bergen herabstürzenden Schneemassen, ihre friedliche Wohnung bedroht sey. „Allmächtiger Gott!" rief dieser mit Entsetzen, „wie

ist es möglich, dort in Ruhe zu weilen?" Sein Herz schlug hörbar; der Gedanke, Hildegarde schwebe in Lebensgefahr, ergriff ihn mächtig, und die Bewegung seiner Seele verrieth ihm deutlich, daß er sie heiß und innig liebe. Sie oder keine, soll meine Gattin seyn, gelobte er sich auf dem Heimwege, und kaum war er zu seinem Vater zurückgekehrt, als er dem geliebten Greise das Geheimniß seines Herzens entdeckte, wobei er zugleich demselben die Gefahr schilderte, in welcher Conrad mit seiner Familie schwebe.

„Dem ist ja vorzubeugen," erwiederte sanft der ehrwürdige Greis; „nimm deine Geliebte und führe sie als Gattin hieher; ich mache mich morgen zu meinem Jugendfreunde auf den Weg, er wird dem Sohne seines Waffenbruders die Hand seiner Tochter nicht versagen."

Mit dem nächsten Frühroth traten Vater und Sohn die Reise an. Conrad war bei dem Anblick des alten Sarnen aufs höchste erfreut, und Philipp ließ bald die beiden Jugendfreunde allein, um der geliebten Hildegarde auf einem Spaziergange die Ursache des Besuches mitzutheilen, und ihre Gesinnungen gegen ihn zu erforschen. Als sie auf der Höhe des Gletschers angelangt waren, wohin sie Philipps Wunsch zufolge ihren Weg genommen hatten, maß er die Höhe desselben mit sorgenden Blicken. „Noch denk ich mit Schrecken, mein theures Mädchen! deiner letzten Schilderung, die du mir von den dir drohenden Gefahren machtest. Seit der

Zeit, glaube es mir, fühle ich erst ganz, wie werth du mir bist. Könntest du dich entschließen," fügte er zärtlich hinzu, „dich der Gefahr entziehend, mir zu folgen und mein geliebtes Weib zu werden? Unsere Väter sind in diesem Augenblick vielleicht schon einig, und die Entscheidung meines Glückes hängt jetzt nur noch von dir ab." Verschämt blickte Hildegarde zu ihm hinauf, und gestand dann sanft erröthend, daß er ihr von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an nicht gleichgültig gewesen sey. Gern, versicherte sie, würde sie ihm ihre Hand reichen, wenn ihr Vater einwillige, daß dieser indeß es nicht unbedingt thun würde, wisse sie gewiß.

„Was kann er fordern, das meiner Liebe auszuführen zu schwer wäre?" fragte Philipp lebhaft.

„Ein altes, von meinen Eltern hochgeachtetes Familiengesetz," erwiederte Hildegarde, „gebietet mir strenge, als einzige Tochter die Hütte, in der ich geboren ward, nie zu verlassen."

Und die Lavine? rief Philipp erbleichend. —

„Begräbt mich dann mit den Meinigen," versetzte mit ruhigem Lächeln Hildegarde, — und beide kehrten in ernster Betrachtung zur Wohnung zurück.

Conrad hatte mit Freuden eingewilligt, verlangte indeß durchaus, sich auf jenes Familiengesetz berufend, daß das junge Paar bei ihm wohnen müsse. Er blieb auch ungerührt bei Philipps Flehen, der seine Bitten mit denen seines Vaters vereinigte, und verlobte erst dann die Liebenden, als jener versprochen hatte, seinem Begehren zu willfahren. Die

Hochzeitfeier aber ward wegen der Sommerarbeiten bis zum nächsten Winter verschoben.

Philipps Seele beschäftigte sich nur mit zwei Gegenständen, mit der Liebe für Hildegarde, und der Sorge für die Rettung seiner Geliebten und ihrer Familie. Sein Vater war der Einzige, dem er die Angst, die ihn folterte, äußern konnte, denn Conrad spottete jedesmal seiner Furcht, wenn er ihm seine Besorgnisse mittheilte. Mit dem nahenden Winter und den fallenden Blättern vermehrte sich Philipps Angst, und er ergriff eifrig den Rath, den ihm sein besorgter Vater gab, sich zu einem unter dem Namen des alten Hirten vom Berge bekannten und in Conrads Nähe wohnenden Greise zu begeben, von dem man behauptete, daß ihm die Gabe verliehen sey, den Sturz der Lavinen vorauszusehen.

Philipp machte sich sogleich auf den Weg, besuchte indeß zuvor die Wohnung seiner Hildegarde, um ihr sein Vorhaben mitzutheilen. Sie erbleichte bei seiner Rede, und erzählte ihm, als er dieserwegen in sie drang, daß, als sie einst dem alten Hirten auf dem Gletscher begegnet sey, derselbe sie angeredet und mit Bedeutung gefragt habe, ob sie nicht in dieser Hütte wohne? Als sie hierauf bejahend geantwortet, habe er seufzend ausgerufen: „dann beklage ich dich, armes Kind," und sey darauf schnell verschwunden. „Ich hätte," fügte sie hinzu, „diesen Vorfall meinen Aeltern mittheilen können, allein ich würde ihnen nur unnöthige Sorgen gemacht haben, denn selbst die Gewißheit des Todes würde sie

nicht bewegen, den Schwur zu brechen, hier ihre Asche dereinst mit der meiner Großältern zu vereinigen."

Ihre Worte vermehrten Philipps Sehnsucht nach dem wahrsagenden Hirten. Schnell eilte er von hinnen, auf dem ihm von Hildegarde beschriebenen Weg, der Wohnung des Räthselhaften zu, und langte bei derselben, nach Uebersteigung vieler schroffen Felsen und Klippen, an. „Ich vermuthe, was dich zu mir führt," sprach der ehrwürdige Greis, nachdem er dem Jünglinge einige Erfrischungen gereicht hatte; „gewiß hat dir deine Braut meine jüngste Warnung mitgetheilt."

„So ist es, mein Vater," erwiederte Philipp, und begann nun, den Alten mit einer Menge Fragen über die Lavinen und seine Gabe, deren Sturz vorauszusehen, zu bestürmen.

„Allerdings, versetzte dieser, „weiß ich, wann sich der Schnee auf den Bergen löst. Doch nicht übernatürlichen Mitteln, mein Sohn, verdanke ich diese Kunde, wie die Bewohner der Umgegend thörichter Weise behaupten; die Natur allein ist mein Orakel; hundert Winter sah ich wiederkehren, während achtzig beobachtete ich und sammelte Erfahrungen; ich habe diese Berge und Felsen gefragt, und ihre stumme Antwort verstanden."

Nachdem er so den Jüngling über die Art und Weise seiner Untersuchungen belehrt hatte, versicherte er, daß jener Schnee, der sich an dem Felsen, an dessen Fuß Conrads Hütte läge, in Masse aufge-

thürmt habe, ohnfehlbar im nächsten Winter herabstürzen müsse, daß er indeß durch manche Erfahrungen in den Stand gesetzt sey, den Sturz der Lavine 24 Stunden vorher zu verkünden. Philipp ließ sich von dem freundlichen Alten ein feierliches Versprechen geben, daß er ihn warnen wolle, wenn sich für die Wohnung seiner Geliebten Gefahr zeige, kehrte dann zu dieser zurück und erzählte ihr den Erfolg seines Besuches bei dem alten Hirten vom Berge.

Gemeinschaftlich beschäftigten sich nun beide, ein Mittel aufzufinden, Conrad und Elisabeth dem sichern Untergange zu entziehen. Die Liebe ist erfindungsreich; bald waren sie mit ihrem Plane im Reinen, und beschlossen, es so einzuleiten, daß der Tag ihrer Verbindung erst dann bestimmt werden sollte, wenn der Alte vom Berg ihnen anzeigen würde, daß Gefahr drohe. Philipps Vater sollte dann fest auf sein Verlangen bestehen, die Hochzeit in seinem Hause zu feyern, und so das geliebte Aelternpaar während des Sturzes der Lavine von der Hütte entführt und gerettet werden.

Philipp hatte kaum seinen Vater von allem unterrichtet, als der freudige Alte sich sofort wieder zu seinem Waffenbruder auf den Weg machte, und ihm erklärte, wie er darauf beständе, die Vermählungsfeyer in seinem Hause zu begehen. „Es ist," rief er lebhaft aus, „wohl das Geringste, was Du mir bewilligen kannst, mir, der ich Dir meinen Philipp auf immer überlasse. Keine Einrede, Dei-

ne Freunde, Deine Nachbaren, alle Bewohner dieser Gegend lade ich ein, sie sollen Theil an unserer Freude nehmen."

Sommer und Herbst entschwanden, ohne daß Philipp, der fast eben so oft in Conrads Hütte, als in seiner väterlichen Wohnung weilte, in denselben gedrungen hätte, den Tag seiner Verbindung mit Hildegarden zu bestimmen, worüber der ehrenfeste Alte oft bedenklich sein Haupt schüttelte. Endlich erschien der Winter im eisigen Gewande, und der Schnee bedeckte bereits seit einigen Tagen das Gefilde mit seinem glänzenden Schleier: da trat eines Tages der alte Hirte vom Berge in Sarnens Wohnung, und sprach im zuversichtlichen Tone zu Philipp: „Die Stunde der Gefahr naht, mein Sohn, rette deine Geliebte und ihre Aeltern: bevor die Sonne uns zum drittenmale mit ihren freundlichen Strahlen erscheint, begräbt die Lavine Conrads Hütte und ihre Bewohner."

Philipp verlor keinen Augenblick. Mit Pfeilesschnelle flog er in die Wohnung seiner Geliebten. Angst und Besorgniß ließen ihn kaum Worte finden. „Morgen, theurer Vater!" sprach er, sich zu Conrad wendend, „morgen, wenn es Euch recht ist, reich' ich Eurer Tochter meine Hand am Altare, es ist in meines Vaters Wohnung alles bereit, er erwartet uns mit Sehnsucht, kommt und folget mir." — Conrad war über die Eile, die jetzt den Jüngling trieb, eben so sehr verwundert, als früher über sein langes Schweigen. Trotz seines hohen

Alters noch immer lebhaft und Freund von raschen Entschlüssen, widerstand er indeß nicht lange den dringenden Bitten seines künftigen Eidams, und traf sogleich Anstalt, um sich am nächsten Morgen mit seiner Gattin und allen Bewohnern der benachbarten Hütten nach der Wohnung seines Jugendfreundes zu begeben.

Kaum vergoldete Aurora die blendenden Gipfel der riesigen Berge, als sich auch sämmtliche Hochzeitgäste, des häufig fallenden Schnees nicht achtend, in den von dem sorgenden Philipp in hinreichender Anzahl mitgebrachten Schlitten zur Feier des fröhlichen Festes auf den Weg machten.

Philipp blieb, unter dem Vorwande, den alten Hirten noch einmal zu begrüßen, mit seinem Schlitten ein Weilchen zurück, holte indeß mit seinem muthigen Renner die Uebrigen bald wieder ein.

Der Zug langte glücklich bei der Wohnung des alten Sarnen an, allein wer malt Conrads Erstaunen, als er beim Eintritt in eine zur Hochzeitsfeyer festlich ausgeschmückten Hütte in derselben das getreue Ebenbild seiner eigenen Wohnung erblickte. „Wo bin ich?" rief erstaunt der ehrwürdige Greis. „Du bist zu Hause," erwiederte Sarnen; „mein Sohn wollte Dich hier die Heimath wiederfinden lassen." Die Aehnlichkeit war in der That überraschend. An der Wand der hohe Schrank mit künstlich geformtem Schnitzwerk, neben dem Ofen den Lehnstuhl, auf welchem Conrad die Mittagsruhe zu halten pflegte, im Winkel das Spinnrad

der fleißigen Hausfrau, mit einem Worte, Conrad vermißte nichts. Was seine Seele indessen am meisten bewegte, war der Anblick seines Schwertes, welches nebst Speer und Helm unter dem Bilde seines geliebten Kaisers und Herrn auch hier wie in seiner Hütte das Zimmer verschönte.

„Ich danke dir, mein Sohn," sprach gerührt der Greis; „du hast mir Freude gemacht, indem du meinen geliebten Monarchen zum Feste ludest; allein ich werde ihn wieder mit mir nehmen, er darf mir daheim nicht fehlen."

Philipp führte nun, gefolgt von allen Anwesenden, seine geliebte Braut in die festlich prangende Kirche. Der fromme Priester vereinte ihre Hände und sprach den göttlichen Seegen über sie aus. Freudetrunken begaben sich dann alle zurück in den der Feyer geweiheten Saal, und jauchzten laut beim hellen Klange des Frohsinn verbreitenden Bechers. Da unterbrach plötzlich ein fernes Donnergetose den Jubel der glücklichen Menge. Die Bergbewohner kannten es nur zu gut. „Die Lavine, allmächtiger Gott, die Lavine!" schrien sie mit Entsetzen. Schon wollte alles fort, hin nach der Gegend, woher das Brausen zu kommen schien, als der alte Hirt vom Berge schnell ins Zimmer trat und sich zu Conrad wendend laut ausrief: „Die Lavine hat in diesem Augenblick Deine Hütte und die Hütte Deiner Nachbaren begraben, danke Gott für deine Errettung."

Alles verstummte vor Entsetzen, und als Conrad zuerst wieder Worte gefunden hatte, sprach er

gerührt zu seinem Eidam: „Du warst weiser, als wir, mein Sohn, ich danke dir mein Leben und das meiner Elisabeth.“ Und das unserer Hildegarde, rief lebhaft die ehrwürdige Mutter. Und das Bild meines Kaisers, schloß der Vater, und Freudenthränen netzten ihm die narbigen Wangen. Als aber sein Blick auf die erschrockenen Nachbarn fiel, die mit todtenbleichen Gesichtern dastanden, und sich ob des sie betroffenen schrecklichen Unglücks nicht zu fassen vermochten, da ergriff es ihn mächtig, und er eilte augenblicklich hinaus in das Zimmer, das man ihm zum Schlafgemach angewiesen hatte. Schnell kehrte er zurück, jenes Kästchen, welches die einst als Belohnung empfangenen Kostbarkeiten einschloß, unter dem Arm tragend. Ernst setzte er es auf den Tisch, eröffnete es, breitete den reichen Inhalt vor ihren Augen aus, und sprach dann zu den Unglücklichen mit feierlichem Tone:

„Der Kaiser Rudolph, glorreichen Andenkens, dessen Gebeine zwar im Grabe ruhen, dessen Seele aber im Paradiese den Lohn für ein frommes, thatenreiches Leben empfängt, und dessen Bild an jener Wand prangt, hat einst die Gnade gehabt, meine geringen Dienste mit diesen kostbaren Geschenken zu belohnen. Ich brachte sie mit hieher, um sie als Mitgift meiner Tochter meinem Eidam zu überreichen, der sie gewiß eben so wie ich nur zum Gedächtniß des heldenmüthigen Fürsten aufbewahrt haben würde. Der Augenblick ist gekommen, Gebrauch davon zu machen; ich werde sie nach Basel

senden, um von dem daraus gelöseten Gelde Eure Hütten neu zu erbauen und Euch überhaupt mit dem Nöthigen zu versorgen." —

„Bis dieses geschehen ist, weilet Ihr bei mir," rief Philipps Vater. Da brachen die von Erkenntlichkeit überströmenden Herzen laut in Worte aus. „Nicht uns gebührt Euer Dank," sprach der bescheidene Conrad. „Hier steht unser Erretter, ihm nächst Gott danken wir alle unser Leben; Preis und Lob dem Allmächtigen in der Höhe, und Dank dem alten Hirten vom Berge."

Bei diesem Ausruf sanken alle Anwesenden nieder zu den Füßen ihres Wohlthäters.

Ein Frühling am Rhein.

Erzählung von d. W.

„Aber vor allen Dingen, mein lieber Sohn, mußt Du über Dein Brotstudium nicht das Violinspiel vergessen. Wir haben es in der Revolution erfahren, wie wandelbar das Schicksal der friedlichsten Menschen ist, wie wenig wir darauf rechnen dürfen, was uns durch Erbrecht einst anheim fallen mag. Habe ich doch selbst auf meinem Schlosse manchem französischen Abt und Baron eine Zufluchtstätte eingeräumt, der, im Wohlleben erzogen, sich genöthigt sah, irgend eine Liebhaberei, die in seiner Jugend nur müßige Stunden ausgefüllt hatte, zum Er-

werbszweige zu wählen. Der Mann muß auf sich allein stehen können. — Dir gab nun die Natur einiges Talent zur Musik; vernachlässige dies nicht. Ich lege Dir hier in der Abschrift einen Brief bei, den der berühmte Joseph Tartini an seine Schülerin, die Signora Magdalena Lombardini *), schrieb. Mein Sohn, den beherzige statt des Unterrichts, den Du nirgends mehr so gründlich finden kannst. Merke Dir aus der alten Urkunde, die mir über alle Violinschulen des Conservatoire geht: Du mußt unumschränkter Meister Deines Bogens zu werden suchen; diesen Zweck erreichst Du nur durch fleißige Uebung des messa di voce; sodann befasse Dich immer vorzugweise mit den halben Applicaturen, suche ferner, mit dem vierten Finger besonders, ein eben so gewandtes Trillo zu schlagen, als mit den übrigen. Und nun will ich noch etwas erinnern, was ich im Tartini, der sich nur über das Mechanische verbreitet, nicht finde. Suche Dir einen kräftigen, an die Seele sprechenden Vortrag anzueignen, indem Du die Finger fest in die Saiten drückst, als sollten sie das Organ seyn, durch welches Dein volles Herz sich ergießt."

Mein guter Vater mochte wohl Recht gehabt haben, wenn er mir von seiner Bury aus, in die er sich jetzt, nach erhaltener Entlassung von Staats-

---

*) Es ist die, als geschickte Violinspielerin und durch ihre Violinconcerte bekannte Madame Sirm.

dienſten zurückgezogen hatte, jene Zeilen ſchrieb. Aber damals, im erſten Strudel des akademiſchen Lebens beachtete ich leider die trefflichen Winke noch zu wenig. Ein Wildfang war ich zwar nie geweſen; ich hatte an der Muſik auch wirklich Geſchmack gefunden, beſonders ſeitdem ich ſah, daß ſie mir in Verhältniſſen, wo nur der Menſch als ſolcher gilt, den Zutritt in die liebenswürdigſten Zirkel eröffnete. Aber ich hatte mich auch damit begnügt, nur rein zu ſpielen, und in der ſoliden Stamitziſchen Manier, die der alte Organiſt unſerer Schloßkirche auf ſeinen Sohn, meinen Lehrer, vererbt hatte, vom Blatte etwas vortragen zu können. Es war mir wohl manchmal das Gefühl gekommen, als fehle dem Ganzen noch etwas, wie der letzte Guß; die guten Lehren, an denen es mein Vater nicht fehlen ließ, hätten mir wohl auch die Augen öffnen können; allein ich empfand das Göttliche der Kunſt, das war mir genug, und ich dachte nicht daran, daß man dieſes eigene Gefühl in den Tönen auch ausdrücken müſſe, um auf die Seele anderer zu wirken.

So waren bereits drei Winter vergangen; der letzte, welchen ich, der väterlichen Weiſung gemäß, auf einer ſüdlichen Univerſität zubrachte, beendigte meine Studien.

Die Natur erwachte im herrlichen Süden, es fing der Weinſtock, der Mandelbaum an zu blühen; vor meinen Fenſtern ſah ich das in meiner nordiſchen Heimath Niegeſehene, ſah ich, was ich bisher nur bei Dichtern geleſen, verwirklicht: Weinberge,

deren Gipfel mit Blüthenschnee überdeckt waren, das unbeschreiblich schöne Blaue, was an den Bergen in weitester Ferne zu hängen schien, wenn die Sonne unterging, und all' das Köstliche, was der Eingeborne nur zu oft als prosaisch und alltäglich übersieht. Von meinem einsamen Zimmer, das ich in einem abgelegenen Theile der Stadt mir gemiethet hatte, schaute ich an einem stolzen Felsen hinauf; oben lagen die malerischen Trümmer einer alten Burg, die mir ernste Erinnerung der Vergangenheit zuzuwinken schienen. Es hob sich in mir ein Gefühl himmlischer Wonne, ich wurde Enthusiast, seitdem eine Welt vor meine sehenden Augen gezaubert war, die sich meine Phantasie bisher kaum geträumt hatte.

Meine neuen Freunde, welche meist ein gleicher musikalischer Sinn zusammengeführt hatte, pflegten mich noch mit einer andern Aussicht zu necken, die mir eins meiner hochliegenden Fenster gewähren sollte. Ich übersah von da aus einen anmuthigen Garten, und dieser sollte dem schönsten Mädchen der Stadt zum einzigen Platze angewiesen seyn, wo sie sich ungestört aufhalten dürfe. Das Mädchen wurde mir bald als beherrscht von zwei alten, bigotten Tanten, die beide, obgleich nicht häßlich, unglücklich in der Liebe gewesen wären, und als in demüthigster katholischer Devotion erzogen, geschildert. Ich gestehe, alles, was ich von meiner schönen Nachbarin erfuhr, erregte meine besondere Theilnahme, wie ich sie noch nie, selbst gegen keine ihres

Geschlechts empfunden hatte. Mit einer gewissen Sehnsucht hatte ich oft an dem magischen Fenster in den stillen Nächten des Winters gestanden, hatte hinübergeblickt auf das Dach, unter welchem die schöne Dulderin, bewacht von ihrem Großvater und zweien eifersüchtigen Muhmen schlummerte. Ich hatte mir dann den winterlich-öden Garten mit allem Schmuck des Sommers ausgestattet und sie zwischen den Blumenbeeten wandelnd gedacht, im dunkeln Sommerkleide mit weißer Krause, ein schwarzes Brevier auf den schönen, gefalteten Händen liegend, die seidnen Augenwimper in Andacht gesenkt, ihr langes Haar in ungekünstelten Flechten herabwallend. An jenem von Schnee kristallisirten Rosenbusch, der jetzt blätterlos da stand, mußte, so meynte ich, meine holde Nachbarin nothwendig die ersten Rosen für ihren Großvater gebrochen haben.

So schwärmte ich in dem bezauberten Süden, und will man die dunkeln Gefühle jener Stunden die erwachende Liebe nennen, so war ich wenigstens nur in ein Ideal verliebt.

Die Kinder meines Hauswirths nannten den Namen meiner Nachbarin Sophie. Es ist gewiß, daß das geheimnißvolle Wesen, welches die schöne Sophie umgab, und sie allen, auch den zudringlichsten Blicken der weniger blöden Modeherren entzog, damals seinen reichlichen Antheil an der Verschönerung meines Ideals hatte. Wenn dabei die Andacht eines betenden Christen etwas ungemein Rührendes und Ansprechendes hat, so ist die Frömmig-

keit eines schönen und unschuldigen Mädchens zuverlässig noch viel anziehender. Vollends mußte es den für das Ehrwürdige des katholischen Ritus empfänglichen Jüngling hinreißen, wenn er sah, wie Alle in der Stadt, kam die Rede auf die Familie meiner Nachbarin, ihren verläumderischen Zungen Stillschweigen auferlegten, und die Bessern vom Lobe ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Häuslichkeit, ihrer edeln Bildung überströmten. Ich hatte mich von der hohen Auszeichnung selbst überzeugt, welche der, durch sein Alter, wie durch seinen gottähnlichen Lebenswandel allgemein verehrte Dechant bei jeder öffentlichen Gelegenheit meinen Nachbarn wiederfahren ließ. Bei einem feierlichen Umzuge durch die Stadt hatte er die Hostie vor ihnen gesenkt und sie durch ein dreimaliges Kreuz gesegnet. Der Großvater ward als Lehrer und Arzt fast angebetet; jeder wußte Züge von seiner Menschenfreundlichkeit und seiner uneigennützigen Berufsthätigkeit. Als einmal bei einer Procession alle Straßen, durch welche dieselbe kam, mit Blumen bestreut waren, hieß es, nur er könne der Urheber dieser schönen, frommen Handlung gewesen seyn.

Was mußte in dem Umgange eines solchen Mannes nicht aus seiner Enkelin für ein liebenswürdiger Engel werden? Er schien sich wirklich zu etwas Höherem bestimmt zu haben; denn warum unterschied sich sonst ihre Erziehung so sichtbar von der der übrigen Töchter der Stadt? Warum vermied er so sorgfältig den nähern Umgang jedes jüngern Man-

nes, so viele gebildete und wackere Akademiker sich auch um den Zutritt in das Haus, wo so viele Reize wohnten, bemühen mochten?

Alle jene kleinen Züge setzte ich mir nun zu einem Gemälde der lieblichen Klausnerin zusammen, die mein ganzes Wesen überwunden hatte. Aber gesehen — gesehen hatte ich sie noch nicht, wenigstens nicht anders als streng verschleiert, wenn sie Morgens an der Seite einer ihrer Tanten aus der Messe zurückkehrte, die, beiläufig gesagt, nie von ihnen versäumt wurde. Zwar wußte ich meinen Weg in's Collegium stets so zu nehmen, daß sie mir begegnete. Ob sie mich aber bemerken, ob sie nicht unser Begegnen für zufällig halten konnte, darüber hatte ich niemals nachgedacht. Aufblicken hätte ich um keinen Preis können; eine unbeschreibliche Aengstlichkeit hielt mich zurück. Und wie gern hätte ich doch das holde Gesicht gesehen!

Nur einmal sah ich ihre kleine schneeweiße Hand, als sie einer armen Frau, die mit ihren bleichen Kindern am Wege stand, ein Almosen reichen wollte und den Handschuh auszog, vermuthlich weil sie die Gabe sonst nicht schnell genug finden, die Thränen nicht unbemerkt genug trocknen konnte. Ein allerliebster Zug!

Wer verargt es mir, daß ich mich bemühte, in dem Kreise, der so viele Schönheit und Tugend umschloß, einheimisch zu werden? Aber du lieber Himmel, Andern war jedes Bemühen der Art fehlgeschlagen und ich sollte dazu Muth und Ausdauer

haben? Bei meiner gewöhnlichen Schüchternheit und hier vollends, wo eine geheime Verschämtheit mich zurückhielt!

Es blieb mir wahrlich nichts, als mich einsam meinen Gefühlen zu überlassen, und meinem Instrumente vertraute ich die Empfindungen an, die meine Brust preßten. Noch in später Mitternacht stand ich an dem bezauberten Fenster und blickte sehnsüchtig in den Garten und auf das stille, friedliche Dach, und machte dem Drange meines Herzens Luft, indem ich in Tönen das unaussprechliche Geheimniß verrieth. Hätte mich mein alter Vater in den Augenblicken gehört, vielleicht würde er sich gewundert haben, wie schwer und bedeutend mein leichtes Spiel geworden war, wie krampfhaft meine Finger sich in die Saiten eindrückten, wie der Bogen zitterte, als sey es ihm unmöglich, dringender das gewaltige Gefühl auszupressen.

So war der Lenz erschienen; aber noch hatte meine schöne Nachbarin keinen Schritt in den Garten, der ja ihr einziger Aufenthalt seyn sollte, gethan.

Jetzt nahte der Ablauf meiner Akademischen Studienzeit. Eines Morgens faßte ich den Entschluß, vor meiner Abreise doch wenigstens einmal die katholische Kirche des Ortes zu besuchen; das erste Mal, daß ich, in der strengsten Zucht meines Glaubens erzogen, ein anderes Gotteshaus betrat. Eine gewisse Beklommenheit, der Eindruck einer dem Ewigen geweihten Stätte, begleitete mich.

Endlich hatte ich zögernd die Stufen des Hochaltars erreicht; sanft rührte mich der Anblick so vieler in stiller Gemeinschaft knieender Menschen, welche hier, beleuchtet von den Stralen der Frühsonne, die durch die hohen Kirchenfenster schien und das Allerheiligste vergoldete, dem Gotte am Kreutz ihre Andacht darbrachten. Es war als zöge mich ein unsichtbarer Arm, auch niederzufallen, als ich durch einen neuen Gegenstand wunderbar überrascht war.

Ueber einem der Nebenaltäre hing ein Marienbild, Sospitatrici überschrieben; die Mienen dieser Maria hatten etwas unbeschreiblich Mildes, Jungfräuliches, Gottergebnes. In dem sanften Auge, in dem lächelnden Zuge ihrer Wange schien die Verheißung zu liegen, daß sie das fromme Gebet der Gläubigen vermittle. Ich war zu wenig Maler, um das Technische des schönen Bildes beurtheilen zu können, um so reiner und unbetrübter war meine Bewunderung dieser überirrdischen Schönheit.

Dabei schien das Bild wie aus bekannten Zügen zu mir zu sprechen. Recht deutlich wußte ich mir aber diese Empfindung nicht zu erklären; entweder ich träumte jetzt, oder ich hatte dasselbe Gesicht sonst einmal gesehen. Ich kannte damals die Erfahrung noch nicht, die ernsten fühlenden Menschen nicht selten begegnet, und die vielleicht ein Vorgefühl des Zustandes nach dem Tode ist: daß uns nemlich Scenen oder Gesichter im Leben plötzlich wie alte Bekannte vorkommen und man sich doch nicht besinnen kann, wo man dieselben erlebt oder gesehen hat.

Mochte es aber seyn was es wollte, das mich unwiderstehlich zu dem Madonnenbilde hinzog, es nahm mein ganzes Bewußtseyn gefangen und ich stand da und weidete mich an den lieben, holden Gesichtszügen in seligem Wonnegefühl.

Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich den Blick von dem Bilde nach langem Anschaun unwillkührlich auf eine neben mir Knieende senke, und — o wundervolles Zusammentreffen! in ihr die Heilige selbst zu sehen glaube. Es war, als wenn das Wunder alter Tage sich vor mir erneute. Ich schien mir dem Irdischen entrückt, ich sah das Ideal meiner Phantasie, das Höchste, was ich mir aus allen weiblichen Reizen zusammengesetzt hatte, belebt; ich schwebte in höhern Welten, die Seele von dem starrenden Körper losgetrennt. O so habe ich mir oft den Augenblick des letzten Entschlummerns gedacht! Auch der Leichtsinnigste machte sich gewiß eine Vorstellung von seinem Zustande, wenn nun die Maschine in der irdischen Hülle stockt, wenn das Geistige vom Sinnlichen sich losfagt. Es muß dem Entschlummerten seyn, als falle ein dichter Nebel plötzlich nieder und die himmlisch schöne Gestalt der Vollendung steige an dem klaren Himmel empor, das ersehnte Ziel all unsers Sehnens und Strebens stehe unverhüllt vor ihm, und das Unbegreifliche löse sich leicht und klar.

Wohl fühle ich das Mangelhafte dieser Darstellung; aber welche Sprache vermag Zustände zu schildern, wo die Seele das Unendliche selbst ahnet?

Erschrocken hatte die Knieende indeß den gelüften Schleier wieder fallen lassen, sich still erhoben und entfernt.

Noch sah ich sie hineilen durch den hohen Kreuzgang, aber meine Füße waren wie angewurzelt; ich wäre ihr so gern, so herzlich gern gefolgt, schien sie mir doch all meine Ruhe, all mein Glück mit sich fortzunehmen, aber ich hätte doch um keinen Preis jetzt von der Stelle weichen können.

So mochte ich eine lange Zeit in dumpfem Hinstarren nach der Thür', durch welche das Ebenbild der Heiligen verschwunden war, gestanden haben, als Jemand mir auf die Schulter klopfte und mich aus den süßen Träumereien riß. Es war einer meiner Freunde, der mir zuredete, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Der Grausame zog mich herab aus dem Himmel meiner Gefühle; ohne zu wissen, was ich that, willigte ich ein. Wie oft habe ich es nachher bereut und mich an diese Stätte zurück gesehnt, wo ich wie angewurzelt gestanden, wo das schöne Madonnenbild mir zugelächelt, wo die reizende Erscheinung verschwunden war!

Nicht einmal von dem Bilde hatte ich Abschied genommen, der letzte Pfeiler des Gewölbes verdeckte es mir schon, als ich mich umsah, und meinem Freunde den Wunsch zu verrathen, schämte ich mich, aus Furcht, die Empfindungen, die sich in meinem Innern durchkreuzten, laut werden zu lassen, und damit seinem Scherze zur Zielscheibe zu dienen.

Dieser Begleiter gab mir denn einen traurigen Aufschluß darüber, warum ich meine Nachbarin, die nun doch einmal der Gegenstand meiner liebsten Betrachtungen war, und an meinem wunderlichen Zustande in der Kirche mehr Antheil haben mochte, als ich selbst dachte, noch nicht in dem Garten gesehen und überhaupt wohl schwerlich jemals wiedersehen werde. Es gehe das Gespräch, daß sie schon lange Zeit mit den Anstalten zu einer Reise beschäftig und jetzt vielleicht schon längst unter Weges sey.

So sehr ich auch den Eindruck, den diese Nachricht auf mich machte, zu verbergen suchte, so wirkte sie zu heftig; ich mußte meinen Freund unter irgend einem Vorwande verlassen.

Ich stürzte auf mein Zimmer, es kam mir wie verödet vor. Jetzt stand es klar vor meiner Seele: das Gefühl, welches mir bisher die liebste Begleiterin in meinen einsamen Betrachtungen gewesen war, welches mich jetzt so unaussprechlich glücklich machte, mußte die Liebe seyn, von der ich so viel gehört und gelesen. Vergebens kämpfte dagegen meine Vernunft mit den wichtigsten Gründen, da der Gegenstand meiner Liebe doch immer nur eine excentrische Geburt meiner Phantasie war. Manchmal durchzuckte mein Innres der Gedanke, daß ich in meinem entsetzlichen Wahne offenbar zwei Wesen umfaßte, und daß, wenn die Erscheinung dort in der Kirche dem Ideal entsprach, das ich mir von weiblicher Huld und Lieblichkeit zusammengesetzt, sie von meiner an-

gebeteten Nachbarin völlig verschieden sey. Das Peinliche dieses Gefühls überwältigte mich; alles schien für mich verloren, dumpf brütete ich über dem Unergründlichen. Erst nach langem Besinnen ergriff ich meine alte Trösterin, das Instrument, welches neben mir auf meinem Bette lag, und was wir im ersten Anfalle meines Schmerzes gewiß peinlich gewesen wäre, gab mir jetzt Beruhigung. Ich suchte in den Tönen mich selbst wiederzufinden, und mein Klagespiel strömte hinaus in die frische Frühlingsluft, und die scherzenden Winde trugen die bangen Melodien in's Weite, als wollten sie mitfühlenden Wesen sie überbringen und dadurch meinen unendlichen Schmerz theilen.

Rasch war ich entschieden. In's Freie stand mein Sinn, hinaus in den lächelnden Frühling. Dort hoffte ich meiner Sehnsucht Herr werden zu können; oben auf den Bergen hoffte ich die Ruhe wieder zu finden, die ich unten im Thale verloren hatte. Meine Studien waren beendigt; die Absicht meines Vaters war ja, daß ich jetzt reisen sollte. Wie? das hatte er mir nicht vorgeschrieben; nur gegen die gewöhnliche Art zu reisen, wo man im Fluge einige wichtige, schon tausendmal besuchte Punkte wieder besucht, ohne Ausbeute für Herz und Geist zu gewinnen, hatte er sich oft erklärt. Diese Art würde mir aber auch eben so wenig zugesagt haben.

Vier meiner Freunde waren am engsten mit mir verbunden; oft hatten wir durch unsern Gesang ge-

sellige Zirkel des Winters erheitert, jeder von uns war außerdem eines Instruments mächtig. Mein Plan war also, mit diesen, im Geiste der alten Minnesinger, etwa eines Ulrich von Lichtenstein, eine fröhliche Kunstreise zu unternehmen, und durch unser kleines Talent die Bewohner der schönen Rheingegenden zu erfreuen. Die Freunde, denen ich meinen Reiseentwurf mittheilte, billigten ihn jubelnd. Um jeder ungebetenen Theilnahme vorzubeugen, fanden wir uns noch an demselben Abend insgeheim in den Ruinen, die meinen Fenstern gegenüber lagen, zusammen; ein Diener trug unser Gepäck. Freiheit, frohe Erheiterung durch die Kunst, Genuß der schönen Natur und Verkehr mit empfänglichen Menschen, diese mochten in Hütten wohnen oder in Pallästen, das waren die Bedingungen unserer Reise. Nebenher konnte ich auch den Wunsch nicht bergen, einmal in irgend einer romantischen Gegend der lieblichen Nachbarin oder der Erscheinung in der Kirche, deren entfernteste Spur verschwunden und unerspählich schien, zu begegnen.

So brachen wir auf, und zogen bergan und waldeinwärts, froh begeistert über die Zukunft, die so schön vor uns lag. Eben kam der Mond hinter den Bergen, die das Thal von der andern Seite begränzten, hervor, und überstrahlte die in stillen Frieden ruhende Landschaft. Nur der die Windungen des Thals verfolgende Gießbach unterbrach mit seinem entfernten Rauschen die heilige

Feier der Nacht. Bald hatten wir eine hohe, freie Felskuppe erreicht, auf der wir einen Augenblick, um die nächtliche Landschaft ruhiger zu betrachten, uns lagerten. Hingerissen von dem ernsten Schweigen der Nacht und von dem Gefühl, hier ungesehen, hoch oben über den schlafenden Thalbewohnern, den Wolken näher zu seyn, erhoben wir uns einmüthig und brachen in einen vierstimmigen Lobgesang Gottes aus, der in der Abgeschiedenheit uns selbst fast so schauerlich klang, daß wir in den stillen Pausen kaum zu athmen wagten:

In der Nacht, in der Nacht
Werde Dank gebracht
Dem Herrn!
Der Fels halle wieder
Unsre Lieder,
Uns leite sein Stern
Durch die Nacht.

Wie so schön, wie so schön
Ist es auf den Höhn!
Ihm Preis,
Dem Berge und Meere
Jubeln Chöre!
Singt betend und leis:
Wie so schön!

Hoch empor, hoch empor
Flammt der heil'ge Chor
Und schallt!
Von dort strömt der Segen
Euren Wegen,
Wenn rüstig ihr wallt
Hoch empor!

Noch einmal gelobten wir, treu die Bedingungen unserer Fahrt zu halten, vorzüglich daß keiner den

Andern in seiner freien Neigung störe. Der eigne Wille solle uns leiten, uns vereinigen und trennen. Der Griff eines alten Degens, den einer von uns zu tragen pflegte, machte das Kreuz, auf dem wir schwuren, und der heraufgestiegene Mond sandte von seiner einsamen Bahn einen milden Strahl auf die verschlungenen Hände.

Darauf ging es lustig und wohlgemuth tiefer in den Wald. Als wir endlich unter hohen Eichbäumen einen freien Rasenplatz endeckt hatten, machten wir Halt, und wiegten uns hier in erquickenden Schlaf, um mit gestärkten Kräften den Morgen zu begrüßen.

War es der trauliche Genuß der Freundschaft, war es das Seltsame unserer Wanderungen, oder etwa auch der freie, lebenslustige Sinn, den das Leben in der weiten Natur mit gleichgestimmten Seelen erregt: — Die Ereignisse der letzten Tage meiner akademischen Laufbahn traten immer mehr in den Hintergrund. Sie erschienen mir nur im Schlummer als holde Traumgestalten, und der magische Zauber der Sehnsucht wirkte sanfter, ich kann sagen, wohlthätiger auf mich ein. Auch meine alte Heiterkeit kehrte wieder, und unterdrückt die Bemerkungen, die sich zuweilen meinen Gefährten aufgedrungen haben mochten. Auch ihnen sagten die ungebundenen, wirklich poetischen Fahrten täglich mehr zu. Wir durchwanderten die romantischen Gegenden des südlichen Deutschlands, und je einsamer und wilder die Landschaft wurde, desto heller jubel-

te unser Gesang. Dieser machte uns bei Vornehmen und Geringen zu willkommnen Gästen, und die interessantesten Bekanntschaften und die fröhlichsten Abentheuer folgten oft rasch auf einander.

Einmal hatten wir einen Hügel erstiegen, der eine weite Aussicht über ein waldiges Thal gewährte, aus dessen Mitte sich vor uns ein steiler, mit Fichten bewachsener Berg erhob. Hoch oben über die Fichten hinweg ragte an einem jähen Abhange ein Thurm; das goldene Abendroth schimmerte durch die alten, verfallenen Fensterbogen der Ruine.

Noch steht der schauerliche Berg vor meiner Einbildungskraft! Riesenhaft streckte sich das, Jahrhunderten trotzende Gemäuer empor; vergebens umschlangen schlanke Buchen das todte Gestein, vergebens berührten es die Strahlen der scheidenden Sonne mit ihrem warmen Hauche; es schien, als stände ein Verstorbener unter den Lebendigen, der sprachlosgewordene Zeuge längst gesunkener Geschlechter.

Durch das Läuten einer Glocke aufmerksam gemacht, erblickten wir weiter hin im Thale ein Kloster, diesseits desselben ein Dörfchen.

Wir stiegen in's Thal hinab. Hier erzählte man uns, daß es oben auf der grauen Warte nicht recht geheuer sei und nächtliche Gespenster ihr heimliches Wesen dort trieben. Die Ruine der alten Bergveste in dem hereinbrechenden Dunkel des Abends zog unser ernsthaft gewordenes Gemüth selt-

sam an. Unsre Wünsche begegneten sich, wir wollten oben die Nacht erwarten.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir bei dem äußersten Thor ankamen; es hatte sich ziemlich erhalten, doch war es dicht von wildem Gesträuch umwachsen. Wir hofften, hier schon das Ziel erreicht zu haben, das uns so geheimnißvoll herübergewinkt hatte, denn der endlose Schlangenweg, um den Berg herum in die dichte Waldung gehauen, hatte uns sehr ermüdet. Allein die alte Warte stand noch hoch über uns, auf dem äußersten Gipfel des Berges.

Endlich langten wir oben an. Der Tag hatte den letzten Abschied von der Erde genommen, und die Nacht breitete ihre Fittige selbst über die höchsten Berge aus.

Das bange Geheimniß des Dunkels, der alte Beherrscher der Gegend, der Thurm, und eine leise Ahnung reizten mich, hier zu übernachten. Ich theilte meinen Entschluß den Freunden mit und forderte sie auf, morgen mit mir den majestätischen Sonnenaufgang von dieser Höhe zu genießen. Allein keiner stimmte in den Vorschlag ein, da sie sich alle nach Erquickung und Obdach sehnten. Ich konnte nimmermehr diesen Platz verlassen. Der Abend war zu einladend, die alten Trümmer im bejahrten Forste blickten mich so seltsam an; eine leise Stimme schien aus den Wipfeln der Fichten mir zuzuflüstern: Bleib!

Mein Vorsatz stand fest; dicht am Fuß des alten Burgthums warf ich mich in das kühle Gras,

und erinnerte meine Genossen an die erste Bedingung unsrer Fahrt, an unser feierliches Gelöbniß. Sie mußten sich schon entschließen, von dem wunderlichen Abenteurer, dem sie fast lästige Zeugen zu seyn schienen, sich zu trennen. Kopfschüttelnd stiegen sie bergab, um unten im Dorfe, wo wir uns morgen wieder vereinigen wollten, ein Unterkommen zu suchen. Noch lange hallten ihre Tritte und ihre Anwünschungen einer guten Nacht von unten herauf und unterbrachen die tiefe Stille. Jetzt starb auch der letzte Wiederhall in der Entfernung hin. Ein feierliches, ernstes Schweigen herrschte in der weiten Natur. Dicht neben mir stand der Thurm mit seinem höllendunkeln Eingange. Es nahte die Stunde der Mitternacht. Nur je und je rauschte der Nachtwind durch die Blätter und gab den Schall von erscheinenden und verschwindenden Geistern. Es ward hier schauerlich kühl und ich stieg, um Schutz zu suchen, einige Schritte herab in das Innere des Hofraums der alten Veste. Die Stille war hier unten noch furchtbarer; hoch über mir ragte der Thurm grausenhaft in die Wolken. Jetzt brach aus den Zweigen der Bäume der Mond hervor und warf seinen falben Schein auf die Trümmer.

Lange hatte ich das finster ernste Gemälde hinter einem mich schützenden Gebüsche betrachtet, als es mir vorkam, wie wenn unter mir ein leiser Gesang tönte. Ich irrte mich nicht; er näherte sich der Gegend, wo ich lauschend lag, in gemessenem Schritte; es waren weibliche Stimmen.

Zuletzt vernahm ich deutlich folgende Strophen eines Grabliedes:

Friede den Entschlafnen!
Zucke der Zwietracht röthliche Fackel ins Leben:
Lächelnd senkt die seine der Engel, winkend
Friede den Entschlafnen.

Friede den Entschlafnen!
Taucht und versinkt die Lust im lockenden Strudel:
Ewige Freude grünt auf den Hügeln des Todes,
Friede den Entschlafnen!

Friede den Entschlafnen!
Winde sich Lorbeer und Gold um die Schläfe des Kummers,
Niederlegt ihr die Bürde der Sorgen im Sarge,
Schlummernde Gebeine!

Indeß war der Zug vor mir vorüber. Im Zwielicht des Mondes erkannte ich die düstre Tracht der Singenden; ein lederner Gürtel hielt ihr Gewand zusammen, an ihm hieng eine Geißel herab.

In einiger Entfernung von mir schienen sie sich zu verweilen; der Gesang verstummte. Aengstlich horchte ich auf. Jetzt traten sie den Rückweg an; sie sangen in der vorigen Weise, doch oft lauter und beherzter, fort, an mir wieder vorüber, den Berg langsam hinabsteigend:

Heil den Auferstandnen!
Durch die Klippen der Sünde trugt ihr die Tugend:
Euch erblühet am Grabe der Segen des Vaters,
Gnade der Verklärung!

Segen den Entschlafnen!
Mensch, was härmst du dich um die Geschiedenen?
Ihnen
Dornt keine Marter, es leuchtet im Abenddunkel
Gnade der Verklärung!

Immer leiser und leiser hallte es nach: Gnade; Friede, wiederholte eine Stimme aus den vorigen Strophen. Friede schloß der andächtige Gesang tief unten in der Ebene.

Ich war wieder meiner stillen Einsamkeit und meinen Betrachtungen überlassen. Die nächtliche Erscheinung war wirklich meinen wachenden Sinnen vorübergezogen, davon war ich überzeugt; es waren keine fleischlose Gespenster gewesen. Aber warum ging der Zug gerade in diese einsame hochliegende Ruine, warum in der Mitternachtsstunde? Der Gesang selbst hatte etwas so ungemein Rührendes, so fromm Andächtiges. Fast verdroß es mich, daß ich mich bei dem nächtlichen Treiben eines geheimen Schauders nicht entwehren konnte. Aber die Todenstille, die mich jetzt wieder umgab und auch durch das kleinste Geräusch nicht mehr unterbrochen wurde, war gar zu fürchterlich. Es schien dabei der alte Thurm, wie er hoch über mir in den Prachthimmel reichte, vom Monde nur noch schwach erleuchtet, mich recht finster anzustarren!

Glücklicher Weise erlag die erregte Phantasie endlich der Müdigkeit; spät schlief ich ein, von den Abwechslungen des Tags erschöpft, allmählig ruhiger nachsinnend über alles, was mir Seltsames begegnet war.

Die

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als mich ein Geräusch weckte. Ein alter Mann mit langem Bart, in der Hand einen weißen Stab, stand vor mir. „Fürchtet Euch nicht, junger Freund," redete er mich freundlich an, „ich bin der Schäfer der Heerden des Klosters der frommen Ursulinerinnen, das dort in der Tiefe liegt, und da wollt' ich Euch nur wohlmeynend gerathen haben: nehmt Euch vor meinem Schnober, seht da den großen Zottelhund, in Acht: der versteht keinen Scherz, wenn er Euch hier auf meiner Hut auswittert. Auch meyne ich, Ihr müßtet Euch verspätet haben, da Ihr den lichten Morgen verschlaft."

Ich dankte dem alten Manne und in der Hoffnung, von ihm vielleicht über mein nächtliches Abentheuer Aufschluß zu erhalten, fragte ich ihn ganz entfernt, ob hier nicht etwas Merkwürdiges sey.

„Ja freilich! Seht gleich da die alte Warte, sagte er. Vor Alters ist sie einmal zu einem Lazareth eingerichtet gewesen. Es traf sich gerade, daß der Eigenthümer dieses Berges zugleich die Oberaufsicht über die Feldspitäler hatte. Gott habe ihn selig, diesen menschenfreundlichen, edlen Herrn! Es müssen jetzt etwa achtzehn Jahre seyn, daß er starb. Das Lazarethfieber verschonte auch ihn nicht, und als der wackere Herr denn sah, daß sein letztes Stündlein gekommen war, da vermachte er in seinem letzten Willen den Berg als sein Eigenthum dem Kloster der heiligen Ursul. Die frommen Schwe-

stern aber haben hier oben ihren Friedhof angelegt und allda dem gottesfürchtigen Herrn ein kleines Denkmal errichtet. Alljährlich in der Stunde seines Verscheidens sollen sie hier der frommen Seele eine Todtenmesse begehen; doch geschieht's in aller Stille. — Wollt Ihr Euch den Thurm und das Todtenmal besehen, so folgt mir nur."

Mit Theilnahme hatte ich dem alten redseligen Vater zugehört, ich ging hinter ihm her.

Ein frischer Morgenwind wehte uns durch die Spalten des Gemäuers entgegen, als wir eine enge hölzerne Wendeltreppe hinankletterten. Hier und da sah man noch die Spuren der Gemächer, die zu Krankenzimmern gedient haben mochten. Ganz oben genoß ich eine herrliche weite Aussicht, die leider hin und wieder durch einen über dem Thal liegenden Nebel beschränkt wurde.

Um unsre Köpfe summte ein Bienenschwarm, der sich hier niedergelassen hatte: seine thätige Lebendigkeit machte ein sonderbares Gegenspiel zu der todten Einsamkeit des alten Gemäuers. Wie ich so über die morschen, bemoosten Zinnen hinabsah in die Ebene, traten die wechselnden Zeiten, die dieser Thurm bezeugen konnte, in ernstem Gemisch vor meine Seele. Zuerst der geharnischte Burgvogt, der hier der laurenden Gefahr nachspähte; später die schrecklichen Opfer einer mörderischen Schlacht, die hier langsam ihr Leben an den Wunden hinsterben sahen, und jetzt das Sinnbild friedlicher Geschäftigkeit in den Bienen, die neben uns arglos hin-

und herflogen und den Saft, den sie im frühen Morgenthau aus den Blumen gesogen, in die leeren Zellen trugen.

Mein alter Führer mochte merken, was in meinem Innern vorging. Er schwieg und überließ mich lange meinen Empfindungen. Dann gab er mir Bescheid über manche Sage, welche sich leichtgläubige Enkel von ihren Vorfahren über solche alte Bergschlösser überliefern lassen.

Nachdem er darauf brüderlich sein einfaches Morgenbrot mit mir getheilt hatte, stiegen wir die morschen Bretterstufen wieder herunter. Der Weg abwärts hinter einem dichten Gehölz führte uns auf den Gottesacker. Unter einer Trauerweide, die ihre zarten Zweige auf den Todtenhügel herabsenkte, stand das Grabmahl des edlen Mannes, von dem der Führer erzählt hatte. Es war ein einfacher Denkstein mit einem Aschenkruge.

Die Neugier reizte mich, einige Inschriften der nebenliegenden Grabsteine zu entziffern. Sie waren alle sehr unleserlich; der Grabstichel schien von keiner geübten Hand geführt zu seyn. Die Namen waren, wie ich erwartete, mir völlig unbekannt. Nur bei einem stutzte ich; diesen mußte ich irgendwo schon gehört haben. Ich betrachtete ihn noch einmal genauer:

Hier ruht in Gott

S o p h i e T h a l h e i m.

Allmächtiger! schrie ich auf, ohne zu wissen, wo ich war, so hieß ja —

Erschrocken sah ich um mich; der alte Mann entfernte sich eben, vermuthlich, seine Heerde wieder aufzusuchen. Der Name Sophie Thalheim, zuckte mir wie ein Stich durch das Herz. So hieß ja die schöne Unerforschliche, für die ich so oft dort in einsamer Kammer auf meinem klagenden Instrumente meine Sehnsucht ausgehaucht hatte! Nein, gewiß, ich irrte mich nicht. Zwar hatte ich nur einmal zufällig diesen, ihren eigentlichen Namen, gehört, da man sie sonst mit dem Namen des Großvaters zu nennen pflegte. Aber er war zu fest meiner Erinnerung eingeprägt. Und sie, welche als ein Ideal im mildern Glanze vor meiner Seele schwebte, zu der jetzt wieder plötzlich die glühendste Liebe in mir aufloderte, sie sollte todt seyn, sollte hier unter meinen Füßen im kalten Schoos der Erde liegen? Meine leise Ahnung des nahen Wiedersehens hätte mich getäuscht, meine Ruhe läge zertrümmert, für ein ganzes, langes Leben zertrümmert im Grabe? Nein, der Gedanke war zu vernichtend, als daß der Schiffbrüchige nicht in der bangsten Verzweiflung noch nach einem Brette gegriffen hätte. Wenigstens wollte ich von meinem Schicksale Gewißheit haben, und diese konnte ich nirgends, als im Kloster der Ursulinerinnen erwarten.

— Aber wie durfte ich noch zweifeln? war es doch ihr Name! Der fromme Orden beschäftigt sich, wie ich wußte, mit der Erziehung junger Mädchen. Konnte die streng-katholische Familie nicht aus frommer Absicht das, in der Universitätsstadt

tausend Gefahren ausgesetzte, Mädchen in diese Einsamkeit geführt haben? — Ach, so jung und schon todt! Die kaum entfaltete Rose verwelkt, zerknickt! Gräßlich, gräßlich! Ich schwankte an einem fürchterlichen Abgrunde. Was konnte ich da unten an dem Fuße dieser steilen Felsenwand erwarten, als Bestätigung dessen, was ich schon wußte? Ernst schien mich das Kloster anzublicken, indeß die übrige Gegend freundlich lächelte im Schmuck des Lenzes. Es war, als sprächen die stummen Mauern: Trauere, traure, dein Verlust ist hier nicht ersetzlich! Und als säuselte das frische Grün, das Felder und Bäume bedeckte, mir entgegen: Hoffe, hoffe, es blüht auch deiner Sehnsucht ein Mai!

Und stand mir auch das Schrecklichste bevor; ich mußte hinab in das geheimnißvolle Kloster.

O, der Mensch zerrt an der Dornenkrone seines Unglücks, bis er den letzten Stachel des Schmerzes empfunden hat. Nennt ihn nur erfinderisch, sich zu quälen; es ist ja die Hoffnung, die ihn leitet und — verführt!

Ich stieg den Schlangenpfad abwärts, suchte im Dorfe meine Freunde auf und machte sie mit meinem Wunsche bekannt, das Kloster zu besuchen. Sie schüttelten bedenklich den Kopf über den seltsamen Vorschlag, und erst durch sie ward ich auf den Umstand aufmerksam, der uns von einer weiblichen Congregation entfernte. Ich sollte ihnen also gestehen, wie unendlich viel mir an diesem Gange gelegen war? Sie waren gute, tieffühlende Men-

schen; aber ihnen offenbaren, was ich mir bisher kaum selbst zu bekennen gewagt hatte, das konnte, das, so kam es mir vor, durfte ich nicht. Und doch wäre mir nichts anderes übrig geblieben, hätte sich nicht glücklicher Weise auf unsre Anfrage ergeben, daß wir zur Fortsetzung unserer Wanderungen bei jenem Kloster vorbei mußten.

Wir machten uns auf den Weg; ich weit voran, meine Gefährten zögernd hinterdrein. Unter den stürmischsten Empfindungen hatte ich bald die äußerste Pforte, die in die klösterliche Kapelle führte erreicht. Hier stand in einer Blende das Bildniß der heiligen Kümmerniß *).

---

*) Die heilige Kümmerniß betete zu Gott, ihre Unschuld vor den Fallstricken eines strafbaren Verführers, der ihr in der Person ihres eignen Vaters erschienen war, zu bewahren. Nach der alten Legende erhörte der Herr ihr Flehen, und es wuchs aus ihrem zarten Kinn ein langer Bart. Sie ward nach ihrem Tode als Heilige verehrt. In einer ihrer Kirchen stand ihr Bildniß, in kostbare Gewänder gehüllt, und ihre Füße waren mit Sandalen angethan, die von den seltensten Edelsteinen funkelten. Hier kniete täglich vor ihr ein alter, lahmer Mann, der zum Entzücken die Violine spielte. Einst klagte er seiner Beschützerin die bittere Armuth, in der er schmachte, und sprach seine Klage aus in den Tönen des seelenvollen Instruments. Und siehe, das Bildniß schien wie belebt, das sanfte Auge erglänzte vom milden Feuer, die Göttliche erhob einen Fuß, und vor dem knienden Alten lag eine der juwelenreichen Sandalen. Sprachlos über das Wunder und die ihm wiederfahrne Gnade wankte er mit der Himmelsgabe schon zu den Pforten der Kirche hinaus, als er ergriffen und von solchen, die in ihm einen Kirchenräuber vermutheten, gerichtet wurde. Sein Todesurtheil war gesprochen; da erflehte er sich von den Richtern, denen er umsonst den wahren, aber unglaub-

So nahe bei der Entscheidung meines Schicksals schien der Anblick der frommen Beschützerin der Musik einen Lichtstrahl in meine dunkle Nacht zu senden. Ach, dem alten schwachen Manne, der einst zu ihr gebetet hatte und erhört worden war, konnte nicht schrecklicher zu Muthe gewesen seyn, als mir in diesem Augenblicke, mir, dem das Liebste vom Herzen gerissen, dem die leisesten Hoffnung vernichtet, auf das gewaltsamste vernichtet waren. Verloren in dem Anschaun des frommen, lieblichen Bildes, das mich wunderthätig stärkte und aufrichtete, ergriff ich mein seit gestern verstummtes Instrument. Nicht die Regel Tartini's, der warme, innige Hauch des überwallenden Gefühls dringt zum Herzen. So hatte ich noch nie gespielt, selbst oben

---

lichen Hergang erzählt hatte, die einzige Gnade, noch einmal an der gewohnten Stelle, wo er so oft vor seiner Heiligen gekniet und gespielt hatte, seine Andacht, die letzte in seinem Leben, verrichten zu dürfen. Der Zug zur Richtstätte begann unter ungeheurem Zulaufe; bei der Kirche hielt er an, und der Unglückliche stürzte vor der Heiligen nieder und sprach, in den zerreißendsten Tönen seine Verzweiflung und dann wieder in aufgelösten Akkorden seine demüthige Ergebung in den Willen des Schicksals, sein Gebet um Abwendung des bittern Kelches aus. Siehe! und das bezweifelte Wunder erneuerte sich vor den Augen der starrenden Menge. Der verklärte Blick des Bildes schien belebt, es schien ein Puls unter dem faltigen Gewande zu schlagen, und vor seinen Füßen lag dieselbe Sandale, um die er so viele Angst und Schmach hatte erleiden müssen. Der fromme, von Gott begünstigte Greis war gerechtfertigt und erfreute noch lange durch sein andächtiges Spiel, das ihn als einen Wunderthäter verehrende Volk. — So erzählt die Legende.

nicht in dem stillen Fensterbogen, durch den ich in den Garten meiner unsichtbaren Geliebten sah. Und je stürmischer ich Anfangs die Saiten gepreßt hatte, desto sanfter löste sich der gemilderte Harm allmählig in ein stilles, zuversichtliches Gebet, in die heitere Ahnung einer Zukunft auf, welche unsern besten Wünschen Erfüllung verheißt.

Jetzt hatte ich geendet; es war mir leichter um's Herz. Daß meine Freunde schon längst angelangt waren und sich in stummer Theilnahme an meinem Spiel um mich versammelt hatten, bemerkte ich jetzt erst. Von meiner Andacht ergriffen knieten sie mit mir nieder. Wie begeistert stimmten sie in die letzten Töne meines Spiels ein, ich mit ihnen. Hoffnung senkt, sangen wir an den Mauern des Gotteshauses hinauf:

Hoffnung senkt
In die Brust des Frommen lindernden Balsam!
Jahre schwinden,
Jahre wechseln,
Aber nimmer verwelkt ihm die Blüthe der Hoffnung!

Aufwärts rankt,
An Ruinen geklammert, der grünende Epheu!
Also umschlinget
Sterbliche Menschen
Und erhebt die Umschlungnen gen Himmel die Hoffnung!

Jenseit winkt
Den Gesegneten einst die Palme des Sieges!
Felsen zertrümmern,
Meere versiegen,
Es entschwebt dem Staub der Seraph der Hoffnung!

Gerührt umfaßten wir uns, und es schien, als wollte sich das Wunder alter Tage wiederholen. Denn war es doch, wie wenn das schöne Bild in der Blende mit himmlischem Lächeln unsere frommen Empfindungen segnete!

Da öffnete sich die Pforte und derselbe alte Schäfer von diesem Morgen trat heraus. Er wischte sich gerührt die Augen und redete darauf mich an: „Ei, ei, junger Herr, welch eine Gabe hat Euch die fromme Kümmerniß verliehen und welch ein gar seltenes Glück wird Euch durch sie zum Theil! Die hochwürdige Frau Aebtissin hat mit gerührtem Wohlgefallen Eurem Spiel und Gesange zugehört und wünscht Euch sämmtlich näher kennen zu lernen; denn sie ist eine gar hohe Verehrerin der Musik. Zieht an diesem Glöcklein; die Pförtnerin wird dann heraustreten an's Gitter. Bittet diese um die Gnade, der Frau Aebtissin vorgestellt werden zu dürfen; man wird sie Euch nicht verweigern."

Hatte mich den ersten Augenblick diese zuvorkommende Gewährung meines Wunsches nicht wenig überrascht, so erschütterte mich jetzt der Gedanke wieder, so nahe an der Entscheidung, an der traurigen Entscheidung meines Verhängnisses zu seyn. Aber die wunderthätige Gewalt der Töne wirkte noch, meine innere Angst war gemildert; mit stiller Ergebung blickte ich in die Zukunft. Es war, als könnte diese nicht so schrecklich seyn.

Wir thaten, wie uns der Schäfer empfohlen hatte und wurden in das Sprachzimmer geführt.

Hier empfing uns eine hochbejahrte ehrwürdiger Frau mit freundlicher Herablassung. Sie verscheuchte durch ihr mütterliches Wesen die Schüchternheit, welche sich sonst des jungen Mannes beim Anblick älterer Frauen bemächtigt. Herzlich dankte sie uns für den frommen Genuß, den wir ihr und ihren Schwestern durch unsern Gesang gewährt hätten. Auch sie hatte von jeher sich mit der Musik beschäftigt und in der Erziehung junger Mädchen, der sie im Geiste ihres Ordens obgelegen, die Musik als Hauptbildungsmittel der edlern Menschheit betrachtet. Sie sprach noch Manches über den heiligen Zweck der Musik, und wie sie so eigentlich die Kunst sey, die das Irdische mit dem Geistigen verknüpfe, und uns eine Ahnung des Unendlichen einflöße. Besonders redete sie zum Herzen, als sie den hohen Werth der Kirchenmusik würdigte und zeigte, wie sie recht eigentlich den reinen, wahren Glauben an Christi Vermächtniß in uns stärke und belebe. Es gehöre eine christliche reine Stimmung dazu, wenn die einfache Erhabenheit der alten Kirchenhymnen und Messen sprechen solle an Gemüth und Herz. Darum war nächst ihrer Ordensheiligen, die fromme Kümmerniß ihre angebetene Schutzpatronin.

Hierauf erkundigte sie sich insbesondere nach dem Violinspieler unter uns und äußerte, sie wünsche mich allein zu sprechen. Nicht ohne Befremden trennten sich die Gefährten; ich zitterte vor Erwartung; denn der scharf beobachtende Blick der Aebtissin flößte mir eine gewisse Scheu ein, so viel

Mutherweckendes er auch hatte. Sollte sie, die Menschenkennerin, die uns mit ihrem ernsten Auge in den geheimsten Empfindungen zu durchforschen schien, sollte sie mein Geheimniß, das still verborgene Geheimniß meiner Liebe ahnen? Mein Spiel beredter und bedeutsamer gesprochen haben, als ich selbst es wähnte? Es schien mir so unwahrscheinlich und doch, was konnte sie gerade mit mir wollen?

In diesen Zweifeln stand ich vor ihr, als sich meine Freunde beurlaubt hatten, um mich in der Kapelle zu erwarten.

Eine lange Pause spannte meine Erwartung. Kaum wagte ich, zu der Frau, die mich jetzt ruhig betrachtete, den Blick aufzurichten.

„Es war vielleicht, hob sie endlich an: von dem Hirten meines Klosters zu voreilig, wenn er mir, als wir Ihrem Spiel zuhörten, hinterbrachte, daß er Sie heute früh bereits auf unsern Gottesacker geführt habe und daß eben Sie beim Lesen einer Grabschrift seltsam ergriffen worden wären. Doch scheint es mir mehr als bloßes Ungefähr, es scheint mir ein Fingerzeig Gottes, den wir kurzsichtigen Menschen nie vorübergehen lassen sollten, ohne ihn ernstlich zu beherzigen. Ich glaube daher als mütterliche Freundin der mir anvertrauten Kinder reden und eine scheinbare Verletzung meiner Ordensregel mir hier erlauben zu können, wo es vielleicht die Ruhe und das Glück zweier guten Seelen gilt. Sie haben, junger Fremdling, mich durch Ihr Spiel tief ergriffen. So spricht ein Herz, das ein schwe-

rer Kummer überwältigt, aber ein fester Entschluß und reine Frömmigkeit wieder aufrichtet. Sie sind so glücklich, durch die seltene Himmelsgabe Ihre Empfindungen in Tönen mittheilen zu können; ich glaube die Ihrigen in dieser schönen Sprache, die nur fühlenden Herzen verständlich ist, errathen zu haben. — Mein junger Freund, der schöne Beruf, zu dem mein Gelübde mich strenger als Andere verband, drängt mich, wo ich kann, Thränen zu trocknen und die Kluft auszugleichen, welche in den Verhältnissen des geselligen Lebens Jugend und Alter so oft zum Nachtheil Beider von einander entfernt! Vertrauen Sie sich mir an, vielleicht kann ich Ihnen Trost, vielleicht den religiosen Trost ertheilen, dessen Ihr — Herz zu bedürfen scheint."

Die letzten Worte sprach sie mit einer Bedeutung, die es mir verrieth, sie mußte noch mehr von mir wissen, als sie aus jener Nachricht des Schäfers sich hatte abnehmen können.

Sie hatte ausgeredet, es war an mir zu antworten; aber die Zunge war mir wie gelähmt. Keinem hatte ich mein Geheimniß noch anvertraut, und einer Fremden, einer Frau sollte ich mich eröffnen? — Auf der andern Seite gebot ihre theilnehmende Miene, ihr ruhiges, besonnenes, aber herzliches Auge ein unendliches Zutrauen. Sie mußte mich schon halb verstanden haben, das sagte ihr Blick, der Ton ihrer Rede. Es schien mir, als ob es mir leichter seyn würde, wenn ich vor ihr alles ausschüttete, was seit Monaten auf meinem Herzen

lastete. Ich schilderte ihr daher meine Verhältnisse, und fast war es mir auffallend, daß sie meine Worte nicht so aufnahm, als wäre ich ihr völlig fremd. Dies ermuthigte mich um so mehr: war sie mir doch dadurch gleichsam eine zweite Mutter geworden. Mit aller Glut meiner Empfindung mahlt ich ihr die sonderbaren Vorfälle der letzten Zeit aus. Auch die merkwürdige Erscheinung in der Kirche und die Wunder der letzten Nacht verhehlte ich ihr nicht. Endlich faßte ich das Herz, mit gebrochner Stimme zu fragen, ob ich mich denn wirklich nicht geirrt, ob ich das Wort, das über meine ganze Zukunft entscheide, nicht etwa auf dem Grabstein unrecht gelesen habe oder eine mir Fremde desselben Namens dort ruhe?

Sie hatte mich aufmerksam und theilnehmend angehört, sie ermahnte mich, nie an dem besten Erfolge reiner Wünsche zu verzweifeln; die Fügungen der Vorsehung wären oft unbegreiflich, aber führten alles zu dem ersehnten Ziele. Ich erhielt von ihr die himmlische Bestätigung, daß meine angebetete Sophie lebe, daß sie eben seit einigen Monaten ihrer letzten Bildung anvertraut worden, und wie sie als Erzieherin sich überhaupt der innigsten Anhänglichkeit aller ihrer Leitung übergebenen Mädchen zu erfreuen habe, so sey sie auch bald auf die Entdeckung gekommen, daß Sophiens Herz nicht mehr frei wäre. Ihr habe sie es gestanden, daß ein junger Mann, der in der Stadt, wo ihr Großvater wohne, studirte, durch sein stilles, zurückhaltendes We-

sen, und besonders durch sein rührendes Spiel einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn seitdem in ihr Gebet geschlossen, und als sie am Morgen ihrer Abreise in dieses Kloster zum letzten Male die Kirche jener Stadt besucht, wunderbar erschreckt worden sey, den Gegenstand ihrer heimlichen Sehnsucht neben sich zu erblicken. Einer Ohnmacht nahe, habe sie kaum die Kräfte gehabt, zu der Kirche hinaus zu eilen.

„Was mich überzeugt, setzte sie hinzu: daß die Vorsehung durch das, was die Menschen Zufall nennen, Sie in die Nähe unseres Klosters geführt, war der unbeschreibliche Eindruck, den Ihr Spiel, von vorhin besonders, auf meine Sophie machte. Sie gerieth fast außer sich. Das muß Er seyn! rief sie mehrmals leise mir zu und sank in meine Arme. — Seyn Sie stolz darauf, mein junger Freund, die Liebe dieses Engels verdient zu haben. Tugenden, die nur selten in dieser Reinheit unter den Menschen gefunden werden, verräth ihr sanftes mildes Auge. Bei ihr bestätigt sich der Ausspruch der alten Weisheit, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne.“

Liebe Leserin, erlasse mir, die Entzückung auszumahlen, die mich bei diesen Nachrichten hinriß. Aus dem bodenlosen Abgrunde der Verzweiflung auf den Gipfel der vollkommensten Erfüllung meiner Wünsche emporgehoben — nein, die übermenschliche Empfindung vermag keine Feder zu schildern. Weinend sank ich der ehrwürdigen Botschafterin so vie-

ler Wonne zu Füßen; sie segnete mich, sie hob mich sanft auf. Sehen durfte ich meine Sophie noch nicht, hier nicht, das verbot die Regel des Klosters. Aber ich sollte sie hören, vom Chor herab ihre Engelsstimme in dem Gesange hören, der, nach der Versicherung der Aebtissin, in wenigen Augenblicken beginnen mußte.

Die herrliche Frau entließ mich; ich taumelte, ich flog die Wendelstiege herab, in die Kapelle zu meinen Freunden. Das muß der Zustand eines Bezauberten seyn! Ach, in diesem glücklichen Augenblicke war ich gegen alle die Zweifel und Räthsel blind, deren Lösung mir erst nach und nach gelang.

Die Mutter meiner Sophie war das schönste Mädchen der Provinz; aber auch sie wuchs in häuslicher Zurückgezogenheit auf. Ein junger Mann, der die Arzneiwissenschaft studirte, hatte den Vater kennen und schätzen gelernt. Dieser zog ihn, wegen seiner Talente, unter seinen übrigen Zuhörern hervor, und, wie denn der alte Professor überhaupt war, er lebte damals gern im Kreise geliebter Schüler, so hatte auch der junge Thalheim Zutritt im Hause erhalten. Das ausgezeichnet schöne Mädchen mußte bald das keusche Auge des Jünglings auf sich ziehen, dieser durch seine edle und große Gestalt, durch die Achtung, der er bei dem Vater genoß, ihre Aufmerksamkeit erregen; kurz, es hatte sich eine Bekanntschaft und bald auch ein Verständniß zwischen den beiden Liebenden entsponnen, ehe es der vor-

sichtige und um das Glück seiner Tochter ängstlich besorgte Vater gewahr ward, geschweige denn hintertreiben konnte. An einem stillen Abend gelobten sich Beide, von dem übrigen Kreise unbemerkt, ewige Treue, und zugleich wollte die gehorsame Tochter ihrem Vater das Geheimniß eröffnen. Kälteres Blut und längere Erfahrung ließ diesen die Nachricht ernster und mißbilligender aufnehmen, als es das unbefangene Mädchen erwartet hatte. Der einzige Trost, den sie ihrem Geliebten geben konnte, war die Zusicherung des Vaters, sobald er fähig seyn würde, eine Gattin, und eine solche Gattin zu besitzen und zu beglücken, sollte er als geliebter Eidam empfangen werden. Bis dahin sey ihm jeder Zutritt in's Haus, jeder Verkehr mit seiner Geliebten untersagt.

Vergebens waren die Bitten, die Thränen der Tochter. Innige Liebe zu ihr, Besorgniß bei diesem wichtigen, so oft über das ganze menschliche Leben entscheidenden Schritten hatten jene Erklärung dem Vater als die klügste und beste gerechtfertigt; vermuthlich mochte auch der Gedanke, sich von der letzten Gesellschafterin seiner einsamen Jahre, die ihn einst das Leben seiner unvergeßlichen Gattin gekostet, trennen zu müssen, seinen Einfluß haben; er blieb standhaft bei seinem Entschlusse.

Der junge Mann ging fort mit zerrissenem Herzen; er hatte sich schöne Kenntnisse gesammelt, seinen Geist im Gespräch mit dem Vater, sein Herz im Umgange mit der lieblichen, sanften Tochter gebildet

bildet und veredelt. Seinen ersten Entschluß gab ihm die Verzweiflung ein; er verließ die Akademie, elternlos, wie er war, und ohne Anhalt in der Welt, seitdem das letzte Band zerrissen, eilte er in's benachbarte Lager, ließ sich dem General vorstellen, um sein Leben im Dienste des Vaterlandes zu opfern. Diesem fiel der schöne Jüngling mit ernstem, männlichen Sinn, mit dem Auge des Kummers auf; er zeichnete ihn aus, und der junge Mann schritt bald von Stufe zu Stufe. Seine Liebe entflammte ihn zu den kühnsten Entsagungen, er trotzte den gefährlichsten Krankheiten in seinem ärztlichen Berufe.

Die wenigen Augenblicke seiner Muße benutzte er, das Bild seiner Phantasie auf Leinwand zu tragen; ein schönes Talent, das er fleißig gepflegt, ließ ihm das mit Liebe unternommene Werk gelingen. Das Bild schien belebt! So schwebte ihm sein göttliches Mädchen vor, in verklärter Gestalt, einer Madonna ähnlich.

Der Krieg verschonte, das Glück begünstigte ihn; er ward nach Verlauf einiger Jahre mit Officiersrang und einem bedeutenden Gehalt Aufseher der Hospitäler bei den *schen Regimentern.

Jetzt hatte sich der Krieg in die Gegend hingezogen, die er einst mit den schmerzlichsten Gefühlen verließ. Seine Sehnsucht erglühte stärker wie je, und mit ihr die Hoffnung, es werde nun das Schicksal vielleicht eher gewähren, seitdem er entbehren gelernt. Er langte in der Stadt an; Keinen wagte

er nach der Geliebten seines Herzens zu fragen, nicht weil er fürchtete, daß sie ihm untreu geworden, nur daß sie, verleitet durch Liebe zu ihrem Vater, einem Andern ihre Hand gegeben und — der schrecklichste Gedanke für ihn! — unglücklich in seinen Armen sey.

Solche Besorgnisse marterten ihn, als er, der lebhafte, durch Gefahren und Strapazen gestählte junge Kriegsheld vor dem Hause, wo er sonst so glückliche Stunden verlebt hatte, von seinem schönen muthigen Rosse abstieg. Seinem Diener die Zügel überlassend, nur mit dem Gedanken an seine Geliebte beschäftigt, trat er zitternd vor die Thür, die ihm sonst ohne Glocke von selbst aufsprang und jezt durch verzögertes Oeffnen seine Ungeduld auf's Höchste spannte. Oben am Fenster regte sich etwas hinter den weißen Vorhängen: das mußte sie selbst seyn. Jetzt that sich die Thür auf, sein Lehrer stand vor ihm. Weniger Worte bedurfte es, und der gerührte Vater riß den treuen Liebenden an seine Brust; die Freude des Wiedersehens, die Ueberzeugung, daß der standhafte Jüngling auch auf der Bahn des Krieges unverdorben geblieben sey, alles hatte den Vater überwältigt. Jetzt rollte Thalheim das Bild seiner Geliebten vor dem erstaunten Vater auf und der Anblick vollendete, was die Ueberraschung angefangen. Gerührt und stumm betrachtete der Glückliche das getroffene Gemälde. Wer ein so schönes Ideal in seiner Brust bewahrt hatte, konnte nur ein guter, vorzüglicher Mensch seyn. Unterdeß wagte die Tochter selbst in die Stube hereinzublicken; der

Vater führte sein Kleinod, sein süßes Mädchen als den schönsten Preis seiner Zuneigung dem Ueberseligen in die Arme.

Wenige Wochen verflossen und die Liebenden einte der priesterliche Segen.

Der Krieg zog sich aus der Gegend; der Vater mußte sich nach schwerem Kampfe von seiner Sophie trennen; nur das Bild blieb ihm als Erinnerung dessen, was er entbehren sollte.

Die treue Gattin folgte ihrem Manne auf seinen weiten Berufswegen.

Ach, auch der Traum ihres Glücks war von kurzer Dauer, wie alles Schöne auf der Erde. Grade am Abend, wo der Erlöser geboren ward von der Mutter Gottes, brachte ein Bote dem schon lange vergeblich auf Nachrichten harrenden Vater einen schwarzversiegelten Brief. Er war von Thalheim. Er entschuldigte sein langes Stillschweigen mit dem Wunsche, ihm bessere Nachrichten mittheilen zu können. Erst habe der Tod einer ehrwürdigen Tante ihn betrübt, ihr Erbtheil (grade der Berg, auf welchem ich übernachtete) sey ihm die einzige traurige Erinnerung von dieser strengen, aber verehrten Frau. Seine Sophie hatte ihn zum glücklichen Vater einer schönen Tochter gemacht; in dem Kloster der Ursulinerinnen war sie niedergekommen, aber sie hatte mit ihrer verklärten Mutter das herbe Schicksal getheilt; die Geburt des Kindes war der Mutter Tod geworden —

Thränen erstickten die Brust des Lesenden; er schien mit seiner Tochter alle Freude dieses Lebens verloren zu haben. Welchen Ersatz konnte ihm die Welt bieten, wo sie nicht mehr war? In der Betäubung seines Schmerzes suchte er Hülfe bei den Geistlichen seines Cultus. Diese wandten alle Tröstungen an, deren die Religion frommen und glaubenden Christen so herrliche darbietet. Nichts vermochte den Niedergebeugten aufzurichten, als die Vorstellung: Seine Tochter sey eine verklärte Heilige, jetzt schwebe sie über ihm und ihrem Kinde und Gatten, um alle zu segnen; die Gottheit habe ihren frommen Wandel gelohnt, das Gebet des Vaters erhört, und an dem Tage, der einst mit der Geburt des Herrn die Welt beseligte, die schöne fromme Christin zu sich erhoben, nachdem ihr Ebenbild, die Tochter geboren. Nur die stolze Empfindung, der Vater einer solchen Tochter zu seyn, konnte ihn beruhigen und im dankbaren Gefühl gegen die wohlthätigen Segnungen des Glaubens weihte er der Kirche das letzte Andenken seiner Tochter, ihr schönes Bild.

Die Priester hingen es auf, wo es vom Hochaltare links auf die Knieenden herabschwebt, und in dem milden Auge und in dem sanft lächelnden Zuge der Wange den Betenden Erhörung ihres gläubigen Flehns zu verheißen scheint. Die in Erz eingegrabenen Buchstaben: SOSPITATRICI, die über dem Bild angebracht sind, deuten auf den beseligenden Glauben an Maria, die Mutter unseres Heilandes.

Das Schicksal schien durch das Opfer der Tochter noch nicht versöhnt.

Vom stummen Grame verzehrt, weihte sich Thalheim wieder wie einst, da er sich aus dem Frieden der Liebe in die kalte, stürmische Welt hinausgeworfen sah, ganz seinem ernsten Beruf. Noch bei Sophiens Leben hatte er sein eigenes Erbtheil zu einem Lazareth einrichten lassen, um sie, die er der Obhut der Ursulinerinnen anvertraute, nach vollbrachtem Tagwerk ungestört sehen zu können. Als sie starb, wieß er einen eignen Platz auf der Burg an, wo sie bestattet wurde, und stumm saß er stundenlang auf dem Grabeshügel, der ihm sein Theuerstes barg. Das zarte Kind übergab er der Pflege der frommen Schwester. Der stille Dulder erlag. Ein hitziges Fieber warf auch ihn zu Boden.

Dem Kloster vermachte er auf seinem Sterbelager sein Erbtheil, seinem Lehrer und Vater die Sorge für die Erziehung des Kindes. Für sich und seine Sophie bedung er sich eine alljährliche Todtenfeier in der Stunde ihres Verscheidens und ihre Vereinigung auch im Grabe aus. Man ehrte die Wünsche der Liebenden.

Der Vater nahm die verlassene Waise, als einzigen Ersatz seines Verlustes, zu sich und erzog sie im Ebenbilde ihrer verklärten Mutter. Geistliche waren seine Rathgeber, zwei Verwandtinnen, die zu dem Orden der heil. Ursula gehörten, sein Beistand. Er nannte die Enkelin mit dem Namen ihrer Mutter.

Die schöne Sophie entwickelte sich schnell. Früh zeigte sie ein leicht entzündbares Herz und gewann um so inniger die Liebe ihres Großvaters, je ähnlicher sie täglich ihrer Mutter wurde. Er hatte unlängst der Aebtissin dieses Klosters die letzte Feile ihrer Ausbildung überlassen.

Und dies war das holde Geschöpf, das dort jetzt vom Chore herab hinter dem Gitter sang und das ich bald mein nennen sollte!

Der sorgsame Großvater hatte sich, als er die Neigung seiner Enkelin erfuhr, näher nach mir erkundigt, und so war seine und die Einwilligung meines Vaters, da auch das Geschlecht der Thalheime von altem Adel war, leicht erlangt.

Es erschien endlich der ersehnte Augenblick, wo ich das Ideal meiner heißen Phantasie sah.

In demselben Garten, den ich in winterlicher Oede mit meinem Spiel begrüßt hatte, an demselben Rosenbusche, der damals entblättert, jetzt mit unzähligen Knospen übersät war, überraschte ich meine Sophie.

Unsre Herzen kannten sich längst, wir glaubten nur ein Wiedersehen in höheren Sphären zu feiern. Den Bund ewiger, inniger Liebe besiegelte der erste Kuß. Es war das Erwachen zu einer süßen Wirklichkeit.

Jetzt leb ich glücklich an der Seite meiner angebeteten Gattin auf dem väterlichen Erbe und wer mein Spiel und ihren darin wie verschmolzenen Gesang hört, glaubt nicht, daß mein alter Vater

schon viele blühende Enkel auf seinem Schooße wiegt.

Als eine heilige Reliquie bewahre ich seinen Brief, worin er einst schrieb, man kann nicht wissen, zu welchem Glücke ein Talent verhilft, das man außer dem Berufsstudium auszubilden sucht.

Hatte mein Vater nicht recht?

Die Löwin.

Von der Mannschaft eines engl. Schiffes, die an einer Stelle der indischen Küste an's Land geschickt worden war, um Holz zu fällen, hatte sich ein Matrose entfernt und sich weiter, als die übrigen, in die Waldung gewagt. Aber plötzlich hemmte Schrecken seine Schritte, denn er sah rasch eine Löwin auf sich zueilen, der zu entfliehen nicht mehr möglich war; doch bald trat Verwunderung an die Stelle der Furcht, da sich das Thier ihm ruhig vor die Füße legte, erst ihn und dann hinter sich nach einem kleinen Baume hinsah. Nachdem sie dieses einige Male wiederholt, stand sie wieder auf und ging auf jenen Baum zu, sich verschiedentlich nach dem Matrosen umsehend, woraus dieser folgerte, daß sie wünsche, er solle ihr folgen, was er denn auch that. Angekommen bey dem Baume, sah er auf diesem einen großen Pavian sitzen, der zwey kleine Thierchen im Arme hatte, welches, wie er aus den unverwandt dahin gerichteten Blicken der Löwin, die

sich katzenartig unter den Baum niedergekauert hatte, schloß, deren Jungen seyn mochten. Hinauf zu klettern und dem Paviane die Beute abzujagen, dazu hatte er nun eben keine Lust, aber er war mit einer Axt versehen und so dachte er bequemer und sicherer den Wunsch der Löwin zu erfüllen. Rasch fing er nun an, den Baum umzuhauen, bey welcher Arbeit die Löwin abwechselnd ihn und den Räuber ihrer Jungen im Auge behielt, was ihm in der Förderung seiner Arbeit ein nicht kleiner Sporn war; auch währte es nicht sehr lange, so mußte der Baum seinen kräftigen Hieben weichen, er fiel und mit ihm der Pavian, den die Löwin mit einem Satze faßte und in Stücke riß; so wie dieß geschehen, bekümmerte sie sich um ihre Kleinen, die sie zu wiederholten Malen beleckte, dann ging sie auf den Matrosen zu, der, durch die Wuth, mit welcher sie über den Pavian hergefallen war, neuerdings in Schrecken gesetzt, wie Espenlaub zitterte. Aber auch dieses Mal war seine Furcht grundlos; wie ein Hund ging sie schmeichelnd um ihn herum, rieb ihren Kopf mehrere Male an ihm und nahm darauf, wie sie den Tribut ihrer Dankbarkeit abgetragen, erst das eine und nachher das andere Junge und eilte rasch damit fort. So gut dieses Abentheuer nun auch abgelaufen, war dem Matrosen doch die Lust vergangen, mehrere zu bestehen; er eilte daher schnellen Laufs dem Strande zu, wo er erst nach einiger Zeit so weit zur Besinnung kam, daß er, was ihm wiederfahren, erzählen konnte.

Sigeth und Zrini.

Dieser feste ungarische Gränzort gegen die Türken, berühmt durch Graf Zrini aus der ältern Zeit, und durch den freudigen Helden mit Leier und Schwert, Körner, aus der neuesten Zeit, Zrini's würdigen Sänger und Nachfolger, liegt zwischen zwei geringen Gewässern, welche sich in die Draw ergießen. Dann kommt noch der Fluß Ulm hinzu, und macht durch seine Ueberschwemmungen den Boden von Sigeth fast zu einer Insel.

Die Stadt, dem Schlosse gegen Abend, hatte einen Graben und zwei Wälle, von Holz und Rasen aufgeführt; das Schloß aber war mit einem dreifachen Graben und 5 Basteien befestigt. Hier bewachte Graf Niklas Zrini, wie einst der Spartaner Leonidas in der Schlacht der Thermopylen, die ungarische Gränze gegen den Xerxes der spätern Zeit, den Türkenkaiser Suleymann.

Schon als Knabe hatte Graf Niklas von Kaiser Karl dem Fünften, wegen seines bei der Belagerung Wiens bezeigten Heldenmuthes, die Ritterwürde, ein Streitroß und eine goldene Kette erhalten. In den nachfolgenden Jahren hatte er Kroatien gegen den Andrang der Türken vertheidigt, und schon einmal den gepriesensten Helden derselben, Pascha Alp Arslan, von der Mauer von Sigeth (Szigeth) hinweggeschlagen (1562).

Aber 5 Jahre nachher (1566) rückte Suleymann, der Großsultan selbst, mit seiner ganzen, ungeheuren Macht heran. Er hatte bereits die Vormauern der Christenheit im Morgen und Abend, Belgrad und Rhodus, erobert und den größeren Theil Ungarns seinem eisernen Zepter unterworfen. Aber auch Sigeth mußte erst sein werden, wenn er das Herz der christlichen Lande, Wien, wonach ihm dürstete, zertrümmern wollte. Jedoch in Sigeth stand Zrini, Kaiser Maximilians bester Held, auf der Mauer. das sollte der Sultan bald gewahr werden: denn als dessen Vorhut unter Mehemed Bey unweit Szikłos angekommen war, wurde sie von 1500 Männern der Sigethschen Besatzung, geführt von Kaspar Alapi, Niklas Kovacs, Peter Batschatitza und Wolf Praputovich, unversehens so gewaltig angegriffen, daß bei 4000 Türken umkamen, und nebst großer Beute auch 8 mit Gold und Silber beladene Kameele den Siegern die Mühe bezahlten.

Suleymann knirschte und rückte racheglühend alsbald mit der Hauptmacht vorwärts, während 65,000 Mann ihm dazu den Weg bahnen mußten. Aber auch hiebei dämmten sich anfangs ungeheuere Hindernisse entgegen. Drei Mal rissen die angeschwollenen Wasser der Draw die Brücke weg, welche Hanpsam Bey darüber schlagen sollte, und er meldete dem Großherrn, es sey unmöglich, dieses Werk anitzo zu Stande zu bringen. Aber Suleymann riß ergrimmt ein Stück von seinem Mantel und ließ mit goldenen Buchstaben darauf schreiben: „So spricht der Großherr Suleymann: Wenn du

träger Knecht die Brücken nicht bis zu meiner Ankunft wirst geschlagen und die getrennten Ufer wirst vereinigt haben, so wirst du mit diesem Mantel erdrosselt und dein Kopf auf den einen Endpfahl der Brücke gesteckt.“ Darauf ließ Hanpsam Bey seine Soldaten, Schaaren von Bauern, Edelleuten und Gefangenen in die Wogen hineinpeitschen, und die Brücke war in anderthalb Tagen fertig. Zwischen dem 1. und 5. August gieng das ganze Türkenheer über den Strom. — Darauf versammelte Zrini, festlich geschmückt und freudig, als ging es zu einen Bankett, seine Getreuen um sich und sprach: „Ihr lieben Brüder, dieses Mal gilt's! Die Ungläubigen draußen trutzen auf ihre Menge; wir aber hoffen auf Gott. Vor allen aber laßt uns einig seyn und uns selbsten verleugnen. Das wollen wir schwören vor dem Angesicht des Allgegenwärtigen, der den Meineid furchtbar rächt. Und ich schwöre der Erste — Treue bis in den Tod dem Glauben, dem Kaiser, dem bedräueten Vaterlande. Der Himmel möge mich verlassen, wenn je ich Euch verlasse, wenn ich nicht Freud und Leid, Sieg und Tod mit Euch theile. Und falle ich, so sey Kaspar Ulapi, mein alter Freund, Euer Führer. Wer seinem Obern den Gehorsam weigert, soll sterben! Wer seinen Posten auch nur einen Augenblick verläßt, soll sterben! Wer von den Ungläubigen einen Brief annimmt, desgleichen! Was vom Feinde herkommt, soll der Hauptmann in Empfang nehmen, und es stracks, ohne es zu lesen, verbrennen! Wenn zwei erschrocken und insgeheim mit einander reden, sollen sie hängen; eben so, wer es sieht und nicht anzeigt. Unter Sterbenden

gibt es keine Geheimnisse mehr; wir aber haben uns dem Tode für den Glauben und das Vaterland geweiht. Nun schwöret mir, wie ich Euch geschworen habe, alle, ein Jeglicher seinem Hauptmann!"

Das thaten sie auch alle, und machten stracks einen grimmigen Ausfall, der vielen Türken das Leben kostete.

Darauf aber kam, am 5. August, Suleymann selbst. Das Allahgeschrei und die schmetternde Feldmusik und der Donner aller Geschütze kündigte den Grimmigen an. — Zwei Tage nachher ließ er den Aly Pordhuk, seinen Geschützmeister, ein solches Feuer gegen die Veste machen, daß in der Neustadt, dem Theil von Sigeth, welcher zu äußerst liegt, die Kirche einstürzte, die Glocken aus den Thürmen fielen und schon Kugeln auch in das innere Schloß einschlugen. Darauf steckte gegen die Nacht Zrini selbst die Neustadt in Brand und eine Menge Janitscharen, die schon darinnen saßen, wurden mit ihr in Asche verwandelt. Für die Altstadt, welche, durch einen tiefen Graben getrennt, noch dahinter lag, baten die Soldaten, und so blieb sie noch stehen. Nun aber hieben die Türken die nächsten Wälder nieder und thürmten das Holz, wie heftig auch Zrini zwischen sie feuerte, an die Mauern und Thürme hin, um entweder die Besatzung zur Uebergabe zu zwingen oder das Holz anzustecken und sie zwischen den glühenden Scheiterhaufen zu braten. Aber Zrini schlug die ersten Stürme männlich ab, und erst am 19. August, als die Türkenmenge an sieben Orten zugleich stürmte und das kleine Häuf-

rein drinnen überfluthete und Pataſch, Drak, Batha, Bosniak, Mathiaſch und Sekt-ſchudi, Zrini's wackerſte Kampfbrüder, nebſt vielen andern gefallen waren, zog ſich der Held, der immerdar Schild an Schild gekämpft hatte, mit dem Ueberreſt, über die Zugbrücke in das innere Schloß zurück.

Nun donnerte vom 20. Auguſt an Aly Pordhuk vom Morgen bis in die Nacht gegen dieſen letzten Zufluchtsort. Die Thürme wankten; die Mauern drohten den Einſturz; die Wälle ſtürzten zu Stücken ein und die Stürmer wagten grimmigen Anlauf. Schon flatterten Roßſchweife auf den erſtiegenen Zinnen. Zrini ſtürzte die Jubelnden wieder hinab und behielt die ſtolzen Banner als Siegeszeichen für ſich. Der Anführer, Mishras Khlumy Paſcha, ward erſchoſſen, ein Hagel von Kugeln und Pfeilen ſauſte den Flüchtigen nach und das Siegsgeſchrei der Ungarn hallte in den Wolken. Wüthend ließ von jetzt an bis zum 7. Sept. Suleymann täglich ſieben Male Sturm laufen und wurde täglich ſieben Male zurückgeſchlagen, ſo daß ſich Berge von Todten ringsum häuften und der Großherr voll Schauder aus dem Peſtgeruch ſein Lager eine Strecke zurückziehen mußte. Er dachte nun darauf, ſein übel zugerichtetes Heer ein wenig zu ſchonen und der Feſte durch Mienen und unterirdiſche Gänge beizukommen, wodurch er allerdings ein Großes gewann, da es in dem Schloß an Leuten fehlte, die den unterirdiſchen Kampf zu führen

verstanden. Jedoch des Erfolgs dieser neuen Künste sollte der Sultan selbst sich nicht mehr erfreuen: denn der Verdruß über den sinkenden Ruhm seiner Waffen hatte ihm am 4. Sept. das Herz gebrochen. Aber der Großvezier verheimlichte den Tod des Herrschers, weil, wenn derselbe ruchtbar geworden wäre, das unzufriedene Heer zügellos geworden seyn, ihn ermordet und sich nach Haus begeben haben würde.

Er fuhr also, als lebe Suleymann noch, unablässig fort mit Stürmen. Da gerieth am 5. Sept. das äußere Schloß in Brand und ein heulender Sturmwind trieb die Gluth gegen Zrini und seine Helden, so daß sie aus den wilden Flammen und den stürzenden Trümmern sich in das innere Schloß zurückziehen mußten. Aber zugleich rannte auch der Türken ganzes Fußvolk mit, wider das innere Burgthor: doch noch einmal begünstigte das Glück Zrini's Muth und Kraft; er warf die vordersten Stürmer zurück und gewann Raum, das Thor zu verschließen.

Nun stieg die Noth am höchsten. Die äußere Burg prasselte in rothen Flammen. In der innern Burg war Mangel an Mund und Kriegsvorrath. Alle erblaßten; nur Zrini nicht. Die Hoffnung auf Rettung hatte er längst hingegeben; aber die Hoffnung, nicht ungerächt zu sterben, machte ihn wohlgemuth. Dieser Augenblick war da. Unter dem Donner aller Geschütze, dem Schall der Kriegsmusik und einem gräßlichen Allahgeschrei trat das ganze türkische Heer den letzten, entscheidenden Sturm ge-

gen den Trümmerhaufen an. Feuerbrände, welche vorausgeschleudert wurden, zündeten des Grafen Kammern, hart neben dem Pulverkeller, an. Der Untergang war entschieden und gewiß.

„Was nun Raths?" sagt eine alte Beschreibung des ungarischen Reichs. „Vorwärts stund das Feld voll grimmiger Tiger; hinten drohete die Flamme, wie ein feuriger Drache. Aber wer den Tod verachtet, der überwindet auch alle Gruben und Werkzeuge des Todes. Ja, die Tapfern wissen aus dem Staube des Todes selbst sich einen unsterblichen Namen zu schaffen und werden in den Ohren der Nachkömmlinge allezeit wiederum neu geboren, wie ein Phönix aus seiner eigenen Asche. — Zrini sahe, daß kein Rückzug mehr möglich sey, sondern es entweder ritterlich oder eines spöttlichen Todes mußte gestorben seyn. Darum erwählte er sich den allerehrlichsten Tod, welcher jemals von einem Rittersmann ist gehört oder gesehen."

Ruhig und lächelnd ging der Held in seine flammenumloderte Kammer. Franz Scherenk, sein Kämmerling, mußte ihm sein schönstes Seidenkleid anthun; den Reiherbusch auf dem Helm zierte ein unschätzbarer Demant: „denn," sagte er, „die Hunde sollen doch nicht sagen, daß sie nichts davon haben, mich auszuziehen!" auch ließ er eilends 100 ungarische Dukaten in sein Wams nähen und dazu die Schlüssel der Burg. Als ihm sein Kämmerling anfangs 100 türkische Goldstücke brachte, warf er sie zur Erde und sagte: „mit den Türken habe ich nichts zu schaffen. Geh! bringe mir andere, darauf

meines lieben Fürsten Schlag und Gepräge steht." Auch wollte er sich keinen Panzer oder andere Rüstung anlegen lassen, sprechend: „was soll die eiserne Rüstung einem Ritter, der für sein Vaterland zu sterben gemeynt ist?" — Darnach wählte er einen Säbel seines Vaters aus und sprach: „mit diesem habe ich mir den ersten Ruhm erkämpft und mit diesem will ich auch ausfechten, was der Himmel über mich beschlossen haben mag. Die Schlüssel holt niemand von mir, als bis ich den letzten Odem verhaucht habe. Den Schwur will ich ritterlich lösen daß die Türcken mich nimmermehr lebendig fangen und durch ihr Lager führen und mit Fingern auf mich weisen sollen."

Darnach trat er aus seinem Gemach auf den Hof. Da warteten schon die Seinen mit blitzenden Schwertern. Und er sprach also zu ihnen: „Ihr sehet, auf welche Weise nicht der Feind, aber das Feuer unbesiegbar gegen uns streitet. Gedenkt eures Eides! Bis zu dieser Stunde war kein Verräther, kein Feiger unter uns; Gott gebe, daß es so bleibe auch in diesem letzten Kehraus. Wir müssen hinaus und dem Feind noch einmal das Weiße in unsern Augen zeigen. Was? sollen wir hier lebendig verbrennen? Oder sollen wir uns vom Hunger und Durst tödten lassen? — Sterben müssen wir. So lasset uns sterben als Männer; und wer den Tag überlebt oder nicht überlebt, er wird mit Gott in Ewigkeit leben, und bei der Mit- und Nachwelt. Ich gehe voran. Thut, was ihr mich thun seht. Ich weiche nun und nimmer von euch!"

Darauf nahm er den Säbel seines Vaters zur Hand, den Lorenz Juranitsch, seinen Fähndrich, mit der

hoch-

hochflatternden Hauptfahne, geschmückt mit Maximilians und Ungarns Wappenschildern, zur Seite und sein Häuflein von noch 600 ihm nach und hinein mitten unter die Hunderttausende von stürmenden Türken. Er hatte sich aber, indem er das Thor öffnete, zuvor durch einige, mit Hagelstücken geladene, gegen den dichten Haufen des Feindes losgebrannte Karthaunen, einen Kampfplatz aufräumen lassen. „Wie wenn der Flammenberg Aetna" sagt die alte Chronik, „aus seinem Schlund einen feurigen Bach ausspeit und derselbe sich in die offenbare See stürzt mit solcher Hitze und Ungestüm, daß die Wasser davon eine weite Strecke austrocknen uud zurück weichen, bis endlich Neptun einen solchen Anfall Vulkan's mit ganzer Macht hintertreibt und die Tiefe der zurückrollenden Wellen die eingedrungenen Flammen überwältigt und erstickt; eben ein solches Ansehen gewann das schreckliche Schauspiel dieses erhitzten, ungarischen, aus seinem brennenden Kastel herausfahrenden Leuen. Er schoß, wie ein feuriger Strahl unter die Feinde, wie in ein Heer vieler Hunderttausend Wellen, blitzte mit seinem Säbel gräulich nach allen Seiten, schlug Alles, was er traf zu Boden, und machte sich allenthalben Platz, bis endlich die Menge wieder ihn zusammenstieß und einen dichten Kugelregen gegen ihn schleuderte." Als ihn der erste Schuß traf, fiel er, wehrte sich aber noch auf der Erde mit seinem Dolch, mit den Fäusten und Zähnen. Aber der zweite und dritte Schuß machten ihm das Gar aus. Seine Leute setzten einem so tapfern Anführer tapfer nach und folgten ihm nacheinander mit gleichmäßigem, wohlgerochnen Tode. Aber jetzt wollte das Schloß

selbst, gleichsam wetteifernd mit seinen edlen Vertheidigern, sich den eindringenden Schaaren nicht umsonst Preis geben, sondern nur um Trümmern die Trümmer verkaufen: denn auf einmal geschah ein Knall, als börste die Erde und als stürzte das Himmelsgewölbe ein. Brennende Lunten, welche Zrini im geheim angelegt hatte, zündeten nach einander die verschiedenen Pulverkammern und sprengten sie mit großen Haufen siegtrunkener Türken in die glühenden Lüfte. Ueberhaupt hatte ihnen diese kleine Feste den Sultan, den Geschützmeister, manchen Pascha und 20000 Mann gekostet. Der Janitscharenaga ließ dem Leichnam des Helden das Haupt abhauen und der Großwessir schickte es seinem Bruder, dem Mustapha Sokotowich, der Begierde darnach trug, gen Ofen. Dieser aber schickte es an des Kaisers Feldherrn, den Grafen von Salm, nach Raab und gab einen Brief dazu, worin er des Helden Tapferkeit nach Gebühr pries. Dann ward das Haupt im Helenenkloster zu Tischakathurn neben Katharinen Frangipani, Zrini's erster Gemahlin feierlich beigesetzt. Den Leichnam aber hat ein türkischer Rittmeister, den der Graf zuvor einmal gefangen bekommen und ehrlich gehalten, zur Erde bestatten lassen.

Das edle Geschlecht der Zrini's ist 1703 mit Peter und seiner Tochter Helene erloschen.

Chr. Niemeyer,

Lina's Abschied von ihrem Spiegel.

O Spiegel, der die Rosen meiner Wangen
so schön erblühen und — auch welken sah —
bei deinem Anblick sind mir Thränen nah,
daß, ach! so schnell mein Frühling mir vergangen.

Wie oft, wenn in des Lebens düstern Stunden
entflohen schien der Erde flücht'ges Glück,
riefst du die theure Göttin mir zurück,
und hielt'st mit deinem Zauber mich umwunden.

Nun prangt in Silber meiner Locken Fülle,
mit Runzeln ist die Stirne stark geschmückt,
es hat die Zeit ihr Siegel aufgedrückt, —
Von sonst'ger Schönheit kaum noch eine Hülle.

Selbst diese Augen — die aus Azurfluthen
nur saugten ihres Blickes glänzend Licht,
verschont hat sie das böse Alter nicht;
verblindet sind sie in des Lebens Gluthen.

Auch dieser Mund — wo Amor sich geschaukelt,
wo Perlen mit Korallen sich vermählt,
wo ihren Sitz die Anmuth sich gewählt
von muntrer Scherze leichtem Flug umgaukelt.

Vernichtet ist der Lippen holde Schöne,
gekrümmt die Tannenähnliche Gestalt —
Gebeuget durch des Alters Allgewalt,
giebt's nun für Scherze nur noch Trauertöne.

Vorüber sind der Jugend frohe Stunden,
wo stralend ich in dir mein Ich erblickt,
durch meine Reize manches Herz entzückt,
das sich durch Liebe meinem Ich verbunden.

Einſt ſchmückt' ich dich mit friſchen Blumen-Kränzen,
ach; meiner Schönheit huldigend geweiht;
jetzt, da entfloh'n der Jugend Heiterkeit
könnt'ſt du von meinen Thränen wohl nur glänzen.

Drum holder Spiegel laß mich von dir ſcheiden —
die Gegenwart zeigt mir vergang'nes Glück,
Vergangenheit; kehrt nimmer mir zurück —
bewahren will ich mich für tiefres Leiden.

Der Weisheit, die ich liebend mir erkohren —
erbaut im Herzen einen Weihaltar —
der bring' ich dich als Sühnungs-Opfer dar.
Für immer ſchön, ſind Götter nur geboren! —

Lina.

Die Jungfrau von Orleans.

Eine Skizze von Lieder.

Die Kriege, welche ſeit einem Jahrhunderte zwiſchen Frankreich und England geführt worden, hatten unter der Regierung Carls VI. und Carls VII. den Engländern ein ſo großes Uebergewicht verſchafft, das der größte Theil von Frankreich und ſelbſt Paris ſich in ihrer Gewalt befand, und Carl dem VII nur noch die mittägigen Provinzen ſeines Reichs übrig geblieben waren. Englands Heere wurden von den geſchickteſten Feldherren, einem Herzog von Bedfort,

einem Salisburi, Warwick, Sommerset und Talbot angeführt, Einigkeit herrschte unter ihnen, und Muth beseelte das Heer. Der junge König von England, Heinrich VI. wurde zu Paris als König von Frankreich gekrönt.

Carl VII. schien auch nicht dazu bestimmt zu seyn, den Engländern die gemachten Eroberungen zu entreißen, und seinem Reich den alten Glanz wieder zu verschaffen. Jung zur Regierung gelangt, ohne Erfahrung und Kraft, ließ er sich von seinen Günstlingen leiten, und fand nur Erholung in den Armen seiner geliebten Sorel, und bei den Festen, welche er ihr gab. Nicht die beißende Bemerkung seines Feldherrn La Hire, daß man auf solche Weise sein Reich doch wenigstens auf eine frohe Art verliere, war vermögend, ihn von seinem Hange zum Vergnügen abzubringen. Es fehlte ihm zwar nicht an geschickten und tapfern Feldherren, der Connetable von Buckam, die Marschälle Fayette, Xaintrailles, La Hire, Caval, der Herzog von Alençon, der Bastart von Orleans, und Andere waren Männer von bewährtem Muthe; allein es herrschte unter ihnen Uneinigkeit, und bei Hofe Cabale und Neid, welche die Schwäche des Königs nicht zu unterdrücken wußte. Die Finanzen waren erschöpft, das wenige Geld, was noch aufgebracht werden konnte, wurde zu Vergnügungen verwandt, das Heer war muthlos und klein, und daher konnte es den Engländern nicht entgegen gestellt werden. Der Unterthan bedauerte die Verblendung seines Königs.

Er beschloß, sich in die mittägigen Provinzen seines Reichs zu begeben, hier sein Schicksal ruhig abzuwarten, und den Engländern die gemachten Eroberungen zu überlassen.

Agnese Sorel, aus Tourraine, von altem Adel entsprossen, schön und von einem Geiste beseelt, der über ihr Geschlecht erhaben zu seyn schien, liebte ihr Vaterland, und theilte ihren Haß gegen die Engländer mit jedem Franzosen. Die Eitelkeit, ihrem geliebten Carl wieder zu dem Glanze seiner Väter zu verhelfen, und ihn selbstständig zu machen, bewog sie, den König unaufhörlich zu bitten, von seinen Vergnügungen abzulassen, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, und seinen gefaßten Entschluß aufzugeben. Ihre Bitten waren vergeblich. Sie nahm daher zur List ihre Zuflucht und sagte ihm: ein Sterndeuter habe ihr eröffnet, sie werde die Geliebte des größten Königs werden; er könne nun damit nicht gemeynt seyn, weil er es vernachlässige, sein Reich zu regieren, und es den Engländern zu entreißen. Der König von England scheine damit gemeynt zu seyn, und zu diesem werde sie sich begeben. Dieser Vorwurf von seiner geliebten Sorel war zu bitter, um ihn mit Gleichmuth ertragen zu können, die Reise in die mittägigen Provinzen wurde aufgegeben und er beschloß, sich zum Heere zu verfügen.

Etwas war hierdurch allerdings gewonnen; aber die Gegenwart des Königs schien doch allein nicht hinreichend zu seyn, den Muth der Truppen zu beleben, und die Einigkeit unter den Feldherren wieder

herzustellen; dies zu bewirken, dazu war eine Jungfrau, Johanna, ausersehen.

Johanna von Arc, unter dem Namen des Mädchens von Orleans bekannt, war im Jahr 1412 in dem Dorfe Domremy unweit Vaucouleurs, im Herzogthum Lothringen geboren. Ihr Vater Johann war ein Landmann, ihre Mutter hieß Isabella Gautier. Ihre Erziehung war dem Stande und den Vermögensumständen ihrer Eltern angemessen, und sie schien daher nur zu den Geschäften des Landlebens bestimmt zu seyn. Monstrolat, ein gleichzeitiger Schriftsteller, sagt: sie habe in einem Gasthofe gedient, habe die Pferde zur Tränke geritten, und andere häusliche Geschäfte verrichtet, welche die Frauen nicht zu thun pflegten.

Frühzeitig bemerkte man bei ihr einen großen Haß gegen die Engländer, der auch wohl ganz natürlich war, weil diese auch ihren Geburtsort nicht geschont hatten. Die Vertreibung derselben, und die Wiederherstellung des Königs, waren ihre täglichen Gespräche mit ihren Gefährten. Mit den Jahren schien sich ihr Eifer und Haß zu vermehren. In ihrem dreizehnten Jahre behauptete sie: der heilige Michael, die heilige Margaretha und Catharina hätten ihr offenbart, sie sei von Gott dazu bestimmt, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, und den Dauphin krönen zu lassen. Ihr Vorgeben machte wenig Eindruck und es verflossen mehrere Jahre. Sie fühlte indeß immer stärkern Beruf, ihren Vorsatz auszuführen, und die Wahrheit der göttlichen

Offenbarung zu beweisen. Sie wandte sich an Robert von Vaudricourt, den Kommandant von Vaucouleurs, eröffnete diesem die ihr gemachte Offenbarung und bat um Waffen und Geleite zum König. Ihre Hoffnung schlug fehl; sie wurde als eine Schwärmerin behandelt und zurückgewiesen. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, erneuerte sie einige Zeit darauf ihr Anliegen bei demselben, und sie würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, hätte sie nicht den Vaudricourt versichert: das Heer des Königs habe vor einigen Tagen vor Orleans einen groſsen Verlust erlitten. Die Bestätigung dieses Unfalls, welche einige Tage darauf erfolgte, machte ihn indeſs nachdenkend, und erweckte in ihm den Glauben an etwas übernatürliches bei der Jungfrau; die ganze Stadt zweifelte nun nicht mehr an der Wahrheit der gethanen Prophezeihung. Vaudricourt gab dem König davon Nachricht und sandte Johanna unter Begleitung zweier Edelleute nach Chinon, wo Carl damals war. Von ihrer Ankunft unterrichtet, hatte er bereits erzählt, eine Nonne, Maria von Avignon, habe ihm eröffnet: daſs der Himmel eine Person ihres Geschlechts zum Vortheil Frankreichs bewaffnen würde. Johanna, 17 Jahr alt, wurde nach einigen Tagen dem König vorgestellt. Absichtlich hatte er sich unter seine Generale und Höflinge gestellt. Zum Erstaunen aller erkannte Johanna den König, den sie nie gesehen hatte, sogleich, und ließ sich nicht irre machen. Sie sprach zu ihm: groſser Dauphin, ich bin das Mädchen Johanna; der König des

Himmels sendet mich Dir zu Hülfe, gieb mir ein Heer, ich will damit gen Orleans ziehen, und mit Gottes Hülfe den Feind zwingen, die Belagerung aufzuheben, dann will ich dich zur Krönung nach Rheims führen. Dieß ist der Wille Gottes, den ich Dir offenbaren soll, er will, daß der Feind dieß Land verlasse, und Du dasselbe als der rechtmäßige Besitzer beherrschen sollst: wirst Du ihm dafür danken, so wird er Dich größer und mächtiger machen, als Deine Vorfahren gewesen sind. Nach dem Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller besaß sie eine natürliche Anmuth, sprach mit Anstand und nahm jeden für sich ein. Das Feuer in ihren Augen, ihr offnes Wesen, die Naivität ihrer Antworten, die Liebe, welche sie für ihren König und für ihr Vaterland verrieth, vermehrten die Hochachtung und Zuneigung für sie, und man sprach nur von der Jungfrau Johanna; den Namen Jungfrau legte man ihr doch nun erst öffentlich bei, nachdem ihre Jungfrauschaft von der Mutter des Königs und zweien Hofdamen bestätigt worden war.

Die Jungfrau hatte dem König bei ihrer Ankunft ein Geheimniß entdeckt, welches sie nie mittheilen wollte. Der König beobachtete auch darüber ein tiefes Stillschweigen, und war nicht zu bewegen, dasselbe zu entdecken.

Eine Unterredung, welche die Jungfrau mit den Geistlichen und Doktoren am Hofe des Königs hatte, überzeugte auch diese von der Wahrheit der Prophezeihung und dem glücklichen Ausgang derselben.

Um alle Zweifel über ihre angebliche Sendung zu heben, schickte sie der König nach Poitiers, wo das Parlament seinen Sitz hate. Dieser Gerichtshof fand besonders Schwierigkeiten in der Erfüllung des Versprechens, indem ihm die Lage der Dinge besser als der Jungfrau bekannt war. Sie beantwortete indeß auch hier alle Fragen mit vieler Unbefangenheit. Man verlangte, sie sollte die Wahrheit ihrer Offenbarung durch ein Wunder bekräftigen; sie antwortete: ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Wunder zu thun, führet mich nach Orleans, dort werden meine Wunder meine Sendung beweisen. Sie versicherte nochmals, die Engländer würden die Belagerung von Orleans aufheben, und der König zu Rheims gekrönt werden, so bald dies geschehen, sei ihre Sendung vollbracht. Man machte ihr zuletzt noch bemerklich, daß es Gott leicht sei, auch ohne Waffen Frankreich zu befreien; sie antwortete, daß Gott mit dem Heere fechten und demselben den Sieg verleihen werde.

Nun waren auch hier alle Zweifel gehoben, und unsere Jungfrau begab sich nach Blois, wo das Heer zum Entsatz von Orleans versammlet wurde.

Vom Könige und dem ganzen Hofe freudig empfangen, beschloß man, sie dem Heere als Anführer mitzugeben. Sie erhielt einen Stallmeister, Edelknaben, einen Intendanten, und alles, was in den damaligen Zeiten zu dem Gefolge eines Heerführers gehörte. Der König gab ihr eine vollständige Rüstung. Als man ihr auch ein Schwerdt geben

wollte, schlug sie solches aus, und wollte nur mit dem umgürtet seyn, welches in der Kirche zu Fierbois hinter dem Hauptaltar, in dem Grabe eines Ritters befindlich sei. Dies fand sich daselbst, und dies Wunder vermehrte das Vertrauen zu unserer Jungfrau und belebte den Muth des Heeres, das nun nicht mehr an der göttlichen Sendung derselben zweifelte.

Johanna ermahnte die Truppen, ihre Hoffnung auf den Beistand Gottes zu setzen; sie versammelte die Priester der Stadt Blois, bildete aus ihnen eine heilige Schaar, gab ihnen eine Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes, und ließ sie, unter Absingung geistlicher Lieder, dem Heere voraus ziehen. Der Soldat stimmte mit ein, jeder war begeistert und des glücklichen Erfolgs gewiß. Sie selbst, mit einer Fahne in der Hand, befand sich an der Spitze des Heeres, welches den 29. April 1429 vor Orleans ankam.

Seit einigen Wochen war diese Stadt von den Engländern belagert. Es fehlte ihnen indeß an Truppen, um sie gehörig einzuschließen und ihr alle Zufuhr abzuschneiden. Sie hatten daher 60 Forts um die Stadt errichtet, von denen sechs besonders fest waren. Man nannte sie Bastillen.

Schon von Blois aus hatte Johanna einen Boten mit einem Schreiben in das feindliche Lager gesandt. Sie forderte den König von England darin auf, ihr die Schlüssel aller guten Städte, welche er im Besitz habe, zu übergeben, und Frankreich zu ver-

lassen, ein Land das nicht ihm, sondern dem König Carl als dem wahren Erbe gehöre. Thue er das nicht, so solle er wissen, daß sie, die Jungfrau, vom Himmel gesandt sei, und daß ihr derselbe, so wie allen Franzosen, Muth und Kraft verleihen werde, ihn dazu zu zwingen. Den Anführern vor Orleans befahl sie, die Belagerung aufzuheben, sonst würden sie bald mehr von ihr hören.

Der Ueberbringer dieses Schreibens wurde im feindlichen Lager zurückbehalten, und in Fesseln gelegt. Ein zweites Schreiben, welches an einen Pfeil gebunden und so in das feindliche Lager geschickt wurde, blieb gleichfalls ohne Antwort. Nun wurden die feindlichen Verschanzungen angegriffen, und in zweien Tagen mit großem Verlust des Feindes erobert. Johanna, mit der Fahne in der Hand, befand sich stets an der Spitze der Truppen, sie wollte sich ihres Schwerdtes nicht bedienen und kein Blut vergießen. Noch befand sich indeß das stärkste Fort, der Thurm genannt, in den Händen des Feindes, und wurde von den letzten Truppen vertheidigt. Dieß mußte genommen werden, wenn Orleans befreit seyn sollte. Johanna führte das Heer zum Sturm hinan, der Angriff ward abgeschlagen und sie selbst am Halse verwundet. Auf einen Augenblick verließ sie das Heer, um sich verbinden zu lassen. Zu demselben zurückgekehrt, griff sie die Verschanzung aufs neue an, pflanzte ihre Fahne auf die Brustwehr, und eroberte endlich den Thurm, den der Feind eilig verließ. Nun war Orleans frei, und Johanna zog den

8. Mai 1429 mit dem Heere siegreich in die Stadt ein. Noch jetzt wird dieser Tag zu Ehren der Jungfrau in Orleans festlich begangen, und man zeigt noch den Hut, den sie bei ihrem Einzuge trug.

Dieser schnelle Wechsel der Dinge, der Muth, den die Franzosen in den Gefechten bewiesen, hatte die Engländer so erschreckt und so muthlos gemacht, daß sie sich diese plötzliche Veränderung nur durch ein Wunder und durch die Zauberei der Jungfrau erklären konnten. Der Herzog von Bedfort schrieb an den König folgenden Brief: Bis zur Belagerung von Orleans durch meinen Vetter Salisburi, ging hier alles gut. Gott hat aber einen schrecklichen Zorn über unsere Völker, welche zahlreich vor Orleans lagen, verhängt. Der Unfall, der uns begegnet, ist, wie ich glaube, dem thörichten Wahn zuzuschreiben, den sie an einem Weibe, einer Höllenbraut und einer ächten Schülerinn des Satans gefaßt haben. Man nennt sie die Jungfrau, sie bedient sich der Zauberei. Ein großer Theil von unsern Truppen ist unter dem Schwerdte des Feindes gefallen, der Ueberrest ist muthlos, und der Feind, durch seinen Sieg muthig gemacht, verstärkt sich mit jedem Augenblick.

Johanna begab sich nach Loches zum König. Huldreich empfangen, fand sie ihn und seine Räthe unentschlossen, über das, was ferner zu thun sei. Sie wollte den König nach Rheims zur Krönung führen; sie warf sich zu seinen Füßen, umfaßte sein Knie und sagte: wackerer Dauphin, haltet nicht so

viel unnützen Rath, sondern denket daran, euch nach Rheims zu begeben und euch krönen zu lassen.

Man beschloß nun, den Feind zu verfolgen. Das Heer des Königs, unter der Anführung unserer Jungfrau, vertrieb denselben schnell aus mehreren festen Plätzen, und in dem regelmäßigen Treffen bei Patai wurde er mit großem Verlust besiegt und der tapfere gefürchtete Talbot gefangen.

Carl war indeß ruhig zu Loches und in andern Städten zurückgeblieben. Sein Hang zum Vergnügen, seine Trägheit und Unentschlossenheit, und das Zureden seiner Günstlinge, die ihren Einfluß zu verlieren fürchteten, wenn er bei dem Heere wäre, hielten ihn ab, sich zu demselben zu begeben, und den Muth der Truppen durch seine Gegenwart zu beleben. Er blieb ruhig im Schooße des Vergnügens und in den Armen seiner Sorel, und erwarb sich durch den Muth seiner Truppen und die Geschicklichkeit seiner Heerführer den Beinamen des Siegreichen, freilich auf eine unverdiente Weise.

In dem Kriegsrathe zu Chateau-Neuf an der Loire, wo sich der König befand, ward lange gestritten, ob sich das Heer gegen Bretagne wenden, oder gen Rheims, wie die Jungfrau verlangte, ziehen sollte. Schwierig und gefahrvoll war allerdings der Marsch dahin, die ganze Gegend war vom Feinde besetzt, und die festen Plätze befanden sich in der Gewalt desselben. Das Heer des Königs war schwach, der Schatz leer, und Lebensmittel konnten die ausgesogenen Einwohner nicht liefern. Ein Unfall, der

dem Heere auf dem Marsche begegnen konnte, hätte alle bisherige Siege unnütz gemacht und dem Feinde wieder Muth eingeflößt. Der Glaube an die Jungfrau hob indeß alle Besorgnisse, das Heer wurde bei Gien versammlet, die Trägheit des Königs endlich besiegt, und der Marsch angetreten. Fast alle Plätze, welche der Feind besetzt hatte, wurden theils von demselben verlassen, theils mit leichter Mühe erobert, und selbst Rheims wurde bei der Annährung des königlichen Heeres von dem Feinde geräumt, und öffnete die Thore. Carl hielt seinen siegreichen Einzug in diese Stadt am 17. Juli 1429 und man traf sogleich alle Anstalten zu seiner Salbung und Krönung auf den folgenden Tage.

In den frühern Zeiten war die Krönung der Könige weder an einem bestimmten Orte vorgenommen worden, noch war sie ein Vorrecht irgend einer Person gewesen. Seit der Krönung Philipps des Zweiten aber ist sie ein Vorrecht des Erzbischofs von Rheims und seines Sitzes, und alle folgende Könige sind in dieser Stadt gekrönt worden. Heinrich der Vierte macht davon eine Ausnahme, er wurde zu Chartons gekrönt, weil Rheims sich damals in den Händen der Ligue befand.

Bei der Krönung eines Königs von Frankreich sind als Reichs-Insignien die Krone Carls des Großen, das Scepter, das Schwerdt, die Sporn, das Evangelienbuch und die Hand der Gerechtigkeit erforderlich; bei der bevorstehenden Krönung Carls konnte man solche aber nicht haben, weil sie zu St.

Denis aufbewahrt werden, und dieser Ort von den Engländern noch besetzt war.

An dem bevorstehenden Krönungstage begaben sich vier vom Könige ernannte Abgeordnete zur Abtei von St. Remi in Rheims, um das zur Salbung erforderliche heilige Oel zu holen. Nachdem sie den herkömmlichen Eid geschworen, die Flasche, worin dasselbe aufbewahrt wird, wieder zurückzuliefern, wurde dieselbe von dem Abt in seiner Amtskleidung unter einem Baldachin, von 4 Geistlichen getragen, zur Cathedral-Kirche gebracht. Der Erzbischof, von seinem ganzen Capitel umgeben, empfing sie aus den Händen des Abts und stellte sie auf den Altar.

An der Außenseite der Kirche war eine Estrade errichtet. Von den Pairs des Reichs begleitet, bestieg der König dieselbe, um sich dem Volke zu zeigen. Einer von den Pairs sagte darauf zu den Anwesenden: sehet hier euren König, den wir Pairs von Frankreich zum König und unumschränkten Herrn krönen und salben werden. Hat Jemand wider ihn etwas einzuwenden, so sind wir hier, um darüber zu entscheiden, wo nicht, so werden wir ihn unter dem Beistand des heiligen Geistes salben und krönen. Das Volk schrie darauf Noel, Noel, das gewöhnliche Freudengeschrei, durch welches man die Ankunft des Messias bezeichnet.

Carl begab sich unter dem Vortritt des Connetables, mit entblößtem Schwerdte, zur Kirche, und stellte sich vor den Altar. Er war in einer roth seidenen Weste, welche auf dem Rücken und den

Armen

Armen offen ist, und einem Rock von Silberstoff gekleidet, und trug einen Mantel, der mit Hermelin ausgeschlagen und mit goldenen Lilien geschmückt war. Auf dem Haupte trug er einen Hut von schwarzem Sammt mit einer weißen Feder geschmückt, und an den Füßen hatte er gestickte Pantoffeln.

Nachdem Carl die Messe angehört, und versprochen hatte, die Kirche zu schützen, und dem Volke Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, wurde er von dem Erzbischof mit dem heiligen Oel auf der Schulter und den beiden Armen gesalbt, wobei die Form eines Kreuzes beobachtet wird. Zwei Pairs hielten die Krone über seinem Haupte.

Unsere Jungfrau war bei der ganzen Feierlichkeit zugegen; sie hielt ihre Fahne in der Hand, und stand dem König zur Seite. Sie begleitete den Fürsten nach dem Pallast des Erzbischofs. Hier warf sie sich zu seinen Füßen und bat ihn, mit Thränen der Freude in ihren Augen: er möchte sie nun nach ihrer Heimath zurückkehren lassen, da die Hauptzwecke ihrer Sendung erfüllt wären. Der Wille des Königs und die Bitten der Hofleute zwangen sie aber, bei dem Heere zu bleiben. Sie enthielt sich indeß von dieser Zeit an, bei den Berathschlagungen gegenwärtig zu seyn, und der Meynung der Anführer, was sie früher gethan, zu widersprechen; sie begnügte sich, dem Heere zu folgen und an den Gefahren des Krieges Theil zu nehmen.

Das königliche Heer machte schnelle Fortschritte und nahte sich der Hauptstadt; man versuchte sie durch einen Ueberfall zu nehmen, der Versuch mißlang indeß, und das Heer zog sich zurück. Johanna wurde dabei durch einen Wurfspieß an der Hüfte verwundet. Hier sahe sie indeß ein, daß sie sich Neider zugezogen hatte; bei dem Angriff auf die Stadt hatte man sie der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, und sie nicht unterstützt. Sie bat daher den König nochmals um die Erlaubniß zu ihrer Rückkehr, und äußerte sich gegen den Erzbischof von Rheims, daß sie wünsche, die Heerden ihrer Eltern weiden zu können. Ihr Wunsch und ihre Bitten waren auch diesmal vergeblich. Um sie indeß zu belohnen, ließ der König ihre Eltern kommen, und ertheilte ihr und ihrer ganzen Familie den Adel unter dem Namen du Lis. Sie erhielt ein Wappen im goldenen Felde, mit einem aufrecht stehenden Degen von Lilien umgeben und mit einer Krone geziert. Ihre Familie änderte in der Folge den Namen Arc in du Lys, mit dem Zusatze, die Jungfrau genannt.

Johanna mußte nun wieder das Heer begleiten, sie nahm wieder an allen Gefechten Theil, man sahe aber, daß sie sich geflissentlich allen Gefahren bloß gab und den Tod zu suchen schien.

Man erfuhr in dem Lager des Königs, daß der Herzog von Burgund sich auf Compiegne ziehe, um diese Stadt zu belagern. Der Marschall Xaintrailles und Johanna mußten sich mit einigen Truppen in die Stadt werfen. Kaum war dies geschehen, so wurde die Stadt eingeschlossen.

Unsere Jungfrau bemerkte, daß die Einschließung da, wo der Herzog von Luxemburg befehligte, nicht mit Vorsicht geschehen war, sie wollte diesen Fehler benutzt wissen, rieth, den Herzog anzugreifen und einen Ausfall zu thun. Dieser wurde mit 600 Mann ausgeführt, und beim ersten Angriff der Feind geworfen; er erhielt indeß Verstärkung, trieb die Franzosen zurück bis an die Mauern der Stadt, und zwang sie, sich in dieselbe zurückzuziehen. Johanna war die letzte und versuchte noch immer, obwohl vergebens, den Feind zurückzuhalten. Jetzt eilte auch sie, da ihre Schaar gerettet war, zurück, fand aber das Fallgitter bereits niedergelassen und mithin den Eingang verschlossen. Ein feindlicher Reiter sprengte auf sie los, warf sie mit der Lanze vom Pferde, und nahm sie gefangen. Ins Lager geführt, ergab sie sich dem Ligni, dem Bastart Vendoms, und sagte ihm ihren Namen. Ihre Gefangennehmung erfolgte den 24. Mai 1429.

Unbeschreiblich war die Freude, welche man in dem feindlichen Lager darüber äußerte. Johanna, das Mädchen, welches bisher ihr Schrecken gewesen, die alle ihre Unternehmungen vereitelt, den Muth der Franzosen so zu sagen begeistert, und den König in ein neues Leben zurückgerufen hatte, dies Mädchen von 18 Jahren befand sich nun in ihrer Gewalt.

Das Lager ertönte von Freudengeschrei, und die früher über die Franzosen bei Croqui und Avimourt erfochtenen Siege schienen nichts im Vergleich mit

dieser Begebenheit zu seyn. Durch Eilboten wurde sie allenthalben bekannt gemacht, und Bedfort ließ zu Paris das Tedeum singen.

Johanna wurde sogleich nach dem Schlosse Beaulien und von da nach Beauravoir gebracht und dem Ligni übergeben.

Schon 3 Tage nach ihrer Gefangenschaft schrieb der Bruder Martin, der Verweser der Inquisitinn, aus Paris an Ligni, und verlangte die Auslieferung derselben, als einer Ketzerin, um sie vor seinem Tribunal zu richten. Auch die Universität zu Paris schrieb an denselben und den Herzog von Burgund, die Gefangene genau zu bewachen und sie zu bestrafen, indem durch ihre Irrthümer, böse Lehre und andere abscheuliche Uebel, die Ehre Gottes und die Kirche beleidigt worden sei.

Sie sollte nun dem Bischof von Beauvais, in dessen geistlichem Sprengel sie gefangen worden war, zur Einleitung des Prozesses, und zur Bestrafung überliefert werden, diesem, Namens Couchon, der ganz den Engländern ergeben, und deshalb von den Bürgern von Beauvis verjagt worden war. Ligni überließ sie indeß nur gegen ein Lösegeld von zehn tausend Franken, eine Summe, welche damals für einen gefangenen König oder Fürsten gezahlt wurde, ein Beweis von der Wichtigkeit unserer Jungfrau.

Kaum befand sie sich in der Gewalt des Bischofs, als sie in Fesseln gelegt, nach Rouen geführt, und hier am 21. Februar 1430 die Untersuchung gegen sie angefangen wurde.

Es würde zu weitläuftig seyn, den Gang derselben genau zu beschreiben; es genügt, zu bemerken: daß alle List und Ueberredung angewendet wurde, sie der Zauberei zu überführen, und daß die Jungfrau viel Geistesgegenwart und viele Bescheidenheit zeigte.

Während der Untersuchung wurde sie gefährlich krank. Der Herzog von Bedfort, der Graf von Warwyck und der Bischof von Winchester schickten ihr zwei Aerzte zu, und trugen diesen auf, alles anzuwenden, daß sie nicht stürbe, indem der König von England beschlossen habe, sie verbrennen zu lassen.

Man ließ sie ein Bekenntniß unterzeichnen, worin sie sich der Hexerei, des Aufruhrs und des Abfalls von der Lehre der Kirche für schuldig erklärte; sie mußte versprechen, nie wieder die Waffen zu führen, keine männliche Kleider zu tragen, was damals hoch verhöhnt war, und ihr Haar wieder wachsen zu lassen, und alles dies bei Todesstrafe. Nachdem man ihr dieß Bekenntniß so zu sagen entrissen hatte, wurde sie zu ewiger Gefangenschaft und Buße bei Wasser und Brodt verurtheilt.

Mit diesem Urtheil waren indeß die Engländer nicht zufrieden; sie machten dem Bischof Vorwürfe und gaben ihm zu verstehen, der König wünsche ihren Tod als Genugthuung wegen des ihm zugefügten Schadens.

Johanna wurde in das Gefängniß des Erzbischofs gebracht und mit Härte behandelt. Sie legte nun ihre weibliche Kleidung wieder an und widmete ihre Zeit dem Gebete und der Buße.

Um dem Wunsche der Engländer oder vielmehr den Befehlen derselben zu genügen, Johanna zur Uebertretung ihres Versprechens zu verleiten, und sie dem weltlichen Arm und dem Tode überliefern zu können, mußte man zur List seine Zuflucht nehmen. Der Gefangenwärter erhielt den Auftrag, heimlich die weiblichen Kleider der Jungfrau wegzunehmen, und dafür ihre männliche hinzulegen. Dies wurde in der nächsten Nacht ausgeführt. Johanna bat dringend um die Zurückgabe der ersten, weil sie sonst unglücklich seyn würde, und ihre Richter es ihr verboten hätten, ihre alten Kleider zu tragen. Ihre Bitten waren fruchtlos und die Noth und die Schaam zwangen sie, die hingelegten Kleider anzuziehen. Kaum war dies geschehen, als mehrere Personen in das Gefängniß kamen, um sich davon zu überzeugen. Die geistlichen Richter eilten herbei, und wegen dieses neuen Verbrechens begann die Untersuchung von neuem. Sie war kurz und Johanna wurde verurtheilt, dem weltlichen Arm überliefert zu werden, weil sie in ihre alten Irrthümer zurückgefallen und in den Kirchenbann gekommen sei. Die weltlichen Richter verurtheilten sie nun als eine Ketzerinn zur Strafe des Feuertodes. Sie hörte dieß Urtheil zwar mit Ruhe, jedoch mit der Gemüthsbewegung an, die Unschuldige nicht leicht unterdrücken können; denn sie beklagte sich laut über das ihr zugefügte Unrecht. Am 30. Mai 1430 wurde sie, von zwei Dominikanern begleitet, zum Scheiterhaufen geführt. Sie war in weiblicher Kleidung,

und trug auf dem Kopfe eine Mütze, mit der Aufschrift: Ketzerinn, Abtrünnige und Gotteslästerinn. Beim Anblick des Scheiterhaufens war sie sehr erschüttert und rief zum öftern: „ach Rouen, Rouen, du sollst also meine letzte Wohnung gewesen sein."

Neben dem Scheiterhaufen war eine Bühne errichtet, von welcher der Cardinal von Winchester, der Kanzler von Frankreich, die Bischöfe von Thecouanne und Beauvais und mehrere angesehne Engländer und Franzosen dem Schauspiele, wie sie es nannten, zusahen. Vor dem Scheiterhaufen hatte man eine Tafel errichtet, welche folgende Inschrift enthielt: Johanna, gewöhnlich die Jungfrau genannt, eine Lügnerinn, eine schändliche Person, die den Glauben an Christum nicht hat, dem Teufel ergeben ist, eine Ketzerinn und eine von der Lehre der Kirche abgefallene Person.

Der Scheiterhaufen war an einem erhöheten Orte erbauet, um dies traurige Schauspiel recht öffentlich zu machen und keinen Zweifel über ihren Tod übrig zu lassen. Auf demselben angelangt, warf sie sich auf die Kniee und flehete Gott um Gnade und Beistand an, und gedacht ihres Königs mit Rührung. Langsam wurde sie von den Flammen verzehrt.

Dies war das tragische Ende eines Mädchens von 19 Jahren, welches der Rache der Engländer zugeschrieben wird und welches ihre Richter mit Schande bedeckt. Fünf und zwanzig Jahr nach ihrem Tode wurde eine Revision ihres Prozesses vor-

genommen; das gegen sie gefällte Urtheil wurde für ungültig erklärt und öffentlich zerrissen, zwei von ihren Richtern waren noch am Leben, welche, gleich wie sie, den Tod in den Flammen fanden. Man stellte öffentliche Umgänge zu Rouen an, errichtete an dem Orte, wo sie verbrannt worden war, ein Kreuz, und ihre Bildsäule zierte die Stadt.

Französische Schriftsteller lassen ihr Herz unversehrt in den Flammen finden, und aus dem Holzstoße eine weiße Taube, das Sinnbild der Unbescholtenheit und Reinheit der Sitten, aufsteigen.

Ueber die Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

Der Erfolg einer Entdeckungsreise nach dem Nordpole, beruht hauptsächlich auf zwei Umständen: erstens dem Daseyn einer Strömung aus dem stillen Meere in das nördliche atlantische Meer, wodurch die Verbindung beider Meere erwiesen wäre, zweitens dem Daseyn eines großen offenen Meeres um den Nordpol.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in dem nördlichen stillen Meere, wie überall im Ocean, das Wasser entweder durch Fluten oder beständige Strömungen in steter Bewegung rings um die Erde ist, wenn auch diese Bewegung nicht überall merklich seyn sollte. So bezweifelt niemand die

stetige Richtung einer großen Strömung, die um das Vorgebirge der guten Hoffnung aus dem indischen Ocean in das südliche atlantische Meer geht, oder der Strömung unter dem Aequator, die von den Küsten Afrika's nach dem Meerbusen von Mexico sich bewegt, von woher sie alsdann längs der Küste von Amerika nach Neu-Fundland sich richtet, wo sie mit einem andern, aus dem Polarmeere kommenden, Strome sich vereinigend, nach Osten sich wendet, um dem mitländischen Meere neuen Zufluß zu geben und wieder zu den Küsten von Afrika zurück zu gehen, wovon sie ausging. *) Eben so wahrscheinlich ist es, daß eine große Wassermasse aus dem nördlichen stillen Meere oder großen Weltmeere, in steter Bewegung gegen die Behringsstraße ist, welche unter dem Polarkreise Asien von Amerika

---

*) Unter vielen Erfahrungen, welche die Thatsache der östlichen Meerströmung, die weiter nach den Küsten von Frankreich, Spanien, Portugal und Afrika geht, beweisen, sind folgende noch neu. Am 10. November 1810 wurde eine versiegelte Flasche in der Bai von Carnata, unweit des Vorgebirges Finisterre gefunden, worin ein Zettel mit den Worten lag: „Diese Flasche wurde von dem Schiffe Katharina von London, unter 44 Grad N. Br. und 13 Grad 49' W L. (von Greenwich) also zwischen Neu-Fundland und den azorischen Inseln) am 25 Junius 1807 über Bord geworfen. Da es die Absicht dabei ist, die Richtung der Strömung darzuthun, so wird Jedermann, der die Flasche auffängt, gebeten, es bekannt zu machen." Auf derselben Stelle wurde im Mai 1817 eine verstopfte und versiegelte Flasche aufgefangen, die unter 49 Grad N. Br. und 43 Grad W. L. vom Schiffe Georgia auf der Reise nach Liverpool in's Meer geworfen worden, aber ohne Angabe des Tages.

trennt. Es ist den Seefahrern bekannt, daß eine Strömung längs der Küste von Amerika auf der einen Seite und längs der Küste von Japan und Kamtschatka auf der andern jene nördliche Richtung nimmt. Da jedoch die Beobachtungen über jene Strömungen noch nicht zahlreich sind, so läßt sich bis jetzt vielleicht weniger Gewicht darauf legen. Weit entscheidender aber beweiset die Bewegung des stillen Meeres gegen Norden jene ungeheure Menge von Treibholz, das stets auf die südlichen Küsten der aleutischen Inseln (östlich von Kamtschatka) geworfen wird, und aus Lerchenbäumen, Fichten und andern Bäumen besteht, die das gemeinschaftliche Erzeugniß der Küsten des festen Landes von Amerika und Afrika sind. Daß aber auch die südlichern Theile des stillen Meeres an jener Bewegung Theil nehmen, beweiset der, in der Reise des Russen Stephan Glottoff erzählte Umstand, daß man auf den aleutischen Inseln ächtes Kampherholz gefunden habe, welches nur aus dem südlichen Asien oder den asiatischen Inseln kommen konnte. Dieses Treibholz aber bleibt nicht auf den aleutischen Inseln, sondern ein großer Theil desselben findet seinen Weg nördlich in die Behrings-Straße, wo man an beiden Küsten bis zum 70. Grade der Breite solches Holz gefunden hat. Auch das Eis nimmt seinen Weg mit jener Strömung durch die Behrings-Straße. Welche Richtung aber die Strömung im Polarmeere nehme, läßt sich nur aus einigen Umständen schlie-

ßen, welche unserer Voraussetzung günstig sind. Sie muß nothwendig der Richtung beider Küsten folgen. Von derjenigen Strömung, welche längs der nördlichen Küste von Amerika gehen muß, wissen wir buchstäblich nichts. Die Strömung aber, welche die Davisstraße — an der westlichen Küste von Grönland — hinabkommt, muß entweder längs der Nordküste von Amerika ihren Weg genommen haben, oder aus dem Polarmeere kommen oder aber, was das Unwahrscheinlichste ist, in einer geschlossenen Bai entstanden seyn. Auf der nördlichen Küste von Sibirien wurden Umstände bemerkt, die gleichfalls unserer Voraussetzung das Wort reden. Der Russe Schalauroff wurde auf seiner Reise von der Küste von Sibirien nach Osten oder der Behringsstraße, von einer entgegengesetzten nach Westen gehenden Strömung aufgehalten, welche große Massen von Treibeis mitbrachte. Auf seiner Rückkehr fand er, daß alle Strömungen von Osten, d. i. von der Behringsstraße, kamen und nach dem atlantischen Meere gingen. Aus den Berichten älterer Seefahrer wissen wir, daß eine Strömung nördlich von Nova Zembla und von der Waigatze Straße nach Spitzbergen geht, und den Wallfischfahrern ist bekannt, daß von Spitzbergen sich die Strömung nach Südwesten richtet und die Lage der Eismassen im Eismeere bestimmt.

Als Fabricius sich in Grönland aufhielt, sah er hier die Ueberreste eines Thieres vom Ochsenge-

schlecht, das mit dem Eise gekommen und wahrscheinlich von einem Bäre war zerrissen worden. Aus der Abbildung, die er von den gefundenen Theilen giebt, geht hervor, daß es der amerikanische Ochse war. Das Treibholz, welches auf die Küsten von Spitzbergen und Island und die Westküste von Grönland geworfen wird, besteht größtentheils auch aus den Erzeugnissen der nördlichen Gegenden von Amerika, Asien und Europa, und könnte auf den Flüssen, die sich in's Eismeer ergießen, hinabkommen; dieß kann aber nicht der Fall seyn bei den von Seewürmern durchfressenen Hölzern, da jene Thiere nur in warmen Gegenden leben. Der dänische Befehlshaber in der Disco-Bucht, auf der Westküste von Grönland, besitzt einen Tisch von Mahagony-Holz, aus einem Blocke, der mit einer nach Süden gehenden Strömung auf die Küste kam. Jenes Holz, das auf der Landenge, die das südliche und nördliche Amerika verbindet, einheimisch ist, konnte nur durch die Behringsstraße längs der Küste von Amerika die Baffinsbai hinabgekommen seyn. Wäre es aus dem Meerbusen von Mexico gekommen, so würde es durch die Strömung nach Neu-Fundland, und von hier nach irgend einem Theile von Europa, von der Küste von Norwegen bis herab zur Meerenge von Gibraltar, getrieben worden seyn; aber unmöglich hätte es längs der Küste von Labrador in die Davisstraße gelangen können, der Strömung gerade entgegen, die stets von da herabkommt.

Aus allen diesen Umständen scheint die Wahrscheinlichkeit einer Verbindung des Polarmeeres längs der Küste von Amerika mit dem stillen Meere hervorzugehen.

Ob es ein offenes, von Land und Eise freies Meer um den Nordpol gebe, ist schwerer auszumitteln; aber mehrere Umstände sprechen auch dafür. Da man in der tiefen See selten Wallfische findet, sondern nur in denjenigen Gegenden des nördlichen Meeres, wo das Eis am häufigsten ist, und entweder auf Küsten oder Bänken liegt, so verlassen die Wallfischfahrer nicht oft das Eis, um über Spitzbergen hinaus zu gehen, weil sie fast immer in ihrer Erwartung, Wallfische zu finden, getäuscht werden. Diejenigen aber, welche sich durch ein offenes Meer verleiten ließen, zwei bis drei Grade weiter nordwärts zu segeln, wurden sehr selten von Eise gehemmt. Allerdings friert auch die See, aber ein tiefes und weites Meer kann nie in allen seinen Theilen so ruhig seyn, daß es lange unter einer Eisdecke liegen könnte. Die Oberfläche kann hie und da mit Eise bedeckt seyn, aber der erste Wind, der erste Wellenstoß wird das Eis zerreißen, Wind und Strömung werden es wegführen. Die Kälte in der Nähe des Poles würde also kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit eines offenen Meeres seyn können. Das Frieren des Meeres hängt überhaupt nicht allein von der nördlichen Lage ab; das baltische Meer z. B., das weiße Meer, der Lorenz-Meerbusen an der Küste von Nordamerika, frieren sehr leicht, das deutsche

Meer, das nördliche atlantische, das nördliche stille, selbst das Kamtschatkische Meer, haben kein anderes Eis, als was auf den Flüssen hinab kommt, oder sich von den Küsten löset. Die Bildung des Eises auf der Oberfläche, oder der Mangel desselben, hängt vielmehr von örtlichen Umständen, und besonders von der Ausdehnung der Oberfläche und der großen Tiefe des Meeres oder von dem Gegentheile ab. Wo nun große Ausdehnung der Oberfläche und große Tiefe sich finden, wäre es selbst unter dem Pole, da mag sich nur wenig Eis während eines ganzes Jahres bilden, wo aber jene Umstände nicht statt haben, da kann das Meer selbst innerhalb des gemäßigten Himmelstrichs in einer einzigen Nacht mit Eise bedeckt werden.

Man hat viele Beyspiele von Schiffen, die sehr hohe Breitengrade gegen Norden erreicht haben, gesammelt. Gegen manche mögen sich Zweifel erheben lassen, da sie auf unzuverlässigen Beobachtungen beruhen; andre aber sind dagegen ächt, und durch neuere Beyspiele bestätigt worden. Unter diesen Beyspielen ist besonders die Aussage eines englischen Seemanns, Namens Adams, merkwürdig, der mit dem Schiffe Einhorn über den 83sten Grad kam. Er sah von der Spitze des Vordermastes ringsum ein Meer, das so frey von Eis war, als das atlantische Meer. Alle Aussagen von Grönlandfahrern, die der Engländer Barrington gesammelt hat, stimmen darin überein, daß man, wenn man einmal über das Eis bei Spitzbergen hinaus sey, überall die See nach Norden offen finde; daß die Nordwinde

helleres und wärmeres Wetter als andere Winde bringen, und daß sie ein höheres Anschwellen des Meeres bewirken. Alle diese Umstände sprechen für die Voraussetzung, daß das Meer gegen den Pol offen ist.

Es ist allerdings auffallend, daß besonders von den englischen Grönlandfahrern noch keiner es versucht hat, durch das offene Meer gegen den Pol zu segeln. Bekanntlich aber war der Schiffskapitän sowohl, als sein Unterbefehlshaber, auf den Grönlandfahrern bisher durch einen Eid gebunden, den die Eigenthümer der Schiffe ihnen abnahmen, um sie von solchen, dem Wallfischfange nachtheiligen, Unternehmungen abzuhalten. Diese Verbindlichkeit ist natürlich durch eine Verfügung des Parlaments so beschränkt worden, daß sie nicht länger gegen Entdeckungsversuche streitet. Auch hat das Parlament bekanntlich Belohnungen festgesetzt, welche mit den Graden, die ein Schiff gegen den Pol hin erreicht, zunehmen; eine Ermunterung, die gewiß glückliche Folgen haben wird, und auch wohl abergläubige Scheu der Seeleute überwinden möchte, die bisher in der Nähe des Poles nicht sowohl Eis und Kälte fürchteten, als das Zerfallen des Schiffes, da nach ihrem Wahn der Pol alles Eisenwerk heraus ziehen soll.

Zwischen dem 70. und 80. Grad, oder bis zur nördlichsten Spitze von Spitzbergen, ist die

Kälte bei einem ſtarken Nordwinde ſich ziemlich gleich. Es läßt ſich daraus die Vermuthung ziehen, daß die mittlere Temperatur am Pol ungefähr wie unter dem Polarkreiſe ſey, und daß man ſogar daſelbſt überwintern könne. Im Sommer muß bei dem ununterbrochenen Sonnenſchein, während eines Zeitraums von ſechs Monaten, und bei dergleichen Höhe der Sonne über dem Horizont, das Wetter ſogar milder ſeyn, als unter dem 80. Grade, und die lange Dämmerung, die den Sommertag beinahe zu 9 Monaten verlängert, möchte dem Winter viel von ſeinen Schreckniſſen nehmen.

L d.

Die

Die Schreckensnacht.

Eine wahre Begebenheit unsrer Tage von J. T***.

Napoleons Riesenentwürfe waren an Rußlands Macht, seinem Nationalsinn und besonders an dem allmächtigen Verhängniß gescheitert. Von Moskau's rauchenden Trümmern flüchtete er und ihm folgten die Ueberbleibsel der französischen Heere in wilder Unordnung. Ihr trauriges Schicksal ist bekannt. Am Schlusse des Jahres 1812 war kein Feind mehr in Rußlands Grenzen. Europa's Hoffnungen waren gerechtfertigt. Mit der Vereitlung der kühnen Plane des Weltenstürmers erwachten die ihm seither ergebenen Polen wie aus einem Traume und kehrten reuig zu den Füßen Alexanders zurück. Die ihm Treugebliebnen waren vorher zum Theil aus ihrem Vaterlande geflüchtet und kamen jetzt wieder in ihre Heimath, ob auch die Flamme des Krieges noch an den Grenzen wüthete.

Unter diesen war die Gräfin P****y mit ihrer liebenswürdigen Tochter und einem kleinen Gefolge von Dienerschaft, um sich nach ihrem Witwensitze, der Starostei ***z in **** zu begeben. Der Herbst mit seinen Unannehmlichkeiten im hohen Norden, mit seinen kurzen, kalten Regentagen, mit seinen langen, dunklen Nächten, hatte sich über die öden, verheerten Gegenden verbreitet. Ueberall Spuren der Verwüstung, überall Jammer und na-

menloses Elend. Unbegrabene Leichen und gefallene Pferde, die die Landstraßen bedeckten und die Luft verpesteten; Trümmer früherer gastlichen Wohnungen, hungernde und herumirrende Elende fand die schon an sich Niedergebeugte. Doch nicht nur mit den Folgen eines verheerenden Krieges mußten diese Gegenden kämpfen. Wölfe und Räuber machten die Landstraßen unsicher. Polens schauervolle Wälder hatten die letztern sich zu ihren Wohnplätzen und zur Ausübung ihrer verbrecherischen Absichten erwählt. In diesen Wildnissen fiel nach den überstandnen Schrecknissen des Krieges durch Mörderhand mancher auf Lebensgenuß Anspruch machende Mensch; mancher Gatte, mancher Hausvater, mancher hoffnungsvolle Jüngling, manches blühende Mädchen fanden hier ihr Grab. —

Die Gerüchte davon waren der Gräfin zu Ohren gekommen und erfüllten sie mit Schrecken. Ihr Weg ging durch diese Wälder. Sie allein mit ihrer Tochter und nur wenig männlicher Begleitung, dem schrecklichsten Zufalle Preis gegeben! Eine schaudervolle Möglichkeit reihte sich bei ihr an die andre und erregte trübe Ahnungen in ihrer Brust. An einem finstern Decembertage rollte der Wagen durch diese berüchtigten Gegenden. Die schlimme Witterung, der fortwährende mit Schnee abwechselnde Regen, vereinigten sich, ihn zu einem der unangenehmsten der Reise zu machen. Das Düster der Waldungen wechselte selten mit einer lichten, bewohnten Gegend ab. Schon dunkelte es mächtig. Ein schauer-

lich pfeifender Wind tobte in den Bäumen und schleuderte den eisigen Regen an die Fenster des Wagens. So fuhr man voll Besorgniß weiter, als bereits die Nacht eingebrochen und noch kein Dach zu sehen war Endlich schimmerte den Reisenden aus der Ferne ein Lichtstrahl entgegen, ihnen ein Strahl der Hoffnung. Bald erreichten sie den Ort, von dem er herkam. Es war ein, in völliger Abgeschiedenheit gelegenes, elendes Gasthaus. Der Wagen hielt. Der Wirth, von widerlichem Ansehn, empfing die Herrschaften mit kriechender Höflichkeit, bedauerte aber, ihnen nicht eine, ihrem Stande angemessene Bewirthung, anbieten zu können. Ein kleines, elendes Zimmer sey alles, was er ihnen einräumen könne. Man besah und nahm dann gern das Zimmerchen ein, um sich nur nicht der Nothwendigkeit der Weiterreise und dem üblen Wetter, das sich immer verschlimmerte, auszusetzen. Es bot wenig Annehmlichkeiten dar und sein enger Raum gestattete nur den Damen darin Platz zu nehmen, kein Nebenbehältniß war vorhanden, wo die männliche Begleitung in der Nähe ihrer Herrschaft hätte bleiben können. Sie mußte sich mit dem Vorhof begnügen. Die Gräfin beschloß daher mit ihrer Tochter und der Kammerzofe die Nacht zu durchwachen.

Nach einem, mit beklommenem Herzen eingenommenen Abendessen, das sie aus eignen Mitteln bestreiten mußten, weil das elende Wirthshaus mit nichts versehen war, suchten sie durch Unterhaltung alle Schauer der völlig eingebrochnen Nacht zu ver-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

mindern. Selbst die Erinnerung an Unangenehmes bietet uns Wonne. So auch hier. Sie erinnerten sich mit abwechselnder Freude und Wehmuth mancher Scene ihrer Flucht aus dem Vaterlande, ihres Aufenthalts in Petersburg, ihrer Rückreise — und manche liebliche Hoffnung der Zukunft erheiterte die demungeachtet noch heimlich Beängstigten. Schon war es eilf Uhr. Ein heulender Wind pfiff durch die Spalten des, nach dortiger Art von übereinander gelegten und mit Moos verstopften Balken erbauten Hauses, und der Regen traf mit gewaltigen Schlägen die niedern Fenster. Das Licht brannte düster und an den Wänden schienen Irrgebilde ihr Wesen zu treiben. Doch bald wich die Einbildungskraft der Wirklichkeit. Ein heftiger Schlag an die Pforte des Hauses schreckte alle plötzlich auf. Mit mürrischem Unwillen bequemte sich der Wirth, dem ungestüm Pochenden zu öffnen. Ein junger Officier von edlem Ansehen, in Uniform und mit Orden geschmückt, die durch den geöffneten Mantel hervorblitzten, trat schnell und etwas verstört in das zunächst gelegne Zimmer der aufgeschreckten Damen und entschuldigte sich mit gewandter Höflichkeit. Er führte Pistolen und Säbel. Die Unterhaltung war bald angeknüpft. Es war der Oberst von W***ß, der, zwar ein Pole, doch schon früher russische Dienste genommen, und mit unerschütterlicher Redlichkeit und seinem Eide getreu, dem kaiserlichen Zuge für die allgemeine Sache sich angeschlossen, auszeichnet und Belohnung seiner Verdienste wie den Beifall des Mo-

narchen erworben hatte. In der Nähe seiner Heimath wollte er seinen Vater — der zwar nicht wie er gesinnt, doch seinem kindlichen Herzen theuer war — besuchen und entfernte sich, nach erhaltnem Urlaube eine Zeitlang von der Armee. Auch er hatte, um zu dem in der Nähe befindlichen Gute seines Vaters zu gelangen, in Begleitung eines Bedienten, zu Pferde durch diesen Wald reisen müssen, war in der Dunkelheit auf Irrwege gerathen, von Räubern überfallen und sein Diener erschossen worden. Er selbst entkam bei dem verzweifelten Handgemenge, unter dem Schutze der Nacht durch die Flucht. Pferde und Gepäck waren geraubt. Er flüchtete zu Fuße auf ungewissen Waldwegen, bis ihn der Schimmer des nur noch in der Gräfin Zimmer brennenden Lichts zu dieser Hütte führte.

Indem die Gräfinnen ihm die herzlichste Theilnahme bezeigten und sich bemühten, die Schrecken der überstand'nen Gefahr aus seinem Gedächtnisse zu verbannen, mußten sie es sich doch gestehen, daß die Ankunft des jungen, heldenmüthigen Mannes ihnen nicht unlieb und in ihrer eignen bedrängten Lage von großem Werthe war. Doch verbot der Wohlstand das nächtliche Beisammenbleiben und der Offizier mußte sich auf den Boden des Hauses begeben. Denn ungeachtet des heldenmüthigen Entschlusses der Damen, die Nacht zu durchwachen, schien der sich nähernde Schlaf doch seine Rechte geltend machen zu wollen. Der Offizier empfahl sich und gelobte den Damen, in der Frühe des Tages sie wei-

ter zu geleiten. Man schied ziemlich beruhigt. Eine Leiter, auf einer Fallthüre des Bodens angelegt, führte den durch Anstrengung und Lebensgefahr ermatteten Jüngling zu seinem Lager. Vorsichtig geworden durch den bereits überstand'nen Schreck, lud er jedoch seine Pistolen und legte den scharfgeschliffenen Säbel sich zur Seite, indem er zugleich die Fallthüre von innen verriegelte und das Licht brennen ließ. Ein elendes Lager nahm ihn auf. Doch entschlummerte er sogleich und sank in einen festen Schlaf. Unruhige, beängstigende Träume umgaukelten seine Phantasie.

So mochten einige Stunden vergangen seyn, als ein starkes Getöse und lautes Wehklagen sein Ohr traf. Er erwachte. Die Beängstigungen des Traumes hatten sich zu schaudervoller Wirklichkeit bestätigt. Räuber waren, unter dem Beistande des mit ihnen einverstandnen Wirths eingedrungen. Plötzlich war alles überfallen worden. Die Gräfin, ihre Tochter, die Kammerfrau, die Dienerschaft lagen in ihrem Blute. Ein leises Wimmern bezeichnete nur noch den Hingang manches unschuldig Gemordeten. Die Spalten zwischen den Balken des Bodens überzeugten den Erwachten von diesen Gräueln. Nur er, das letzte Opfer ihrer Bosheit, war noch übrig. Der Mörderhaufe erwähnte eines ihm entkommenen Offiziers, als der niederträchtige Wirth sogleich anzeigte, daß das entwischte Vögelchen bei ihm eingeflogen sey und auf dem Boden des Hauses im tiefen Schlafe liege. Lachend weihte man ihn dem Tode und schickte sich an, auch dieses Opfer in Empfang zu nehmen. Seinen Muth

kannte man noch von der Zusammenkunft im Walde, wo er nur der Uebermacht gewichen war. Auch ihn im Schlafe zu morden, schien hier am zweckmäßigsten. Leise schlich einer die Leiter hinan, im Begriff die Fallthüre aufzumachen; sie war aber von innen verriegelt. In diesem Augenblicke streckte ein Schuß durch die kleine Oeffnung derselben den Angreifer zu Boden. Man sah nun, daß der Offizier nicht schlief, vielmehr auf einen Ueberfall vorbereitet war. Einen zweiten Räuber traf das nämliche Schicksal. Da äußerte der Anführer voller Wuth, daß er diesem bald ein Ende machen und die Thüre öffnen wolle. Mit seiner rechten Hand fuhr er in die, in der Thüre befindliche Oeffnung hinein, um den Riegel von innen zurückzuschieben. Aber durch einen muthigen Säbelhieb des Verzweifelnden war die Hand von dem Körper getrennt, der durch den heftigen Schmerz das Uebergewicht verlor und taumelnd zurückstürzte. Der Anführer ward ohnmächtig davon getragen und dem Verweg'nen tausendfaches Verderben geschworen. Doch änderte sich in diesem Augenblick die Scene. Der Tag dämmerte. Wagen und Stimmen näherten sich. Die Räuber flohen mit ihrer Beute und verödet und stille ward die schaudervolle Mordgrube. Die abgehauene Hand lag am Boden. Mit dem Gefühle eines seltsamen Schmerzes ergriff der Offizier unwillkührlich dieselbe und bemerkte an ihr, zu seinem nicht geringen Schrecken, den glänzenden Siegelring seiner Familie. Tausend Zweifel drängten sich ihm auf, wie dieser an die Hand eines Räubers

komme. Furcht und Ungewißheit über das Schicksal der Seinigen bestürmten ihn wechselweis. Er mußte in jedem Falle geraubt seyn. Zu der eignen Gefahr, in der er noch zu schweben glaubte, gesellten sich noch diese traurigen Vermuthungen, doch steckte er den Ring an seinen Finger und harrte so auf den Ausgang der Sache, indem er dabei, wie ein guter Soldat, seinen Posten nicht verließ und mit wieder geladʼnen Pistolen und gezogenem Säbel den Eingang zum Boden bewachte. Jetzt hielten die Wagen. Eine Menge Stimmen durchkreuzten sich. Zu seiner nicht geringen Freude bemerkte er, daß ein Detaschement russischen Militärs mit Bagagewagen eingetroffen war. Ihr Weg führte sie durch diese Gegend ihrer Bestimmung entgegen. Froh begrüßte der Beängstigte in ihnen seine Retter. Er nannte dem kommandirenden Offizier seinen Namen und Stand und unterrichtete ihn von der überstandʼnen Schreckensnacht. Das angerichtete Blutbad erregte Schaudern in der Brust, selbst des rauhen Kriegers. Das innigste Mitleid ward aber der jungen, gemordeten Gräfin gezollt. Der Oberst drückte einen Kuß auf die leblose Hand und schwur, ihren Tod zu rächen. Dann gab er Ordre zur Bestattung der Ermordeten, und erbat sich vom Offizier ein Pferd und eine sichere Begleitung bis zu dem Gute seines Vaters, um von dort aus die Sache näher zu untersuchen, und der Polizeibehörde diesen Vorfall anzuzeigen.

Lange war er abwesend gewesen. Lorbeern hatte er im Dienste Alexanders eingeärndtet, die er jetzt

seinen Aeltern zu Füßen legen wollte: Schon sah er sich in den heimathlichen Grenzen. Alle Freuden einer seligen Jugend drängten sich wohlthuend seiner Erinnerung auf, und ließen ihn die Schreckensnacht augenblicklich vergessen. Jedem Baum, jedem Strauche, jeder Hütte, jedem Wandrer rief er ein Willkommen zu. In seinen Blicken mahlte sich schaudervolle Erinnerung und frohe Hoffnung. So nahm ihn der Schloßhof auf. Doch seine Erwartungen sanken. Die Diener und Untergebenen erkannten ihn zwar gleich wieder, nahmen ihn aber nicht mit der Freude und Ueberraschung auf, die er sich von ihnen versprach. Zurückgezogenheit und Stille herrschten in diesen Mauern. Nur ein alter, ihm stets ergebener Diener stand ihm Rede. Seine theure Mutter war gestorben, seine Geschwister hatten sich verheirathet und zerstreut und dem Vater war er — unwillkommen. Denn dieser war gefährlich krank und für niemand zu sprechen. Demohngeachtet wollte der Sohn, nach so langer Trennung, zu ihm — ward aber nicht vorgelassen. Ein unerklärbares Gefühl ergriff ihn — seiner selbst nicht mehr mächtig, bahnte er sich mit gezognem Säbel den Weg zu den hintersten Gemächern seines Vaters. Hier lag dieser, ein Bild des Todes, im Bette und scheute sich, den Blicken des vor ihm knieenden Sohnes zu begegnen. Noch immer schwieg er und schien die Freude des Wiedersehens auch nicht im entferntesten zu theilen. Von hohem Gefühl ergriffen stürzt der Sohn sich über ihn hin, um auch in des Vaters Brust gleiche Empfin-

dungen rege zu machen und — ein Schrei des Schmerzes ist die Erwiederung. Er stutzt — Untersucht die Ursache und findet, daß er des Vaters rechten, in einer Binde hängenden Arm durch seinen Druck verletzt habe. Er will die Quelle des Schmerzes näher erspüren und erblickt den Arm — ohne Hand. Sein Vater schweigt und liegt vernichtet in seiner Verworfenheit, als der vom Entsetzen ergriffne Sohn ihm den Ring zeigt und den Zusammenhang der Schreckensnacht ahnend, ihn fragt, ob er vielleicht errathen, wie der Ring in seine Hände komme. Todesblässe überzieht des Alten Wangen. Er erkennt in dem Sohn den kühnen Fremdling der letzten Nacht. Er sieht sich, als Anführer einer Räuberbande, entlarft und schäumt in ohnmächtiger Wuth. Er kennt die unbestechbare Rechtlichkeit des Sohnes. Ein Versuch, ihn zu tödten, mißlingt. Er wird übermannt und — gesteht. Weinend flieht der Sohn die Hallen der Väter, den frohen Auffenthalt seiner Jugend. Das ihm zur Begleitung mitgegebene Commando besetzt das Schloß. Er selbst aber zeigt den Vorfall der nächsten Behörde an, eilt in's Getümmel des Krieges zurück und findet in der Völkerschlacht bei Leipzig seinen Tod, den er geflißentlich suchte.

Der Vater entging der gerechten Strafe nicht. Die Sache ward streng untersucht und — eine Greelthat reihte sich an die Andre. Seine Güter wurden eingezogen, der Adel ihm genommen und nach den gewöhnlichen Züchtigungen, Siberien ihm zum immerwährenden Wohnplatz angewiesen. ***

Die Macht der Liebe und Ehre.

Folgender im Repository of arts etc. Monat Mai 1819 erzählte Vorfall beweist, wie behutsam der Mensch in Beurtheilung der Schuld bei einem begangenen Verbrechen seyn muß, und wie täuschend oft das Zusammentreffen äußerer Umstände ist:

Vor einigen Jahren entließ ein Edelmann im westlichen England, der große Güter besaß, plötzlich einen jungen Mann, der bisher als Gärtner bei ihm gelebt hatte. Man erzählte, diese Entlassung sey dadurch veranlaßt worden, daß die Tochter des Edelmanns, und dessen einziges Kind, ein schönes junges Mädchen von ohngefähr 18 Jahren, ihre Augen auf ihn geworfen habe, und diese Erzählung schien dadurch bestätigt zu werden, daß sich das Mädchen mit Entschlossenheit weigerte, einem benachbarten Gutsbesitzer ihre Hand zu geben, dem sie ihr Vater schon längst bestimmt hatte. Gereizt durch diese Hartnäckigkeit, womit sie auf ihrer Weigerung beharrte, beschloß sie ihr Vater, Mr. T., als Kostgängerin in ein Kloster nach Frankreich zu bringen, bis die Zeit sie seinen Wünschen geneigter gemacht haben würde.

Sie reisten demnach nach Frankreich ab, allein an dem Tage ihrer Abreise fand man Mr. B. — den Edelmann, den das junge Mädchen ausgeschla-

gen hatte, ermordet in einem Gehölze dicht an seinem eigenen Hause, und nicht weit von dem des Herrn T. —

Da Mr. B's Uhr und Börse nicht geraubt worden war, so war es klar, daß der Zweck der Mordthat nicht Gewinn gewesen seyn konnte. Der Unglückliche hatte an mehreren Orten des Körpers Stiche erhalten, und neben ihm lag ein Messer, womit dem Anscheine nach die schreckliche That vollbracht worden war. Die ganze Gegend war sogleich in Bewegung, dem Mörder auf die Spur zukommen, es wurden große Belohnungen auf seine Entdeckung gesetzt, und mehrere Personen geriethen in Verdacht. Allein gegen Niemand vereinigte sich so vieles, als gegen den jungen Gärtner, und die anscheinenden Beweise gegen ihn waren nicht unbedeutend.

Zuerst gehörte das Messer, welches man bei dem Leichname gefunden hatte, ihm zu. Er selbst läugnete dies auch nicht ab, behauptete aber, es einige Zeit vorher verloren zu haben. Ferner hatte er oft seinen Widerwillen gegen den Ermordeten auf das stärkste ausgedrückt, selbst den Morgen, ehe man den Leichnam fand, hatte er gegen einen Nachbar geäußert, der bei ihm an der Thüre gestanden, als Mr. B. eben vorüber ritt: den hass' ich in meiner tiefsten Seele! Er reitet zu einem seiner Lustgelage. Der filzige Kerl nimmt selten einen seiner Diener mit, ob er gleich immer so viel trinkt, daß er Jemand braucht, um ihm fortzuhelfen. Es sollte mich gar nicht wun-

dern, wenn ihm nächstens was zustieße! — Ein anderer Zeuge, der vorher mit William Bedienter bei B. gewesen war, sagte aus: Mr. B. habe einmal den jungen Mann geschlagen, und dieser habe erklärt, er wolle sich schon dafür an ihm rächen. Er hatte gesagt: Ich habe meine Gründe gehabt B. nicht sogleich derb durchzuprügeln, ich tröste mich aber mit dem Gedanken, daß schon eine Zeit kommen wird, wo er mir meine Schläge theuer bezahlen soll.

Es war gleichfalls erwiesen, daß man William am Abende vor der Nacht, wo der Mord war begangen worden, auf dem Wege gesehen hatte, der zu dem Gehölze führte, und den folgenden Morgen hatten ihm in dem Gehölze selbst in einiger Entfernung von dem Orte, wo der Körper gefunden worden war, zwei Arbeiter begegnet, die sich eben zu ihrer Arbeit begaben. Sie bemerkten, daß seine Hand und Kleidung mit Blut befleckt waren, welches er aber für die Folge von Nasenbluten ausgab. Beide Männer erkannten in seinem Wesen Spuren von Verwirrung und Zerstreuung, und einer von ihnen fragte ihn, ob ihm etwas begegnet sey? Er antwortete ganz abgebrochen: Nein! was soll mir denn begegnet seyn? —

Als er Mr. T's Dienst verließ, miethete er sich eine kleine Hütte, worin er seitdem für sich lebte. Als die Magistratspersonen hineintraten, um ihn zu verhaften, fanden sie, daß er nicht in seinem Bette gelegen hatte. Er saß in schwermüthiger

Stellung da, hatte auch seine Kleider nicht gewechselt, und wusch sich eben. Auch sie fanden seine Kleider mit Blut befleckt, und er erklärte dies, wie er es vorher den Arbeitern erklärt hatte.

Ein allgemeines Mitleid mit dem Unglücklichen bemächtigte sich der Gemüther aller, die bei dem Gerichte anwesend waren. Sein Ansehen war im höchsten Grade sanft und interessant, und eine Menge von Zeugen sprachen für die Güte seines Charakters, und das Menschlichedle seiner Natur; allein nichts schien die gegen ihn zeugenden Thatsachen zu entkräften. Er wurde wiederholt gefragt, wo er die Nacht zugebracht habe, und man sagte ihm, daß von diesem Umstande allein seine Lossprechung oder Verdammung wahrscheinlich abhinge; allein auf diese Frage weigerte er sich durchaus zu antworten, und trotz der Betheurung seiner Unschuld, waren doch die Beweise gegen ihn so stark, daß er des Mordes schuldig befunden, und zur Strafe der Gesetze verurtheilt wurde. Er ertrug sein Schicksal mit christlicher Fassung und Ergebung, und betheuerte bis an sein Ende, daß er durchaus nichts von dem Verbrechen wisse, weshalb er den Tod leide.

Wie schrecklich war die Lage des jungen Mannes. Ein einziges Wort würde seine Unschuld beweisen, und ihn von einem schimpflichen Tode gerettet haben; aber dieses Wort hatte auch den guten Ruf derjenigen, die er mehr als Leben und Ehre liebte, für immer befleckt, es würde sie dem heftigsten Zorne eines tyrannischen Vaters ausgesetzt ha-

ben, deſſen Leidenſchaften ihn zu jedem Aeußerſten führen und ſelbſt ihr Leben in Gefahr bringen konnten.

Dieſe Betrachtungen veranlaßten den heldenmüthigen Jüngling, das Geheimniß, daß er die unglückliche Nacht, worin der Mord war begangen worden, mit Miß T. zugebracht hatte, in ſeiner eigenen Bruſt zu begraben. Das unglückliche, irregeleitete Mädchen, war wegen des Geitzes und üblen Betragen ihres Vaters, faſt ohne alle Bildung auferzogen worden. Sie war von Natur reitzbar. William war nicht häßlich, und von feinern Sitten, als man ſonſt in ſeinem Stande anzutreffen pflegt. B., für den das junge Mädchen, wie er wußte, beſtimmt war, hatte wenig anziehendes, war von ausſchweifenden Sitten, und mehrere Jahre älter als ſie ſelbſt; ihre Abneigung gegen ihn verſtärkte die aufkeimende Neigung für William, und ſie vergaß ſich ſogar ſo weit, daß ſie ihm feſt und feierlich gelobte: nie das Weib eines andern zu werden! —

In der Nacht, wo B. ermordet wurde, hatte ſie William in ihres Vaters Garten, zu dem er einen Schlüſſel hatte, eine Zuſammenkunft bewilligt; eine Dienſtfrau, welche ſie nach Frankreich begleitete, wußte um dieſelbe. Es war zwar dabei nichts vorgefallen, was nur das geringſte Erröthen auf die Wangen der Schamhaftigkeit hätte locken können, allein der unglückliche William wußte zu gut, in welchem Lichte die Welt, und beſonders der Vater

seiner Geliebten, den Vorgang betrachten würde. Die Liebenden blieben zusammen bis zum äußersten Momente, und die Bewegung, womit er von ihr Abschied nahm, in der Ahnung, daß dies ein ewiger Abschied seyn werde, hatte ihm das Nasenbluten verursacht, wodurch seine Kleider auf eine so verdächtige Art befleckt worden waren; auch war es nicht zu verwundern, daß die Angst, welche ihn bei'm Abschiede überfiel, für die Verwirrung eines schuldbewußten Herzens gehalten ward.

Die Empfindungen der armen Miß T., als sie zu spät, um es abzuwenden, das Schicksal ihres Geliebten erfuhr, lassen sich nicht beschreiben. Wenig Tage zuvor, ehe sie die Nachricht davon erhielt, entfernte der plötzliche Tod ihres Vaters das einzige Hinderniß, welches ihrer Vereinigung mit William im Wege stand. Ihr Kummer war so groß, daß sie in eine gefährliche Krankheit verfiel, allein ob sie gleich an den Pforten des Grabes stand, war doch ihre erste Sorge, das Andenken des Geliebten rein herzustellen. Sie sagte sogleich eidlich aus, und ließ es vor Zeugen niederschreiben, daß William von eilf Uhr Abends bis um vier Uhr des folgenden Morgens bei ihr gewesen sey, und in diesen Stunden mußte, das war ganz erwiesen, der Mord begangen worden seyn. Diese Erklärung wurde öffentlich bekannt gemacht, und der unglückliche Jüngling gerechtfertigt, obgleich mancher noch an seiner Unschuld zweifeln wollte, weil eine ziemliche Zeit verstrich, ohne daß der wahre Mörder entdeckt wurde.

Mehr als fünf Jahre waren verstrichen, als ein Edelmann aus der Stadt, bei welcher B. war ermordet worden, in eine entfernte Gegend des Landes reiste. Das Zimmer, worin er schlief, war durch eine nur ganz dünne Wand von dem getrennt, welches ein anderer inne hatte. Der Edelmann erwachte mitten in der Nacht, und hörte, wie sein Nachbar mit einem schrecklichen Schwure murmelte: Ja! ja! das ist der Waldplatz, das ist er! — Sagt mir nichts von der Hölle! B. verdiente zu sterben, es kann niemals herauskommen! —

Diese Worte erweckten in dem Edelmanne die feste Ueberzeugung, daß der Fremde wirklich der Mörder des unglücklichen B. sey. Er schlich sich daher leise die Treppe hinab, und weckte einige Diener auf, mit dem Begehren, den fremden Mann nicht aus dem Hause gehen zu lassen, bis er wieder käme. Er begab sich nun sogleich zu den Justizbeamten, mit denen er bald zurückkehrte. Nachdem der Fremde verhaftet worden, wurde er als B's Mörder angeklagt. Erschrocken, wie die That entdeckt worden seyn möchte, gestand er sie im ersten Schrecken ein. Er war, wie es schien, ein Reiter für einige Handelshäuser in London. B. pflegte die Hauptstadt oft zu besuchen. Er sah und verführte des Mannes Weib, welche sehr hübsch war. Der Mann liebte sie dergestalt, daß er sie gern wieder genommen haben würde, nachdem sie ihm entlaufen war, allein sie wollte nicht wieder zu ihm, und kurz

darauf entfernte sie sich auch aus London, ohne daß er hörte, wohin sie gekommen sey.

Sein Haß gegen B. glich der Liebe zu seinem Weibe, und doch hatte er kein Mittel seine Rache zu befriedigen, denn ob er gleich selbst von der Verführung seines Weibes durch B. überzeugt war, konnte er dieses doch nicht vor Gerichte beweisen.

Unglücklicherweise befand sich der beleidigte Ehemann gerade in einem Gasthofe, wo B. mit einer Gesellschaft von seines Gleichen die Nacht, wo ihn sein Schicksal ereilte, speiste. Er hörte, daß einer der Aufwärter bemerkte, daß wenn er Mr. B. wäre, er nicht gern durch den Wald nach Hause reiten würde. Er betheuerte, daß er bis zehn Uhr keinen Gedanken daran gehegt habe, B. zu ermorden, allein in jenem Momente habe sich ihm der teuflische Gedanke dargeboten, er könnte sich jetzt leicht, ohne in Verdacht zu gerathen, an ihm rächen. Er war auch weit stärker, als B. und glaubte leichtlich seiner Herr zu werden, dabei war er wohl beritten, und da er oft spät reiste, und nicht gesagt hatte, daß er über Nacht bleiben wolle, so konnte sein Weggang auch keinen Verdacht erregen. Er verließ also das Haus und wartete auf sein Opfer im Walda. Indeß er hier auf der Lauer stand, bemerkte er auf dem Boden das Messer, welches der arme William wirklich vorher verloren hatte. Er hob es auf, und als er den unglücklichen B. vom Pferde geworfen, bediente er sich desselben, um ihm vollends das Leben zu nehmen.

Sein Geständniß war in jeder Hinsicht so klar und erschöpfend, daß man an seiner Schuld nicht zweifeln konnte. Er wurde deshalb als schuldig erkannt und hingerichtet.

Durch diese Entdeckung aber wurde die Unschuld des unglücklichen Gärtners von jedem Schatten eines Verdachts gereinigt. Es schien, als habe ihn seine Geliebte blos überlebt, um diese Rechtfertigung zu erfahren. Ihre Gesundheit befand sich von der Zeit an, wo sie sein Schicksal vernommen hatte, in äußerster Hinfälligkeit, und in weniger als einer Woche nach der Hinrichtung des wahren Mörders gab sie den Geist auf.

Die Lerche.

Wenn des Morgens Purpurschimmer
Kaum der Hügel Kranz bethaut,
Wird die kleine Lerche immer
Früh vor allen Vögeln laut.
Schüttelt ihre feuchten Schwingen,
Blicket heiter auf in's Freie,
Steigt und schwebt,
Klangbelebt,
Hoch empor zur Himmels-Bläue.

Wie die kleine Brust sich weitet,
Wie der rasche Flügelschlag
Mit den Morgenlüften streitet,
Goldumsäumt vom jungen Tag.

Und ihr Sang ist fromme Liebe,
Und er schallt herab — und dringet
Unbewußt
In die Brust,
Daß man mit ihr jauchzt und singet.

Kleine Lerche! Selig preisen
Muß ich stets dein schönes Loos! —
Frei schwebst du in lichten Gleisen
Und dein Reich ist frei und groß! —
Fröhlich lebst du und zufrieden!
Steht dein Nestchen gleich verborgen
Dort am Rain
Eng und klein,
Wenig Gut macht wenig Sorgen.

Sieben grüne Halme neigen
Sich um deine kleine Welt. —
Doch dies Plätzchen ist dein Eigen
Und die Lieb' ihm zugesellt.
Freiheit in dem Lichtgebiete,
In den hellen Sonnenräumen
Ist dein Gut! —
Heil'ge Gluth
Lehrt dich deinen Himmel träumen!

— Schönes, freies Sängerleben!
Kaum berührt vom ird'schen Schmerz,
Darf dein holder Traum entschweben,
Sonnenhelle, Sonnenwärts! —
Reiche, heit're Sonnenkinder!
Darum froh den Blick gehoben!
Ewig hell
Strömt der Quell
Aus der Heimath euch von oben!

Agnes Franz.

Muth König Jakob VI. von Schottland.

König Jakob VI. von Schottland, späterhin unter dem Namen Jakob I. von England bekannt, war der Sohn der unglücklichen Maria Stuart. Wenige Monate vor seiner Geburt ließ sein eifersüchtiger Vater den Sänger Rizzo zu den Füßen seiner Gemahlin ermorden. Die bloßen blutigen Schwerter machten einen so tiefen grauenvollen Eindruck auf die Königin, daß selbst das Kind unter ihrem Herzen davon erschreckt wurde, dergestalt, daß Jakob VI. sich bei dem Anblick eines bloßen Schwertes niemals soll eines Zitterns haben erwehren können. Wie er aber dennoch die Stimmung seiner Organe zu überwinden wußte und wirklich Muth und persönliche Tapferkeit besaß, beweist folgende Begebenheit.

Einer der vornehmsten Schotten, der Graf Gawri, wurde wegen mehrerer Verbrechen während Jakobs minderjähriger Regierung hingerichtet, jedoch gab der König, der auf die Unschuld seiner zahlreichen Familie Rücksicht nahm, den Kindern späterhin die konfiscirten Güter des Vaters alle wieder zurück. Trotz dieser Großmuth wurden sie dennoch vom Geist des Hasses zu dem Entschluß getrieben, den Tod ihres Vaters an der Person des Königs selbst zu rächen.

Der älteste Sohn, mit Namen Alexander, der fast ganz Europa durchreist war, sich dann am Ho-

se des Königs Jakobs aufgehalten, und als ein gewandter lebenskluger Mann, sich seine Gunst zu erwerben gewußt hatte, versammelte im Geheim seine fünf Brüder und entwarf mit ihnen den Plan zu einer schändlichen Verrätherei.

Der König gestand ihm einst in einer vertrauten Stunde, wie er bei der völligen Erschöpfung seiner Kassen und der öftern Geldnoth, in der er sich befinde, den Wunsch einen Schatz zu finden nimmer unterdrücken könne. Graf Alexander nahm hierauf Gelegenheit ihm zu erzählen, daß er selbst mit Hebung eines großen Schatzes längst umgehe, der auf einem alten ihm gehörigen Schlosse Rethuen verborgen liege, daß aber der Mann, welcher alle dazu gehörigen Wissenschaften besitze, ihm erklärt habe, der Schatz könne nur in Gegenwart des Königs gehoben werden, weil diesem die Hälfte davon zugehöre; wolle der König zugegen seyn, so stehe er mit seinem Leben dafür, das verborgene Gold in ihre Hände zu liefern.

Der gutherzige, von Natur aufrichtige Fürst, glaubte dem Mährchen des Grafen; es ward Tag und Stunde verabredet, und beschlossen, die Sache so geheim zu halten, daß selbst die Ankunft des Königs auf Schloß Rethuen nur als zufällig erscheinen sollte.

König Jakob begab sich demnach am 5. August 1600 von seinem Schlosse Falkoland aus, in die Nähe des Städtchens Perth auf die Jagd. Nachdem mehrere Hirsche erlegt worden und die Jagd von

früh an bis Mittag gedauert hatte, begegnete man wie von ungefähr dem Grafen Alexander Gawri, der eben auch an seiner Grenze jagte, und über die Nähe des Königs erfreut, die Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen wollte ihn auf seinem nahgelegenen Schlosse zu bewirthen. Der König willigte abgeredter Maßen ein, und weil er nur an den Schatz gedachte und keinem Argwohn Raum gab, so erwartete er nicht erst die Ankunft seines Jagdgefolges, sondern ritt einzig in Begleitung des Herzogs von Lenox und des Grafen von Mar ohne Waffen in das Raubschloß ein. Er ward von den verrätherischen Brüdern auf das Demüthigste empfangen, und zur Tafel geführt. Allein nur kurze Zeit gönnte er sich hier und verlangte den Mann zu sprechen, welcher den Schatz heben wolle. Während dem nun die übrigen Brüder des Grafen mit den beiden Begleitern des Königs an einer andern Tafel es sich wohl schmecken ließen, führte Graf Alexander den König über eine Gallerie durch mehrere Zimmer, die er alle wieder hinter sich verschloß, bis sie endlich in ein Kabinet traten, wo ein starker völlig gewaffneter Mann, ihrer wartete. Mit den Worten: „Dies ist der Mann der zur Hebung des Schatzes den schwarzen Bock schlachten soll!" setzte der Graf seinen Hut trotzig auf den Kopf, zog den Degen und indem er den König über die Hinrichtung seines Vaters mit bittern Vorwürfen überhäufte, kündigte er ihm an, daß er hier sterben müsse. Zugleich befahl er dem gedungenen Mörder ohne Verzug ihn nieder zu stoßen.

Wie heftig der König auch über eine solche Verrätherei erschrak, da er statt des Goldes den Tod vor Augen sahe, und er selbst ganz ohne Waffen war, so verließ ihn doch die Fassung nicht, und indem er dem Mörder mit königlichem Ernst und Stolz befahl, den schon gezückten Dolch wieder einzustecken, wendete er sich gegen den Grafen mit so herzlichen eindringenden Worten, daß auch dieser wankend wurde, und das Zimmer unter dem Vorgeben verließ, er dürfe allein nichts beschließen, sondern müsse erst mit seinen Brüdern sprechen; eh' er ging befahl er aber dem Mörder die Obhut des Königs, und ließ sich von diesem das Versprechen geben, daß er bis zu seiner Rückkehr kein Fenster öffnen wolle; bei'm Abgehen verständigte er jedoch den Mörder durch Zeichen, daß er die That jetzt vollbringen möchte. Allein dieser stand von der Gegenwart des Königs ergriffen und zitterte, ja als Jakob VI. um sein königliches Wort auch hier nicht zu brechen, die Fenster nicht selbst öffnen wollte, und ihm solches zu thun befahl, gehorchte er ihm willig. Ehe aber der König Hülfe rufen konnte, sprang Graf Alexander aufs neue in das Gemach, und schrie: „Es ist beschlossen, Ihr müßt sterben!" Er zog den König gewaltsam vom Fenster zurück, und warf dem Mörder eine seidne Schnur zu, womit er ihm die Hände zu binden befahl. Der König aber, der nun wohl sahe, daß es aufs Aeußerste gekommen, drang mit den Worten: „Verräther! du sollst mich nicht binden! Als freier Fürst hab'

ich gelebt, frei will ich auch sterben!" auf den Grafen ein, faßte ihn mit der Linken bei der Kehle, und hielt mit der Rechten des Grafen Hand, die jener an den Degen gelegt hatte, unbeweglich fest. Sie kamen zum Ringen. Der König setzte dem Grafen stark zu, dergestalt, daß dieser wiederholt den Mörder um Beistand bat, welcher aber unbeweglich und zitternd stehen blieb. Endlich zog Jakob seinen Gegner doch mit Gewalt an das offne Fenster, und schrie hinaus: „Verrätherei! Verrätherei!"

Herzog Lenox und Graf Mar vernahmen den Ruf und eilten mit mehrern, die von dem Jagdgefolge noch nachgekommen waren, dem König beizustehen; sie mußten aber, weil sie die Thüren verschlossen fanden, erst Aexte und Brecheisen herbeiholen, und würden deshalb nur späte Hülfe gebracht haben, wenn nicht der Leibpage des Königs, mit Namen Ramsey, des Ortes kundiger gewesen, und durch eine geheime Treppe früher zu dem Kabinette gelangt wäre. Er trug des Königs Lieblingsfalken auf der Hand, ließ ihn aber, da er die Gefahr seines Herrn sahe, alsbald fliegen, und griff zum Degen. Der Falke wollte zum offenen Fenster hinaus, der König aber, der mitten in der Todesgefahr dennoch dieses geliebte Thier nicht verlieren wollte, trat, während er den Grafen fest umklammert hielt, und dem Pagen zurief, er solle von unten hinauf stoßen, denn der Graf sey gepanzert, mit einem Fuße auf die Schnur, an welcher der Falke befestigt war.

Der Page versetzte dem Grafen demnach drei Stiche, worauf er todt zur Erde sank. Indes waren des Königs Kammerjunker, Thomas Ereskin, und sein Leibarzt, D. Hugo Heris, dem Pagen auf der geheimen Treppe gefolgt, und traten eben in das Zimmer, als der Graf Alexander verschied, und der König seinen Falken liebkosend wieder auf die Hand nahm. Aber die Gefahr war noch nicht vorüber, denn der Bruder Alexanders, Graf Johann, stürzte mit acht Dienern in das Gemach, und drang, da er seinen Bruder im Blute fand, wüthend auf den König ein. Dieser ergriff des todten Alexanders Degen, setzte sich mit Ramsey den Verschwornen entgegen, hieb den Grafen Johann nieder, und jagte die übrigen die schmale Treppe hinab, wobei mehrere noch erlegt wurden. Jetzt erst drangen Herzog Lenox und Graf Mar durch die verschloßnen Thüren, und fanden ihren Herrn zwar mit Blut bedeckt, aber gerettet. Der König fiel auf seine Knie und dankte Gott für seine Rettung, der gedungene Mörder stand ohne zu entfliehen noch wie angewurzelt auf derselben Stelle; er wurde fest genommen und bekannte alle Umstände dieser Verräthe-rei. Die übrigen Brüder des Grafen wurden ebenfalls ergriffen, auf das Schrecklichste hingerichtet, und das alte blutbefleckte Schloß Rethuen gänzlich geschleift.

E. v. Houwald.

Kaisers Rudolf von Habsburgs Grabstein.

(Ein Beitrag zur Kunstgeschichte.)

Ottokar von Hornecк erzählt uns mit Wärme und Rührung die letzten Tage des Kaisers Rudolf, und wie er, nachdem ihm sein baldiges Ende verkündet ward, nach Speier ritt, um dort zu sterben: „Da — wie der Kaiser sagt — ihrer mehr ist meiner Vorgänger, die auch Könige waren.“ Hier bringt er uns nun noch folgende für die Kunstgeschichte wichtige Erzählung zur Kenntniß: „Ein kluger Steinmetz hatte aus einem Marmelsteine ein sauberes und reines Bild des Kaisers schön gehauen. Wer das wollte schauen, der mußte ihm zugestehen, daß er nie ein Bild hätte erblickt, einem Manne so gleich; denn so der kunstreiche Meister irgend einen Mangel fand, so lief er sogleich, daß er den König sah, und nahm darnach die Gestalt hier auf, die er dort dem Bilde gab. Der Künstler hatte es sich durchaus vorgenommen, des Königs ganze Gestalt völlig nachzubilden. Er zählte daher sogar die Runzeln an dem Antlitz und merkte sie alle gehörig an. Nun erhielt der König mit den Jahren immer mehr Gebrechen, besonders aber das des Alters, so daß er eine Runzel mehr an dem Gesichte bekam. Das erfuhr der Meister, der machte sich auf den Weg und eilte nach dem Elsaß, wo der König war, und sah da die Wahrheit, wie man ihm gesagt hatte. Und

als er die Wahrheit erblickte, da kehrte er sogleich wieder nach Speier, legte das Bild nieder und machte es von neuem dem König Rudolf gleich. Dieser Stein ward nun des Kaisers Decke."

Und dieser Stein ist es denn auch, der durch ruchlose Hände leider verstümmelt auf uns gekommen ist, und von dem sich eine Abbildung, wie er noch jetzt sich zeigt, in (Mone) Geschichte und Beschreibung von Speier, Speier 1817 findet. Besonders ist das Gesicht zerstört. Möchte er doch nunmehr aller fernern Vernichtung entrissen werden!

Zugleich lehrt uns aber auch diese Geschichte, wie sorgfältig die alten Künstler bemüht waren, die Gesichtsbildung derer, die sie darzustellen hatten, getreu nachzubilden, da sie sogar zu solche Mitteln, als das Zählen der Runzeln ist, ihre Zuflucht nahmen. Das Daseyn eines tüchtigen Bildhauers in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Speier erfahren wir nun wohl durch diese Erzählung, aber die Kunstgeschichte verlangt noch mehr: sie möchte auch gern seinen Namen wissen. Vielleicht geben ihn uns glückliche Auffindungen in alten Geschichten auch noch einmal in späterer Zeit. Wir wollen wenigstens das bis jetzt gefundene der Erinnerung zu erhalten suchen.

Lison.

Von Friedrich van Schoovendyck.

Unweit Bayonne lebte, etwa um das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts, auf seinem Landsitze, Don Garzia de Soavedra, ein Abkömmling des berühmten Staatsmannes Diego Soavedra, und ein Mann von hoher Rechtlichkeit und Tugend. Seine besten Jahre hatte er einem undankbaren Fürsten aufgeopfert, und war endlich zum Lohn seiner langen und treuen Dienste sogar aus seinem Vaterlande verwiesen worden. Die harten und unverdienten Schicksale des Mannes hatten ihn in eine düstere und schwermüthige Stimmung versetzt, die durch den Tod seiner innigst von ihm geliebten Gemahlin Donna Laura, welcher bald nach seiner Ankunft in Frankreich erfolgte, noch um vieles vermehrt wurde. Er lebte fast beständig in den Zimmern seiner Burg, eingeschlossen unter Büchern und Kunstschätzen, und konnte nur selten zu einem Ausgang ins Freie vermocht werden. Aber bei aller Schwermüthigkeit und Eingezogenheit ließ er sich doch die Pflichten eines Vaters recht sehr angelegen seyn. Seine Gemahlin hatte ihn mit einem Sohn, Fernando genannt, beschenkt, welcher, als Don Garzia nach Frankreich kam, schon die Kinderjahre zurückgelegt hatte. Diesen zu allem Guten zu erziehen, und ihm alle Kenntnisse mitzutheilen, deren er nur selbst Herr war, war

sein eifrigstes Bestreben. Als Gehülfen bei der Erziehung bediente er sich des Abbe Messidor, eines eben so rechtlichen als gelehrten Mannes, den er auch zum Führer seines einzigen Kindes auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland bestimmt hatte, wenn dieses erst zu dem gehörigen Alter gelangt seyn würde. Da Don Garzia ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, so wünschte er, daß sein Sohn nie Dienste suchen, sondern bloß den Wissenschaften leben und das Beste seines Nebenmenschen zu fördern bemüht seyn möchte. Dem jungen Fernando wurden daher stets die Gefahren des öffentlichen Lebens mit den grellsten Farben geschildert, und wurde das Streben nach Ruhm und Ehre schon in der frühen Jugend bei ihm erstickt. Seine Erziehung hatte überall mehr den Charakter einer weiblichen, als einer männlichen; denn der Vater legte es ganz auf die Unmöglichkeit an, daß der Sohn je in solche Lage kommen sollte, die seine Tage so sehr getrübt hatten.

Don Garzia paßte nicht mit seinem finstern und melancholischen Charakter in die Lebensluft, welcher sich der benachbarte Adel hingegeben hatte, und wurde daher von diesem bald nach seinem Erscheinen auf französischen Grund und Boden gemieden, was ihm besonders nach dem Tode seiner Gemahlin um so angenehmer war, als er sich nun durch den Umgang mit demselben höchst genirt fand. Seine einzige Gesellschaft machte, außer dem Abbe Messidor, der Pfarrer des Orts aus, welcher Alacre hieß,

lange in Paris gelebt hatte, und ein sehr feiner und gebildeter Mann war. Er war dem Don Garzia um so mehr werth, als er sich auch mit der Erziehung, und zwar der seiner Schwesterkinder Henri und Lison beschäftigte, die er als Weisen zu sich genommen hatte, und welche mit Fernando ungefähr in einem Alter waren. Es entstand eine erst mit dem Tode endende Freundschaft zwischen Don Garzia, Messidor und Alacre, und man wurde einig, den Zöglingen gemeinsamen Unterricht zufließen zu lassen.

Fernando zeigte bei einer sanften Gemüthsart die schönsten Anlagen, und erlernte auch das schwerste gleichsam spielend. Ganz mit seinem Charakter stimmte Lison überein, die er immer seine liebe Schwester nannte, nur um ein paar Jahr jünger war, als er, und sich zu einer vollkommenen weiblichen Schönheit zu entwickeln schien. Zwischen Fernando und Lison fand sich bald eine solche Uebereinstimmung der Gemüther, daß sie unzertrennlich von einander waren. „Wirst Du mich auch noch lieb haben?" fragte einst Lison mit Thränen in den Augen Fernando „wenn Du groß geworden seyn wirst" und Fernando war über die Frage so außer sich, daß er lange nicht wieder beruhigt werden konnte. — Es war ein stilles abgelegenes Plätzchen im Garten, wo unter hohen Ulmen und Cypressen Don Garzia seiner Gemahlin ein Monument hatte errichten lassen. Diesen Ort besuchte Lison so gern. Als sie einst mit Fernando zusammen das Denkmal seiner Mutter betrachteten, umarmte sie Fernando mit der Bitte,

wenn sie sterben sollte, ihre Asche der seiner Mutter beizugesellen. Fernando stand damals schon in seinem funfzehnten Lebensjahre, und Lisons Bitte machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er mehrere Tage das Bette hüten mußte. „Wie konntest Du" sagte er zu Lison, die nicht von seinem Bette kam „auch nur eine solche, mein Innerstes erschütternde Bitte thun, da Du weißt, wie lieb ich Dich habe! Ohne Dich würde mir das Leben eine wahre Last seyn." „Ach Fernando, liebster Fernando" antwortete das holde Geschöpf, „ich hatte in dem Augenblick eine schreckliche Ahndung: es war mir, als müsse ich unter dem Mordstahl mein jugendliches Leben verbluten."

Einen ganz von dem seiner Schwester und Fernando's verschiedenen Charakter zeigte Henri. Mit einer gewissen Gutmüthigkeit paarte sich ein stürmisches und aufbrausendes Wesen; die Laufbahn der Ehre und des Ruhms hielt er für die alleinige, welche dem Manne gezieme: er erlaubte sich den bittersten Spott über Don Garzia, wenn dieser seinem Sohne die Gefahren, welche damit verbunden waren, schilderte, und ihn davon abzuziehen suchte. Er vermied alle jugendliche Spiele und saß nur über Geschichts = und Ritterbüchern. Die Freunde kamen mit einander überein, ihn, nachdem er das dreizehnte Jahr seines Alters zurückgelegt hatte, in eine Militairschule zu schicken, welcher Entschluß ihn zu einer solchen Dankbarkeit bestimmte, daß er vor Don Garzia niederfiel und ihm die Füße küßte.

Als Fernando das sechszehnte Jahr seines Alters erreicht hatte, sollte er nach dem Willen seines Vaters, von Messidor begleitet, die projectirte Reise antreten. Es lag zugleich im Plan, daß er mehrere hohe Schulen besuchen, und erst im zwanzigsten Lebensjahre zurückkehren möchte. Lison stand derzeit in ihrem vierzehnten Lebensjahre und glich einer aufblühenden Rose. Wo das holde Mädchen erschien, verbreitete sie einen unwiderstehlichen Zauber um sich: mit Anmuth und Grazie paarte sich die schönste Seele, und sie war dem Don Garzia selbst so lieb geworden, daß er sich entschloß, sie seinem Sohne dereinst zur Gattin zu geben. Das Leben, welches er für seinen Sohn bestimmt hatte, vertrug sich sehr wohl mit der Verbindung mit einer Person bürgerlicher Abkunft: er selbst war zu sehr Weiser, um sich nicht über alle Vorurtheile seines Standes hinweg zu setzen, und konnte er seinen Sohn wohl mit einer besseren Gattin bedenken, als die er selbst mit erzogen und gebildet hatte? Er machte seine beiden Freunde mit seiner Entschließung bekannt: Messidor stimmte ihm augenblicklich bei, und meynte, eine förmliche Verlobung vor Fernando's Abreise dürfte für diesen von hohem Nutzen seyn; ganz entgegengesetzter Meynung war Alacre. „Sie haben" sagte er zu Don Garzia „eine sehr zahlreiche Familie in Spanien, deren Glieder zum Theil hohe Staatswürden bekleiden, alle aber sehr auf standesmäßige Verbindung halten. Wird sich einem derselben Ihr Sohn mit meiner Nichte nähern dürfen? Aber welch' ein

Gefühl für einen Mann, seine Frau allenthalben zurückgestoßen zu sehen! Und wie wird Fernando es vermeiden könne, mit seinen Verwandten zusammen zu kommen? Besitzen Sie nicht selbst noch große Güter in Spanien; sind Sie gleich aus ihrem Vaterlande verbannt, ist es darum auch Ihr Sohn? Oder soll Ihr Sohn die beträchtlichen spanischen Besitzungen fortdauernd fremder Verwaltung überlassen? Berücksichtigen Sie aber vor allen Dingen Ihre Schwester Donna de Martinez, welche kinderlos bekanntlich Fernando zu ihrem alleinigen Erben ernannt hat, und die es sich in dieser Hinsicht auch wohl anmaßen dürfte, über die Wahl seiner künftigen Gattin mit zu entscheiden. Dürfte sie nicht bei ihrem stolzen Charakter außer sich gerathen, wenn sie die projectirte Verbindung zwischen Fernando und Lison in Erfahrung brächte. Ich liebe Lison wie mein Leben, und wünschte ihr nichts mehr, als das ihr zugedachte Glück; aber ich muß es eben darum von der Hand weisen, weil ich in dem scheinbaren Glück ihr zukünftiges Unglück erblicke."

So sprach der weltkluge Alacre, und seine Rede machte auf Don Garzia nicht wenigen Eindruck. Er fing schon an wankelmüthig zu werden, als der beredte freigesinnte Messidor dazwischen trat. „Fernando ist" sagte er „ein freier Mensch: seine ganze Erziehung ist auf diese Freiheit und Unabhängigkeit berechnet. Nicht Sklave irgend eines Fürsten, darf er um so weniger Sklave des Adelstolzes und der Familien-Verhältnisse werden. Lieber hätte man ihn

doch zum Fürsten Knecht erziehen sollen. Alles Vermögen, was er besitzt, ist nur von ihm allein abhängig. Mag Donna de Martinez ihr Vermögen einem andern zuwenden, wenn sie die von seinem Vater getroffene Wahl nicht billigt: was liegt ihm daran, ihm, der in seiner Lage schon Ueberfluß hat? Hier handelt es sich um das künftige Glück des jungen Mannes, das er selbst nur in Lisons Besitz findet; aller menschlichen Ansicht nach auch nur darin finden kann. Ich stimme unbedingt für die von Don Garzia projectirte Verbindung, ich stimme für das schon jetzt vorzunehmende Verlöbniß: die heilige Handlung und Lisons Andenken werden der zartfühlenden Brust meines Zöglings ein undurchdringliches Schild gegen alle Gefahren in der Fremde seyn."

Alacre schwieg: seine Worte waren nur von der Weltklugheit dictirt worden: alle Weltklugheit geht aber unter in der Kraft. Messidor hatte auf den Zweck von Fernando's Erziehung zugleich hingewiesen: die Hinweisung genügte dem Don Garzia ganz. Es war bloß die Frage, ob Alacre sonst etwas gegen die Verlobung seiner Nichte mit Fernando einzuwenden habe, und diese Frage mußte er natürlich verneinen. Noch für denselben Abend wurde das Verlöbniß von Don Garzia festgesetzt und Alacre aufgefordert, dabei sein Amt zu verwalten.

Wer ist im Stande, das Entzücken der beiden jungen Leute, die sich schon so lange und so inbrünstig liebten, zu schildern, als ihnen ihre bevorstehende Verlobung von Don Garzia bekannt gemacht

wurde. Sie hielten sich mit wahrer Kindlichkeit umschlungen und bedeckten sich gegenseitig mit tausend Küssen: kaum konnte sie Alacre einen Augenblick trennen, um die Ceremonie der Verlobung vorzunehmen. Die drei Freunde, Don Garzia, Messidor und Alacre zerflossen dabei in Thränen, und schieden erst gegen Mitternacht in freudig-wehmüthiger Stimmung von einander. „Gebe Gott (sagte Alacre beim Weggehen) daß alles so gut ende, als es begonnen hat."

Einige Tage darauf schied Fernando, vom Messidor begleitet, von seinem Vater und Lison, welche ihm die heißesten Segenswünsche nachschickten. Lison ersetzte dem Don Garzia den Verlust des Sohnes, aber ihr konnte Niemand den Verlust ihres Fernando ersetzen. Es war ausgemacht worden, daß die Reisenden wöchentlich Nachricht von sich geben sollten, und Lison konnte immer kaum die Zeit der Ankunft der Post erwarten. Die schriftliche Unterhaltung mit ihrem Fernando war ihr die liebste Beschäftigung: fast kein Brief ging ab, der nicht mit einem Geschenk, von ihrer eigenen Hand verfertiget, begleitet war.

So verstrich ein Jahr, als die Zurücknahme des Verbannungs-Dekrets den Don Garzia auf einige Monate nach Spanien zurückführte, um die Verwaltung seiner dortigen Güter, welche bisher seine Schwester besorgt hatte, wieder selbst zu übernehmen. Er besuchte sehr natürlich seine Schwester bei dieser Veranlassung, die ihn mit der größten Zärtlichkeit

aufnahm. Donna de Martinez erkundigte sich auf's angelegentlichste nach Fernando, gab ihrem Bruder bei dessen Rückkehr mehrere Geschenke für denselben mit, und nahm ihm das Versprechen ab, Fernando sogleich nach seiner Rückkehr nach Spanien zu senden. „Ich habe, sagte sie zu Don Garzia, mit Deinem Sohne einen Plan vor, der ihn auf die höchste Stufe des Glücks und der Ehre bringen kann. Da ist Donna de Alemba, die einzige Tochter eines Mannes, der jetzt alles am Hofe gilt. Sind auch die Vermögens-Umstände des Vaters nicht die glänzendsten, so thut das nichts zur Sache, da Dein und mein Vermögen zusammen für Fernando hinreichend ist, um auf dem vornehmsten Fuße leben zu können. Donna de Alembo ist ganz dazu gemacht, einen jungen Mann wie Fernando zu beglücken, und wenn Du nichts dawider hast, will ich schon jetzt die vorläufige Einleitung zu der Verbindung machen." Don Garzia dankte seiner Schwester für ihre Gesinnungen gegen ihren Sohn, und indem er ihr seine Pläne ganz verschwieg, bat er sie, Fernando selbst über die Wahl seiner künftigen Gattin entscheiden zu lassen.

Don Garzia liebte seine Schwester sehr: er rühmte stets ihre edeln und großen Gesinnungen, und wußte ihr nichts weiter, als ihren Stolz und ihre Ehrsucht vorzuwerfen, worin, wie er doch selbst gestehen mußte, sie keine Grenzen kannte. Sie war um mehrere Jahre älter als er; sie war die Schöpferin seiner ehrenvollen Laufbahn gewesen: sie hatte

durch ihre Verbindungen bei Hofe jetzt wieder die Aufhebung des gegen ihn erlassenen Verbannungs-Dekrets bewirkt. Er war ihr viele Verbindlichkeiten schuldig: seine Güter hatte sie während seiner Abwesenheit aus Spanien, wie die ihrigen, bewirthschaftet: alles fand er in dem trefflichsten Stande vor, dazu kam, daß sie seinen Sohn zu ihrem Universal-Erben ernannt hatte. Don Garzia erzählte bei seiner Rückkehr Alacre, welchen Plan ihm seine Schwester über die dereinstige Verheirathung seines Sohnes mitgetheilt und was er darauf erwiedert habe. Sehen Sie, sagte der kluge Mann, kommen, was ich gefürchtet habe. In Ewigkeit wird Donna de Martinez nicht die Verbindung Fernando's mit Lison zugeben: wir haben ihn und und das Mädchen grenzenlos elend gemacht. Das wird sich finden, antwortete Don Garzia verdrießlich, ich werde Fernando nicht eher zu meiner Schwester senden, als bis er mit Lison durch Priesters Hand unzertrennlich verbunden ist, und das soll unfehlbar nach seiner Rückkunft geschehen." —

Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Don Garzia fiel bald nach seiner Rückkehr aus Spanien in eine Krankheit, die in wenigen Tagen seinem schönen Leben ein Ende machte. Fernando und Messidor waren zu weit entfernt, um sie herbeikommen zu lassen; der Nachricht über die Krankheit folgte unmittelbar die von dem Ableben. Don Garzia hatte ein Testament errichtet, worin seine Schwester Donna de Martinez zur Vormünderin seines

Sohnes war ernannt worden: diese Auszeichnung glaubte er ihr schuldig zu seyn, auch hielt er sich überzeugt, daß sie gewiß für das Beste seines Sohnes wie für ihr eigenes sorgen werde. Auf Alacres Zureden schrieb er ihr noch am Morgen seines Todestages mit zitternder Hand, machte sie mit dem zwischen Fernando und Lison gestifteten Verhältnisse bekannt, und beschwor sie, solche aufrecht zu erhalten. In seinem Testamente hatte er Lison noch besonders ein jährliches Einkommen von 4000 Livres zugesichert. —

Alacre besorgte das Leichenbegängniß seines Freundes, und sandte demnächst den ihm nachgelassenen Brief an Donna de Martinez. Lison, welche über den Verlust ihres Wohlthäters untröstlich war, und nicht von seinem Grabe weggebracht werden konnte, sandte er nach Bayonne zu seiner Schwiegerinn. An Fernando sowohl als Messidor schrieb er sogleich, und machte sie mit allen eingetretenen Ereigniffen bekannt.

Schon nach einigen Wochen kam ein Bevollmächtigter von Donna de Martinez an, welchem die Verwaltung der in Frankreich belegenen Pupillen-Güter zur Pflicht gemacht worden war. Er überbrachte zugleich ein sehr verbindliches Schreiben an Alacre, worin ihm Donna de Martinez zuförderst für den ihrem verstorbenen Bruder in der letzten Krankheit geleisteten Beistand dankte, dann auf seine Verhältniffe zu demselben überging und zuletzt auf das ihr zwischen Fernando und Lison bekannt gewordene

Verhältniß kam. Um solches ganz billigen zu können, hieß es, wünsche sie Lison kennen zu lernen, und ersuche Alacre, ihr solche zuzuführen. Sie versicherte ihm dabei, daß er seine Pflegetochter keiner aufmerksameren Hand anvertrauen könne: gefalle sie ihr, fügte sie hinzu, so könne sie ganz bei ihr bleiben bis auf die Vollziehung der ehelichen Verbindung mit Fernando. Alacre war zu klug, um nicht in dem zu verbindlichen Briefe einen Hinterhalt zu entdecken. Er antwortete daher, daß es ihm jetzt durchaus unmöglich sei, seine Pflegetochter nach Spanien zu führen, da sich selbige in Paris bei einer Verwandtinn befinde, welcher sie in ihrer Kränklichkeit beistehen müsse. Paris nannte er absichtlich, um alle Nachforschungen nach Lison zu verhüten. Er nahm Lison auch bald darauf von Bayonne weg, und sandte sie zu einer Jugendfreundinn, an funfzig Meilen von seinem Aufenthalt entfernt. Daß Alacre richtig geurtheilt hatte, bewies folgender Umstand. Er erhielt nach kurzer Zeit einen Brief von einem Freunde aus Paris, in welchem stand „daß auf Betrieb des spanischen Gesandten von der dortigen Polizei nach einer gewissen Lison, Nichte des Pfarrers Alacre in der Gegend von Bayonne, geforscht worden, um selbiger ein für sie von einer spanischen Dame übersandtes Geschenk einzuhändigen, solche aber nicht aufzufinden gewesen."

Alacre, der mit Fernando und Messidor einen beständigen Briefwechsel unterhielt, verfehlte nicht nur nicht, Beide von Allem, was vorfiel, in genaue

Kenntniß zu setzen, sondern er ermahnte auch Beide, auf ihrer Hut zu seyn, besonders da die Zeit ihrer Rückkehr mehr und mehr herannahte. Schon war ein Spanier angekommen, welcher bei der Rückkehr Messidor in seinem Amte ablösen sollte: Donna de Martinez hatte ihm dies selbst in den verbindlichsten Ausdrücken und unter den größten Danksagungen für die ihrem Neveu geleisteten Dienste gemeldet. Sie verlangte, daß er den ihm von Don Garzia ausgesetzten Jahrgehalt, wozu sie noch ein beträchtliches hinzufügte, jetzt in Ruhe verzehren sollte. Der neue Führer des jungen Fernando bot alle Künste auf, sich in Alacre's Vertrauen einzuschleichen. Er sprach ganz offen über das Verhältniß zwischen Fernando und Lison, und sagte, anfangs habe es die Tante zwar nicht gebilligt, allein die Liebe zu ihrem verstorbenen Bruder habe bald über sie gesiegt, und sei sie jetzt nur darüber ungehalten, daß sie Lisons Bekanntschaft noch nicht machen können. Er führte Alacre zu Gemüthe, wie es gewissermaßen seine Pflicht sei, die Neugierde und Sehnsucht der Donna de Martinez zu befriedigen, und versicherte ihm, daß Lison nirgends besser als bei dieser, wenn gleich sehr stolzen, doch eben so hochherzigen Frau aufgehoben seyn würde. Dabei forschte er beständig nach Lisons Aufenthalt, indem er immer zu vergessen schien, daß sich solche in Paris befinde. Allein Alacre's Mißtrauen war einmal zu fest gegründet, und er wußte allen gelegten Fallen geschickt auszuweichen.

Alacre machte eines Abends seinen gewöhnlichen Spatziergang, als ein Wagen daher gerollt kam. Es waren Fernando und Messidor: bald lagen sich die Freunde einander in den Armen. Unter Gottes freiem Himmel auf offener Straße, und wo alle Belauscher entfernt waren, fand ein freier Austausch der Gedanken und Meinungen statt. Fernando sowohl als Messidor schmälten auf Alacre, daß er Lison noch nicht zu Donna de Martinez geführt habe. Don Fernando zeigte einen Brief der Tante vor, in welchem sie sich über Alacre's Mißtrauen bitterlich beschwerte. „Achtete ich, so schrieb sie, nicht Deines verstorbenen Vaters Wunsch zu sehr, nie dürftest Du Lisons Gemahl werden. Aber was kann das biedere Mädchen für das Betragen ihres Onkels. Ich verlange von Dir, bei Verlust meiner Liebe, daß Du Dich bald nach Deiner Rükkehr zu mir auf den Weg machst und Lison mitbringst. Messidor möchte ich gern kennen lernen, allein ich will ihn für dasmal nicht bemühen, denn der brave Mann bedarf Ruhe. Dich und Lison will ich dieses Mal allein sehen und Don Henrico wird euch hieher begleiten." Alacre suchte alle Gründe hervor, sein Betragen zu rechtfertigen; allein der feurige Fernando, von Messidor unterstützt, hatte für selbige keine Ohren. Fernando, sagte Messidor, wird in diesen Tagen Lison aus ihrem Verbannungsorte abholen: ich werde sie mit ihm zur Tante begleiten, obgleich sie mich nicht bemühen will. Indem ich ganz den Pflichten für meinen Zögling nachkomme, werde ich auch für Li=

son dieselbe Sorge tragen, welcher ich mich für ihn unterzogen habe. Wirklich reisten auch Fernando und Messidor einige Tage nachher nach dem ihnen wohl bekannten Aufenthaltsorte von Lison ab, und führten solche gleichsam im Triumph zurück.

Alacre vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, als nach einer so langen Trennung Lison wieder in seinen Armen lag. Eine gewisse Schwermuth, die sich über ihre Gesichtszüge verbreitet hatte, hatte sie noch tausendmal reizender gemacht. Man konnte nichts liebenswürdigeres sehen, als das liebende Paar Fernando und Lison: die acht Tage, welche man noch auf der väterlichen Burg zusammen blieb, vergingen wie Stunden, und Messidor und Alacre weideten sich an dem Glücke ihrer Zöglinge. Selbst der Spanier schien im vollsten Ernste daran Theil zu nehmen, und versicherte, wenn erst Donna de Martinez das liebenswürdige Geschöpf sähe, würde auch der Ueberrest ihrer Abneigung gegen eine unstandesmäßige Verbindung Fernando's dahin seyn.

Am Tage vor der festgesetzten Abreise nach Spanien kam Henri, welcher bei einem Dragoner Regiment in Dijon als Offizier stand, um seine Schwester und seinen Onkel zu besuchen. Alacre gestand in der Folge, daß er ihn aufgefordert habe, seine Schwester nach Spanien zu begleiten, indem er sich nie von dem Gedanken trennen können, seiner Nichte stehe ein Unglück bevor, und werde er sie nicht wiedersehen. Als man abreisen wollte, erklärte

Don Henrico, wie er den ausdrücklichen Befehl von Donna de Martinez erhalten, niemand als Fernando und Lison zu ihr zu führen. Messidor begab sich sogleich der Mitreise, aber Henri bestand darauf, seine Schwester zu begleiten, und der Spanier sah sich schon genöthigt, ihn mitzunehmen, wenn nicht Lison beleidigt werden sollte. Die Reise ging glücklich von statten und man langte in acht Tagen auf dem Schlosse der Donna de Martinez an.

Donna de Martinez empfing ihren Neveu und dessen Braut mit der größten Zärtlichkeit. Indeß glaubte doch Lison beim Empfange einen verächtlichen Blick der Tante bemerkt zu haben, und sie konnte sich lange nicht wieder entschließen, ihre Augen zu Donna de Martinez zu erheben. Der Aufenthalt auf dem Schlosse der Dame verging den Liebenden unter Festen und Vergnügungen. Donna de Martinez hatte mehrere junge Frauenzimmer zu ihrer Gesellschaft bei sich, unter welchen sich auch Donna de Alembo befand. Sie schloß sich besonders an Lison an, und zog dadurch die Aufmerksamkeit von Don Fernando auf sich, der sie eines Morgens seiner Tante als ein schönes und geistreiches Frauenzimmer rühmte. „Dies treffliche Mädchen hatte ich Dir" antwortete die Tante „einst als Frau bestimmt, wenn Deine eigene Verblendung und die Verblendung Deines verstorbenen Vaters nicht meine Plåne zerstört hätten. Aber ich denke, Donna de Alembo soll Dich bei längerer Bekanntschaft noch von Deiner Thorheit zurückbringen; für

Lison soll schon gesorgt werden." Das, Tante (antwortete der erstaunte Fernando) geschieht in Ewigkeit nicht; wie konnten Sie nur einen solchen Gedanken fassen: mich kann nur mein Tod von Lison trennen. „Der Tod Lisons" antwortete Donna de Martinez gelassen „kann Dich aber auch eben so gut von ihr trennen und, junger Ritter! würdest Du nicht bei Deiner überschwänglichen Liebe zu Lison sie aufgeben, wenn dadurch nur ihr Leben erhalten werden könnte?" Das würde ich unfehlbar, antwortete Don Fernando; aber wer dürfte es wagen, mir diesen Vorschlag zu thun, oder mein zweites Leben anzutasten? „Ich scherze, wie Du siehst (antwortete die Tante) ich wollte Dich mal auf die Probe stellen, ob es mit der mir so gerühmten Neigung zu Lison auch Dein wirklicher Ernst ist." In dem Augenblick trat Donna de Alembo herein, und das Gespräch nahm eine gleichgültige Wendung. Aber die Aeußerungen der Tante hatten die Folge, daß Don Fernando den Besuch abkürzte, und dringende Geschäfte vorgab, welche ihn zur baldigen Rückkehr bestimmten, womit die Tante sehr unzufrieden schien.

Einige Tage vor der festgesetzten Rückreise nach Frankreich blieb eines Morgens Lison, unter Vorschützung einer Unpäßlichkeit, auf ihrem Zimmer zurück, und Fernando, welcher, sobald er solches vernommen hatte, zu ihr hineilte, fand sie in Thränen. Er beschwor sie, ihm den Grund ihrer Traurigkeit zu entdecken. „Ach Fernando" sagte Lison „mir kam gerade diese Nacht im Traume vor, was ich wachend

empfand, als wir einst bei dem Monument Deiner seligen Mutter standen. Ein Dolch stach tief in meiner Brust und ich sank sprachlos zu Boden, Dir noch sterbend die Hand drückend. Laß uns, mein Fernando, von hier eilen, mir wird so unheimlich zu Muthe. Gestern wagte ich es wieder, zu Deiner Tante aufzublicken: ihr Auge schien mich durchbohren zu wollen." — Don Fernando suchte Lison durch alle Ueberredungs-Künste, die in seiner Macht standen, zu beruhigen. Er verwies sie auf die gütige Behandlung seiner Tante, und versicherte ihr, daß sie weder von dieser edeln Frau, noch von sonst Jemand etwas zu fürchten habe. Der folgende Tag bewies, daß Träume nicht immer zu verachten sind, und daß das bevorstehende Schicksal des Menschen ihm oft im Traume angedeutet wird.

Am letzten Tage vor der projectirten Rückreise wurden Don Fernando und Don Henri des Morgens noch zu einer kurzen Jagdparthie von dem Haushofmeister der Donna de Martinez eingeladen. Sie kehrten gegen Mittag zurück, und traten in das gewöhnliche Versammlungszimmer, wo sie aber Niemand als einen Bedienten fanden, der Don Fernando einlud, ihn zu Donna de Martinez zu folgen, welche ihn noch vor dem Mittagsessen ohne Zeugen zu sprechen wünsche. Don Fernando folgte dem Bedienten durch eine Reihe von Zimmern in den abgelegensten Theil des Schlosses, und ihm wurde während des Dahingehens sonderbar zu Muthe. Warum, dachte er, hat sich Deine Tante heute in

den abgelegensten Winkel ihres Schlosses zurückgezogen? — Sind denn die Angelegenheiten, über welche sie Dich sprechen will, so wichtig? — Der Bediente klopfte endlich an eine Thür, in welche er, als sie sich öffnete, Don Fernando hineindrängte, und die Thür von außen sogleich wieder verschloß. Wer ist vermögend, Fernando's Entsetzen bei folgendem Anblick zu schildern. In der Mitte des Zimmers stand ein Altar, vor diesem ein Priester. Zur Seite des Altars stand Donna de Alembo. Hinter dem Altar auf einer Erhöhung saß Donna de Martinez, vor ihr auf den Knieen lag Lison mit entblößtem Busen, auf welchem Donna de Martinez mit wildem Blick die Spitze eines Dolches hielt. Ihr zur Seite stand die Aebtissinn eines benachbarten Klosters mit einigen Nonnen. Mehrere von Donna de Martinez Dienerschaft waren gegenwärtig. „Fernando" fing die Tante mit starker Stimme an „ich habe neulich versucht, Dich von einer Verbindung zurückzubringen, die unser Haus schändet. Ich weiß, Dein Vater ist durch seine hinterlistigen Freunde bestimmt worden, Dich mit Lison zu verloben: Du selbst kommst dabei wegen Deiner Jugend gar nicht in Betracht: der schändliche Alacre hat ihn noch auf seinem Todbette vermocht, mir zu schreiben und um meine Einwilligung zu bitten, von welcher er wissen mußte, daß sie nie erfolgen würde. Ich habe an der ersten Probe gesehen, daß Vernunft-Gründe Dich nicht überzeugen; durch Deine beschlossene Abreise vernichtest Du vollends meinen Plan, Dich auf dem gelin-

desten Wege zurückzubringen: ich bin daher jetzt entschlossen, mit Ernst und Kraft zu handeln, denn ich will lieber nicht leben, als meine Familie durch eine solche Mißheirath, wie Du beabsichtigst, verunehrt wissen. Wähle: entweder Du giebst im Augenblick Donna de Alembo die Hand, und läßt Dich mit ihr durch das Band der Kirche auf ewig vereinigen, oder Lison ist nicht mehr. Im ersten Fall nimmt Lison den Schleier und ich gelobe Dir, daß ich für ihr Bestes sorgen will. Wähle und wähle bald; denn wie Du siehst, ist für Lison sonst keine Rettung. Wage es nicht, mir um einen Schritt näher zu kommen, und Dir einzubilden, ich scherze bloß. Ich bin nicht gewohnt, in so ernsten Dingen zu scherzen. Rechne nicht auf Hülfe durch Deinen Freund Henri: ich habe Sorge getragen, daß sein Ungestüm uns nicht schaden kann." Don Fernando fiel auf seine Kniee und flehete die Tante an, ihn nicht unaussprechlich unglücklich zu machen. Er bat sie, ihn von sich zu stoßen, ihr Vermögen zu geben, wem sie wolle, und ihm nur Lison zu lassen. Er versprach sogar, seinen Namen und seinen Stand aufzugeben, und seine spanischen Besitzungen dem aus der Familie zu überlassen, welchen die Tante für den würdigsten erklären würde. Er wollte aufspringen und sich der Tante zu Füßen werfen, aber die ernste Drohung, augenblicklich Lison zu durchbohren, hielt ihn zurück. Noch fünf Minuten Bedenkzeit, schrie endlich Donna de Martinez, einer Furie gleich: die Scene ist zu Ende.

Inzwi-

Inzwischen war es dem Don Henri, den man unschädlich zu machen eben die nöthige Veranstaltung traf, in dem Versammlungssaale unheimlich geworden, und er war von einem Zimmer in das andere gegangen, und so zuletzt unbemerkt an den Ort gelangt, wo sich die vorstehende tragische Begebenheit zutrug. Der Bediente, welcher im Vorgemach stand, wollte ihm den Eintritt verwehren, allein er, der etwas Böses ahnte, warf ihn vor sich nieder, riß ihm den Schlüssel aus der Hand, schloß auf und trat in das Zimmer, gerade in dem Augenblick, wo Don Fernando's Bedenkzeit verstreichen war. „Was sehe ich (rief er aus) was ist das?" Don Fernando sprang auf, und fiel ihm mit den Worten um den Hals: Ach rette, liebster Henri, Deine Schwester und meine Geliebte, mein Leben. „Wenn einer von Euch" ertönte es mit einer Donnerstimme von der Bühne „sich mir einen Schritt nähert, so ist es um Lison geschehen." Aber auch um Dich, nichtswürdige Creatur (rief Henri entgegen) ich verlange meine Schwester in Freiheit gesetzt, Dein Neveu gehört Dir. Indem er dies sagte, taumelte er einige Schritte vorwärts; aber in demselben Augenblick sank auch Lison mit einem hellen Schrei zur Erde. Donna de Martinez sprang auf und wollte durch eine Wandthür entfliehen, wurde aber von dem wüthenden Henri eingeholt und in Stücken gehauen. Alle Anwesende verließen fliehend das Zimmer, ausser Don Fernando, der sich mit Lison beschäftigte, die ohnmächtig in ihrem Blute auf dem Boden lag.

Der Dolch war tief in die linke Bruſt, nicht weit vom Herzen, eingedrungen; ein herbeigerufener Wundarzt erklärte ſogleich die Wunde für tödtlich und bemerkte, daß Liſon etwa nur noch einige Tage leben könne. Lange lag das arme Geſchöpf bewußtlos, erſt am folgenden Abend erholte ſie ſich. Fernando in dumpfer Betrübniß verloren, ſtand fortdauernd an ihrem Bette, ihre Hand in der ſeinigen haltend. Kaum konnte er ſich auf Don Henrico's Aufforderung ſo lange von Liſon entfernen, um die zu ſeiner Sicherheit nöthige Beſitznahme von dem Schloſſe ſeiner Tante zu bewerkſtelligen. Wie er ſich hernach überzeugte, war Don Henrico ein ehrlicher Mann, der die Bosheit der Donna de Martinez nicht geahnet hatte.

Der Abend, an welchem ſich Liſon ſo weit erholte, daß ſie der Sprache wieder mächtig wurde, war auch der letzte ihres Lebens. „Mein Fernando" ſagte ſie zu ihrem vor ihrem Sterbebette knieenden Geliebten" ich fühle, das ich bald von dieſer Welt ſcheiden werde: ich bin zufrieden, daß ich meine Liebe zu Dir mit ins Grab nehmen kann, um ſie Dir einſt vor dem Throne des Ewigen reiner und ſchöner wiederzugeben. Vielleicht bin ich in ein paar Stunden nicht mehr. Laß noch zuletzt unſere Hände durch das Band der Kirche vereinigen, in deren Schooße wir bisher geruhet haben." Fernando erfüllte augenblicklich dieſen Wunſch: gleich als der Prieſter den Segen geſprochen hatte, entfloh Liſons Geiſt zu den himmliſchen Räumen.

Wer möchte es unternehmen, den Gemüthszustand der beiden Freunde zu schildern, mit welchem sie Lisons irdische Hülle nach Frankreich begleiteten. Fernando ließ, dem Wunsche seiner Lison gemäß, ihren Körper bei dem Monumente seiner Mutter beisetzen, nur ihr Herz behielt er sich vor, das er einbalsamirt beständig in einer silbernen Urne in seinem Zimmer hatte. Die Zeit konnte wohl seinen Schmerz lindern, aber nie ganz aufheben, und man fand ihn eines Morgens auf seinem Schlosse todt mit demjenigen im Arm, was für ihn im Leben so warm geschlagen hatte.

Catharina von Boren.

(Von Julius v. Voß.)

Seither sind unsere geneigten Leserinnen mit den Begebenheiten solcher Mädchen unterhalten worden, aus deren Schönheit und Sinnesweise unabsehliche Einwirkungen auf das öffentliche Leben, auf das Ergehen mächtiger Völker entsprangen. Im Charakter jener Zeiten, in den religiösen und politischen Staatsumwälzungen, die spätere Jahrhunderte nicht mehr in so wichtiger Art sich ereignen sahn und sehn konnten, finden wir die Ursache oder Möglichkeit eines so bedeutenden Wirkens. Späterhin gab es deutsche

Jungfrauen, die aus ihrem Vermögen Kirchen bauten, Klöster stifteten, aus Frömmigkeit selbst den Nonnenschleier über das holde Antlitz deckten; oder auch durch ihre Schönheit Paladine entflammten, daß sie auf edle Ritterabentheuer oder nach Palästina zogen, oder beim Turnier und Stechen ihren Hals wagten, ihre wohlgeübte Kraft zeigten, um aus lieblichen Händen Ehrendank zu empfangen. Dies Alles ist jedoch so wichtig nicht anzusehen, und aus dem romantischen Mittelalter möge darum hier keine Erzählung aufgenommen seyn, weil man bereits diesen Stoff bis zur Erschöpfung abhandelte. Zwar denken wir noch einmal in frühere Jahrhunderte zurückzugehen, wenn die Gemälde an die Reihe kommen werden, die man zum Warnen und Abmahnen aufzustellen denkt, jetzt hingegen mögen die geneigten Leserinnen gleich dem Büchlein ins sechszehnte Jahrhundert folgen, um von da in die neuere Zeit mit ihm überzugehen.

Catharina von Boren sei es, von welcher man noch zuvor sprechen will, ehe die Zeit, welche mit ihren Sitten und Gewohnheiten uns am nächsten liegt, uns schöne Nacheiferungsgebilde darstellt.

Ihre Geschichte an sich ist genügend bekannt, und es beim neulichen Jubiläum der Protestanten um so mehr geworden, als beinahe jeder nördlich-deutsche Buchhändler eine Lebensbeschreibung Luthers verlegte. Und Herr Werner — der für und gegen das Lutherthum geschrieben hat, zur beliebigen Auswahl — hat auch, ehe ihn der Catholizismus in die Arme wand, jenes Fräulein von Boren mit seinem

poetischen Licht verklärt. Hier kömmt uns das schöne Mädchen aber vorzüglich in Betracht, weil mindestes eine hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß, ohne eine Catharina von Boren, es mit der lutherischen Glaubensform nicht so weit gediehen seyn dürfte, als nun. Der Stifter hätte vielleicht einen anderen Weg eingeschlagen, auf dem er sich von der apostolischen Kirche weniger entfernt haben dürfte.

Sie tritt mithin auch noch als eine Schönheit auf, welche die Bestimmung hatte, mächtig auf die Zeiterscheinungen einzuwirken, obschon nicht in einem Grade wie Clotilde.

Es ist sattsam erwiesen, daß Luther anfänglich eine neugegründete Confession, eine Trennung von der römischen Kirche, gar nicht beabsichtigte, vielmehr den Mißbräuchen des Ablaßhandels nur zu steuern, viele Glaubenssätze dem ursprünglichen biblischen Sinn näher zu bringen, und den katholischen üppigen Prälaten ihre Pflicht einleuchtend zu machen dachte, an strenger Moralität den Laien mit ehrwürdigem Beispiel vorzugehn. Das Mönchsthum an sich, und die Nonnenweihe, konnten dabei unberührt bleiben, als nur, in sofern man nur genau Erfüllung des Zwecks forderte. Denn von zwei Seiten blieb ein Leben immer anzusehen, das sich ausschließlich frommen Bestimmungen weihte. Betrachten wir auch Klöster wie Freistätten des Unglücks, Zuflucht des Alters, Anstalten der Gutthätigkeit, wie denn namentlich die Orden der barmherzigen Brüder und Krankenpflegerinnen unsere höchste Achtung verdienen, so

müssen wir Protestanten es in der That beklagen, daß solche Stiftungen unter uns aufgehoben sind. Ein anderes ist es hingegen mit reichen Bisthümern, fetten Abteien, wo die Landleute in zwanzig oder gar hundert Dörfern schwere Frohne zu leisten haben, damit hier ein Dutzend Ordensbrüder unthätig an leckern Tafeln schwelgen, dort ein fürstlicher Priester sich mit einem glänzenden Hof umstellen kann. Der evangelische Sinn bedingt wahrlich keinen Reichthum für seine Lehrer, und auch der römische Stuhl verlangte ursprünglich — neben Gehorsam und Keuschheit — Armuth vom Clerus. Es konnte zwar einst mehr als Vorwand seyn, wenn man geistlichen Stiftungen Glücksgüter von Belang zutheilte; denn einst gab es Wenden, Sachsen, Thüringer u. s. w. zu bekehren, die Glaubensboten, welche man zu ihnen schickte, die anderweitigen Mittel, zu jener Absicht verwandt, legten namhafte Kosten auf, die mitten im Heidenlande gegründeten Dome oder Abteien litten auch oft feindliche Angriffe, mußten Söldner halten, ihnen zu begegnen, sich, Burgen ähnlich, mit Wällen und Mauern umgeben. Auch ließ sich das früheste Erbauen der Kirchen und Klöster nur mit hohen Summen bestreiten, und in sofern damals, vorzüglich in Deutschland und andern nördlichen Gegenden, der klingenden Münze nicht viel im Umlauf war, mußten sie Aecker und dienstpflichtige Menschen darstellen. So gewann man Leibesnahrung und andere Nothdurft und hatte Arbeiter umsonst. Doch als sich späterhin dieser Zustand gänzlich umgewandelt hatte,

als es keinen Heiden mehr im teutonischen Bereich gab; der allgemeine Glaube eben so wie der endlich bewirkte Landfriede alle geistliche Stiftungen vollkommen sicherten, als die christlichen Bauten nicht allein in genügender Zahl, sondern an den meisten Orten bis zum Ueberfluß vollendet waren, da konnte man billig auch den Reichthum der Clerisei als unnützen Ueberfluß ansehn. Und er wurde um so mehr unevangelisch in dem davon gemachten üppigen Gebrauch. Er hätte nun sollen beschränkt, und zu bürgerlich gemeinnützigen Absichten verwandt werden; hiervon war man jedoch so weit entfernt, daß vielmehr die Geistlichen ihr weltliches Eigenthum noch auf alle Weise zu mehren strebten. Was auch noch eine ernste Rüge verdiente — und immer verdienen muß — war die mißbräuchliche Einkleidung der Jugend in heiliges Gewand, oft gegen ihren Willen und innern Beruf, oft auch hingegen durch unziemende Ueberredungskünste, denen anfangs der Jüngling oder das Mädchen wich, hernach aber den voreiligen Entschluß beweinte, und das Leben hinter den geweihten Mauern wie in einem Kerker vertrauerte. Es hätte sich gar wohl eine Mittellinie ziehen lassen, nach welcher die Klöster, in mäßiger Zahl und unter solchen Einrichtungen bestehen konnten, wo sie der Religion und dem bürgerlichen Gemeinwesen wirklichen Nutzen verschafft hätten. Vor Allem wäre die Entfernung aller Zwanggelübde hierbei nöthig gewesen, und der Jugend Theilnahme hätte man nur unter wenigen besondern Umständen zulässig anerkennen,

außerdem hingegen feststellen sollen: daß nur bejahrten Männern, Wittwen oder unvermählt gebliebenen Töchtern, und bei erwiesen freiester Wahl, Mönchsleben oder Nonnenschleier zu gestatten sei.

Doch nachdem Luther einmal den Weg seiner religiösen Opposition betreten hatte, kam er darauf unvermerkt weiter, als er selbst anfänglich gewollt; die Dinge wirkten neben ihm. Und nun sprachen die Mängel und Mißbräuche des klösterlichen Zustandes in dem Maaße an, daß seine gute Seite ungewürdigt blieb, und man im Protestantenthum gar keine Mönche und Nonnen mehr dulden wollte. Gar Viele, sonst mit Luthers Reformation völlig einverstanden, widersprachen hier, und aus nicht untriftigen Gründen; sie fanden die Aufhebung mancher Klöster heilsam, doch nicht aller.

Indeß wirken Beispiele häufig mehr als Worte, namentlich wenn sie von berühmten, auf ihrem wichtigen Standpunkte viel gesehenen, Personen ausgehn. Im Jahre 1523 brachte Leonhard Köppen, ein Bürger von Torgau, neun adeliche Nonnen aus dem Kloster Nimtsch bei Grimma nach Wittenberg. Unter ihnen befand sich Catharina von Boren (nach Andern Born, Bora). Sie war schön, nach damaliger Zeit geistreich und gebildet zu nennen, sie hatte im Kloster viel gelesen, und indem sie von Luthers Reformation gehört, ihr nicht allein vollüberzeugten Beifall, sondern auch dem Urheber hohe Achtung und Bewunderung geweiht. Eine solche Weihe konnte an der geweihten Jungfrau nicht billigen,

wer den alten religiösen Sätzen anhing, und auch Tausende von Protestanten meynten, ihrer sonstigen Fortschritte in Glaubesaufklärung ungeachtet, ein dem Himmel einmal beschwornes Gelübd müsse heilig erhalten seyn.

Luther trug damals selbst noch das Mönchsgewand der Augustiner, ob er schon nicht mehr im Kloster lebte, sondern an der Hochschule in Wittenberg als Lehrer stand, was jedoch sein Priesterthum, und den als heilig damit verbundenen unverehelichten Stand, keinesweges aufhob, indem auch andere Ordensgeistliche einen Beruf außerhalb ihren Klöstern zu vollziehen hatten. Man glaubte auch, Luther würde es dabei bewenden lassen.

Allein — Catharina von Boren war ungemein schön und liebenswürdig. Auch schmeichelt selbst großen Männern der Schönheit Beifall wohl mehr noch, als der Weisen Lob. Vielleicht hätte Luther, nachdem er ohnehin die katholische Welt so beleidigt hatte, es vermieden, ihr noch das Ärgerniß eines geweihten und demungeachtet verheiratheten Priesters aufzustellen — andere Empfindungen erziehen andere Gedanken. Und nun schien es ihm gerade recht, an dem wichtigen Punkt mit einem Beispiel vorzutreten, auf daß männiglich um so heller sich überzeugte, der ehelose Priesterstand wäre so unnatürlich, als er dem Sinne der heiligen Schrift entgenlaufe; worüber sich Paulus auch deutlich genug ausgesprochen hat.

Ob es nun gleich dem kühnen Luther nirgend an Entschlossenheit fehlte, das zu thun, was ihm recht dünkte, so zauderte er dennoch. Catharina hatte ihm Liebe entzündet, und wir dürfen an die Wahrheit und Tiefe dieser Neigung glauben, wenn er schon damals bereits vierzig Jahre zählte. Von ihm galt, was Hamlet von seinem Vater sagt: „er war ein Mann" und der ist auch im vierzigsten Jahre noch einer starken Leidenschaft fähig, wenn sie auch mit dem lodernden Jünglingsfeuer nicht mehr zu vergleichen ist.

Und sollten wir eine ähnliche wahrhafte Liebe nicht an Catharina auch voraussetzen? Daß sie auf Achtung und Bewunderung sich gründete, steht außer allem Zweifel; wie herrlich aber so ein Boden auch seyn mag, ist er immer noch nicht, was darauf gebaut werden soll, die Liebe selbst noch nicht. Luther war indeß, laut Zeugniß der von ihm übrigen Abbildungen, auch ein Mann von nicht unvortheilhafter Gestalt, und das Fräulein lernte im nähern Umgang noch seine edle Gemüthsweise kennen.

Die gegenseitige Zuneigung wuchs, bestimmte endlich den Priester wie die Nonne, und nach Jahr und Tag wurden beide — dem alten Vorurtheile zum Hohn — glückliche Ehegatten.

Gehörte von Seiten Luthers viel Muth dazu, dem Altar der Liebe zu nahen, hatte Catharina nicht weniger Bedenklichkeiten vor sich. Man konnte damals immer noch den glücklichen Fortgang des Reformationswerkes nicht absehn; hatte die Obergewalt der

Priester, an deren Spitze der mächtige Carl V. stand, nur zu sehr noch zu fürchten. Was würde geschehen seyn, wenn sie das Waffenglück dahin geführt hätte, alle kirchliche Neuerung im nördlichen Deutschland wieder austilgen, sich des Urhebers und seiner römisch gesetzwidrigen Ehegenossin bemächtigen zu können? Die Frau Doktorin würde kläglich eingemauert, und ihr Mann, wie Huß, dem Scheiterhaufen überliefert worden seyn.

Demungeachtet handelte das kühne Mädchen, wie reine Ueberzeugung und die Stimme der Liebe es ihm eingaben.

Mit Recht können deutsche — protestantische — Mädchen sie feiern, und Catharina von Boren als ein leuchtend Vorbild ansehn, wo es Kampf gegen Wahn gilt — wenn man nehmlich auch fest überzeugt ist, daß es ein Wahn sei, denn freilich ist da sich auch leicht zu täuschen. Es giebt indeß manchen anderen, als nur fanatischen Wahn. Stellen wir den Fall, daß ein Mädchen adelicher Herkunft einen Jüngling bürgerlichen Standes liebte, die Vernunft übrigens auch eine Verbindung mit ihm billigte, und nun träte der Wahn allem Glücke, das in dieser Verbindung das Mädchen finden könnte, in den Weg. Blicke das Mädchen auf Catharina. Sie war adlicher Abstammung, das Vorurtheil im sechszehnten Jahrhundert mächtiger als jetzt, dennoch reichte sie dem Sohn eines armen Bergmannes ihre Hand.

Sollten wir auch annehmen dürfen, nicht sowohl Liebe, als vielmehr Achtung und Verwunderung hätten sie zunächst vermocht; erwartend, Liebe würde noch aus jenen Empfindungen hervorgehn — oder sogar, sie hätte gehandelt, ohne das erwarten zu können, dann verdient auch Catharina, daß ihr Andenken sehr hoch geachtet werde; und warum sollten wir ihm nicht selbst einige Bewunderung in den Kauf geben? Zumal jetzt, wo so manches bewundert ist, daß es zu seyn aufhören dürfte, wenn man es an ein helleres Licht zöge.

Möchte es doch mehr üblich, und ein neuer vorzüglicher Sporn zu männlicher Thatkraft seyn, daß schöne Jungfraun gern Helden oder Weise durch ihre Hand belohnten, sich geehrt als Gattinnen solcher Männer fühlten, die um das Vaterland sich verdient gemacht, wenn schon nicht im weiten Umkreis eines Luther.

Uns fällt jedoch ein, daß unsre Erzählungen auch in die lieblichen Hände katholischer Mädchen gerathen können, die nicht billigen werden, was Catharina that. Sie berücksichtigend, hätte man auch gar nicht vom Martin Luther sprechen sollen, und doch ist es einmal geschehn. Zur Versöhnung erinnern wir an die Geschichte der Nonne von Lebus, die Bardous Pinsel zum Stoff eines meisterhaft gelungenen Abbilds wählte.

Mit einigen Worten sei sie für die erzählt, denen sie noch unbekannt blieb. Feindliche Litthauer brachen ein, stürmten das Kloster. Ein üppiger

Jüngling, von jener Nonne Schönheit entflammt, wollte sie zur Gegenliebe zwingen, das holde Mädchen in seine Heimath entführen, wohin damal das Christenthum noch nicht gedrungen war. Der Frommen Flehn blieb vor dem wilden Herzen ohnmächtig, schnell sann nun die Schwache, wie sie der Gewalt trotzen könne. Sie erbot sich, dem Litthauer ein Geheimniß mitzutheilen, das in jedem Kampf ihn unverwundbar mache, wenn er sein Vorhaben aufgäbe. So ein Zauber ließ sich für den Kriegsmann hören, nur glaubte er nicht daran. Nicht Hieb, nicht Stoß sollen dich treffen können, sagte die geweihte Jungfrau, ich will es an mir beweisen. Mein Hals ist entblößt, zieh dein Schwert, führe den schärfsten Streich darnach, versuche mir den Kopf abzuschlagen, du wirst sehn, daß auch nicht einmal die Haut verletzt wird. Sie kniete nieder, der Litthauer wollte sich überzeugen hieb nach aller Kraft — am Boden lag der schönen Märty ihr Haupt. Mit frommem Heldenmuth hatte sie das Leben geopfert, ihre Unschuld zu bewahren.

Man erzählt indeß auch von einer Nonne in Schlesien — irren wir nicht zu Löwenberg — die ihr Vater, weil Luthers Grundsätze ihm einleuchteten, aus dem Kloster nahm, ungeachtet sie flehentlich bat, ihrem Gelübd treu bleiben zu dürfen. Jener suchte sie eines Anderen zu überzeugen, und auch einen hübschen jungen Mann aus, an den er nun die Tochter zu verheirathen beschloß. Ich bin des Heilands Braut, rief sie; der Vater wollte jedoch nicht von seinem Vorsatz weichen, und meynte: nur erst im Ehestand

würde seine Tochter es nicht bereuen, dem heiligen Kerker entflohen zu seyn. Deshalb beraumte er den Hochzeittag, ließ die Braut schmücken, und führte sie in eine Kirche lutherischer Glaubensform, dort getraut zu werden. Schon stand sie neben ihrem Bräutigam vor dem Altar, der Geistliche schickte sich an, die Einsegnung zu vollziehen. Und in dem Augenblicke stürzte das Mädchen todt zu seinen Füßen nieder. Entweder hatte Gift das bewirkt, oder das Entsetzen vor dem, was der Frommen Gewissen eine Todsünde nannte, ihre Lebenskraft plötzlich untergraben.

Der Fälle wo katholische Mädchen, auch wenn sie liebten, den Schleier nahmen, entweder in sofern sie dem elterlichen Willen gehorsam nachlebten, oder zum Himmel gewandte Liebe sie erhabner als irdische begeisterte, hat man viele gezählt, und uns wurde auch eine schöne Israelitin bekannt, die ein junger Mann, christlichen Glaubens, liebte, wie auch sie ihn, denn er hatte liebenswürdige Eigenschaften. Es wäre nur darauf angekommen, sich taufen zu lassen, um eine Verbindung einzugehn, um die es laut in ihrem Herzen rief; und wie man es oft erlebt hat. Diese Israelitin vermochte es hingegen nicht über sich, der Religion ihrer Väter zu entsagen, und opferte die Wünsche der Liebe auf. Billig, daß Allen gerechte Anerkennung wiederfahre, und wo ein Handeln, das Ueberzeugung Pflicht nennt, die Stimme der Leidenschaften besiegt, hat es immer gültige Ansprüche auf unsere Achtung.

Erscheinungen.

(Eine wahre Geschichte.)

Es war im Sommer 1794, (der Pfarrer eines holsteinischen Dorfes in der Nähe von Hamburg hatte mir auf vier Monate ein Zimmer in seinem Hause eingeräumt) als ich eines Abends, von einer kleinen Fußwanderung zurückkehrend, auf der Bank vor der Thür des Pfarrhauses eine in tiefe Trauer gekleidete junge, gar hübsche Frau fand, mit meinem Wirthe sich unterhaltend. Dieser hieß mich willkommen, nannte meinen Namen und wies mir einen Platz neben der jungen Frau an. So nahmen wir sie in die Mitte. Sie sahe mich recht freundlich, fast zutraulich an, und nun bemerkte ich erst recht, daß sie ein ungemein feines Gesicht, besonders ein paar gar sinnige blaue Augen hatte. Die schwarze Kleidung erhob das zarte Roth ihre Wangen, und die schwarze Trauerschneppe das Lilienweiß ihrer Stirne höchst anziehend. Eine bedeutende Physiognomie und ein gewisser Ausdruck, der sich nicht beschreiben läßt, hielt den Blick des Schauers unwillkührlich fest. Es war nicht geradezu Schwermuth, aber doch ein leiser Anstrich davon, ich hätt' es stille Sehnsucht, Heimwehgefühl nennen mögen. Uebrigens verrieth der Schnitt ihres Kleides und der Haube, die ihr blondes Haar bedeckte, mir sogleich eine Bewohnerin der Dänischen Insel *** m.

Es war eines Lootsen Wittwe, und schon seit sieben Jahren. Ein so junges, anmuthiges Weib, sieben Jahr Wittwe, und noch immer in tiefer Trauer? das ergriff mich wunderbar, und zog mich dieser seltsamen Erscheinung nur noch näher. Ich empfand daher eine wahrhafte Freude, als mir der Pfarrer sagte, sie werde einige Tage sein Gast seyn. Recht geflissentlich sucht' ich nun, mir ihr Vertrauen zu gewinnen, und es gelang mir. Schon nach einer Stunde sprach sie mit mir so offen und herzlich, als hätten wir uns Jahre gekannt.

Bald darauf trat auch die Frau Pastorin zu uns, nöthigte uns in das Haus hinein, und wir setzten uns zu einem ländlichen Abendessen nieder. Es gab eine recht lebhafte, fröhliche Unterhaltung, woran auch die liebliche Insulanerin Theil nahm; aber in ihrer Gesichtsbildung blieb immer etwas Feierliches, ein gewisses nicht völlig gegenwärtig seyn. Das steckte mich an, und so kam es, das ich nach und nach, aus meiner fröhlichen Stimmung heraus sprang, und das Gespräch eine ernstere Wendung bekam. Wir geriethen, ich weiß selbst nicht wie? auf das Kapitel von Ahnungen, weissagenden Träumen, Geistererscheinungen; und plötzlich drängte sich in die Augen der Insulanerin eine Thräne, die sie aber rasch mit einem ihrer niedlichen Finger zerdrückte, die noch glänzenden Augen mit einer unaussprechlichen Freundlichkeit auf mich richtete. Mir recht gelegen, war in eben diesem Augenblicke unser kleines Mahl geendet, und da der Abend wun-

derschön

derschön war, so schlug ich vor, den Rest desselben in dem Garten hinter dem Pfarrhause zuzubringen. Der Vorschlag fand Beifall, nur wollten Wirth und Wirthin vorher noch einiges besorgen. Wir möchten, sagten sie, die Insulanerin und ich nämlich, nur vorangehen, sie würden uns bald folgen.

Wir thaten, wie uns geheißen wurde. Im Abenddufte der Blumen, von dem freundlichen Monde beleuchtet und dem tonvollen Gesange einer Nachtigal begrüßt, betraten wir den Garten. Auf einem breiten Gange, zwischen Obstbäumen und mit Küchengewächsen bepflanzten Beeten, wandelten wir eine Zeitlang sprachlos nebeneinander. Die Insulanerin sah sinnig vor sich hin, sie schien den Flötenlauten der Nachtigal zu lauschen, und innigst von ihnen bewegt. Eben hauchte die Sängerin der Nacht einige entzückende, langsam dahin schwellende Accorde aus ihrer liederreichen Kehle. Schnell erhob meine Begleiterin die Augen, „o mein Gott!" rufend, und blickte, wo nicht scheu, doch etwas unheimlich umher. „Was ist Ihnen?" rief ich, seltsam von diesem Blicke bewegt, und ergriff ihre Hand. — „Erschrecken Sie nur nicht, erwiederte sie mit einem leisen Drucke der Hand, das Ende unsers Tischgesprächs regt noch immer meine Phantasie, und diese Nachtigall" — hier hielt sie plötzlich inne, und ein Strom von Thränen bedeckte ihre bleicher gewordenen Wangen. — „Verzeihen Sie mir, rief ich innigst gerührt, wenn ich durch jenes Gespräch unwillkührlich vielleicht eine traurige Saite berührte." — „Das nicht,

fiel sie mit einem unbeschreiblich milden Tone der Stimme ein, Sie haben nur Erinnerungen lebhafter geweckt, die nun sieben Jahre, wenn schon nicht immer gleich ergreifend, in meiner Seele leben." Sie erhob die leuchtenden Augen wieder halb zu dem über uns strahlenden Monde, halb, wie prüfend, zu mir. „Es ist eine wunderliche Geschichte, fuhr sie dann fort, und ich erzähle sie ungern, am wenigsten gelehrten Herren, die an so was nicht glauben. Und doch drängt es mich, sie Ihnen mitzutheilen. Sie flößen mir ein ganz eigenes Vertrauen ein, als könnten Sie mir vielleicht deuten und erklären. Deß bin ich wenigstens gewiß, Sie werden mich nicht auslachen, auch wenn Sie keinen Glauben daran haben können." — „O gewiß nicht", gelobt ich ihr. Ich fühlte mich äußerst überrascht. Eine *** mer Lootsenwittwe, und diese Sprache, diese Gefühle? ich stand, wie in eine romantische Welt versetzt.

Wir hatten uns unterdeß der Hinterpforte des Gartens genähert, die auf den Kirchhof des Dorfes führte. „Hier, sagte sie, indem sie die Thür öffnete, und mich zu einem von den Zweigen einer Linde bedeckten Gartensitze leitete, hier lassen Sie mich mein Herz ausschütten. Unser Wirth und unsere Wirthin werden uns nicht stören. Sie wissen, daß ich mich Ihnen vertrauen will, denn ich kenne Sie schon lange durch meines verewigten Vaters Büchersammlung, durch des Pastors und der Pastorin Briefe." Ich dankte ihr mit einem stummen Händedrucke.

Da sang abermals die Nachtigall ihre schmelzenden Laute, und gerade über unserm Haupte, in den Zweigen der uns beschattenden Linde.

„Das ist doch höchst wunderbar, rief die Insulanerin, faltete ihre Hände, wie zu'm Gebete, vor der Brust, und begann dann ihre Erzählung. Mein Vater war Prediger auf *** m. Neunzehn Jahre lebte er seiner kleinen Gemeine, treu und unermüdet in den Pflichten seines heiligen Amtes. Dann starb er, und hinterließ mich, als eine Waise; denn schon viel früher war meine Mutter heimgegangen. Noch bei meines Vaters Leben trat ein junger Insulaner mir näher. Er kam oft, uns zu besuchen, ein trefflicher, gemüthlicher junger Mensch, und obschon nur ein Lootse, voll tiefen Sinnes und von hellem Kopfe. Meinem Vater, wie mir, immer ein willkommner Gast, ward er uns auch immer lieber, und besonders mir gar werth. Sein Herz bewahrte für mich eine recht innige fromme Liebe, obgleich er sie nie aussprach, und erst am Sterbebette meines Vaters den Muth hatte, sie kund zu geben, um meine Hand zu werben. Mit hoher Erröthung nahm ich sein Geständniß auf, reichte ihm tief bewegt die Hand, die er hastig an seinen Mund drückte, und dann mit mir um des sterbenden Segen nieder kniete. Er ward uns. Vor dem Krankenlager wurden wir kirchlich verbunden. Wenige Tage darauf schlummerte der Segnende in die bessere Welt hinüber. Sein Segen blieb uns, ruhte auf unserm Ach! nur einjährigen Ehebunde. Ja, unsere Ehe war

höchst glücklich, nur" — Eine schmerzliche Wehmuth überzog hier das Gesicht der Erzählerin, die Stimme stockte. Eine lange lautlose Pause trat ein.

Ich wagte nicht, sie zu stören, aber mit gespannter Erwartung hing ich an dem geschlossenen Munde der Verstummenden. Sie sammelte sich wieder, und die stille Wehmuth ihrer Gesichtszüge ward zu einem wunderlich lieblichen Lächeln. „Werden Sie Glauben haben, begann sie auf's neue, wenn ich weiter erzähle? Als mein geliebter Mann zum erstenmale nach unserer Verheirathung, seinem Berufe gemäß, in die See ging, saß ich Abends um zehn Uhr in meiner einsamen Wohnung, seiner in Liebe gedenkend. Da öffnete sich plötzlich die Thür meines kleinen Zimmers, und hinein trat Er. Freudig schrie ich auf, „schon wieder da?" und wollte ihm in die Arme fliegen, aber ich faßte Luft, obwohl die Gestalt noch einige Minuten vor mir schwebte, und dann erst verschwand. Ich erschrack heftig und sank halb ohnmächtig in meinen Stuhl zurück. Ahnungen seines Todes umgaben mich, und meine Augen fanden die ganze Nacht keinen Schlaf. Aber am folgenden Morgen half mir Gottes Gnade aus meinen Aengsten, mein theurer Heinrich kam von seiner Reise, wohlbehalten, gesund und lebend zurück. Vergessen war das Gaukelspiel meiner Phantasie, dafür hielt' ich, was mir begegnet war, und ich lebte nur der frohen Wirklichkeit. Auch entfuhr mir kein Wort über das Vergangene.

Eine neue Fahrt trennte auf mehrere Tage den Vielgetreuen von mir, und, denken Sie mein Erschrecken, am Abend seines Scheidens dieselbe Erscheinung, um dieselbe Stunde. Die sehnenden Blicke auf mich geheftet, stand er vor mir. Ich starrte ihn athemlos an. Mehrere Minuten sah ich ihn so, dann erlosch sein Bild allmählig, ich war wieder allein. Ich raffte meine ganze Kraft zusammen, zu prüfen, ob ich wache oder träume? Ich wachte unbezweifelt, kein Trug der Sinne war die Erscheinung. Dennoch hatte ich den Muth, den nächsten Abend die Wiederholung dieser Erscheinung abzuwarten. Sie erfolgte mit dem Schlage zehn Uhr. Ein kältendes Grausen bemächtigte sich nun meiner, und von diesem Tage an vermied ich das Zuhauseseyn um diese Zeit. In spätern Stunden ward mir die Erscheinung nie. Wenn ich mir es aber einmal abgewann, um jene Zeit mich zu Hause zu halten, unausbleiblich erblickte ich den Fernen wieder.

Lange verhehlte ich meinem Heinrich dieses drückende, ängstende Geheimniß. Endlich aber riß es sich bei einem Abschiede, in dem er mich vorzüglich glühend und überwallend an seine Brust drückte, unwillkührlich von meinem Herzen los. Er sahe mich eben so erstaunt, als wehmüthig an. „Liebe Emma" rief er, fester mich in seine Arme schließend „ich gedenke freilich gerade um diese Stunde Deiner recht lebhaft, liebend und sehnend. Aber es soll nicht wie-

der geschehen.“ Damit entwandte er sich plötzlich meinen Armen und enteilte Durch mein ganzes Wesen erschüttert blieb ich zurück. Es reuete mich, mein Geheimniß nicht bewahrt zu haben, und nur in sanften Thränen fand mein Herz wieder Erleichterung.

„Und blieb die Erscheinung nun aus?“ fragte ich, hastig sie unterbrechend.

„Ach! nein! antwortete sie mit sinkender Stimme. Jedesmal, wenn die Uhr zehn schlug, trat der Entfernte zu mir. Oft, der Erscheinung endlich gewohnt, redete ich ihn an, keine Antwort; oft streckte ich die Arme nach ihm aus, immer faßte ich einen wesenlosen Schatten. Erst — die Erzählerin ward wieder bleich, nur in matten Zügen athmete sie, ihre Hand sank auf ihr Herz, und sie saß, als horchte sie auf seine Schläge. Ich war im Begriff, ihr beizuspringen, eine Ohnmacht fürchtend. Sie wies mich sanft zurück. Hören Sie weiter, sagte sie gefaßter. Mein Heinrich that seine letzte Seereise. Einem auf den Strand gerathenen Schiffe zur Hülfe eilend, schlug sein Boot, von Brandungen bestürmt, um, er ertrank. Meine Augen sahen ihn lebend nie wieder. Auch seine Erscheinungen blieben nur aus, bis ich einmal um die zehnte Stunde des Abends, von meinem trostlosen Schmerze überwältigt, ausrief: ‚o mein Heinrich, als Du noch lebtest, wie oft quältest Du mich mit Deiner Fischermütze. Nun Du todt bist und ich Dich so gern einmal wiedersähe, lässest Du mich vergebens nach Deinem Anblicke

schmachten. Bist Du denn ganz aus der Reihe der Wesen verschwunden? Keine Spur Deines Daseyns mehr vorhanden?" Indem hörte ich auf der Diele *) des Hauses Tritte eines Kommenden, wie einer, der die Stiefel voll Wasser hat, und herein in mein Zimmer schwankte die Gestalt des Gestorbenen, todtenbleich, die Augen tief in ihren Höhlen, das Haar triefend. Er hatte die Arme über einander geschlagen, und starrte mich eine lange Weile mit seinen halb erloschenen Augen an. „Störe mich nicht wieder in meiner Ruhe, seufzte er mit dumpfer, aber bittender Stimme, und verschwand. „Nein, nie und nimmer" rief ich ihm bebend nach, und meine Kräfte verließen mich, ich sank athemlos zu Boden.

Beinahe wäre sie auch jetzt wieder so hingesunken, aber sie hielt sich, indem sie rasch aufstand, und als die Nachtigall abermals, und zwar uns ganz nahe, einen langen immer höher aufschwellenden Akkord anschlug, brach sie, höchst bewegt, in den Ausruf aus: „Bist Du noch da?"

„Wer?" fragte ich.

— Gewiß, fiel sie langsam ein, es ist dieselbe Nachtigall, die ich an jenem Abend, wo ich aus meinem bewußtlosen Zustande erwachte, durch das offen stehende Fenster vernahm. Sie saß auf einem Maulbeerbaum, und mit denselben lang anhaltenden Wunderklängen sang sie in mein gepreßtes Herz Frieden. Und nun

---

*) In Niedersachsen, was bei uns Flur heißt.

sagen Sie mir (sie umschloß fest mit ihren beiden Händen meine rechte Hand) war das alles Täuschung, konnte es Täuschung seyn? —

Wahrscheinlich doch, war meine Antwort. Die Natur gab Ihnen eine rege, reiche Phantasie. Das verräth die Lebendigkeit, mit der Sie in Ihrer Erzählung sich die Vergangenheit vergegenwärtigen, selbst der sie begleitende mahlerische Ausdruck Ihrer Geberde, die reizbare Empfänglichkeit für alles, was an das Reich des Wunderbaren streift. Die romantische Lage der Insel, auf der die stille Abgeschiedenheit, in der Sie von Ihrer frühesten Kindheit an lebten, nährte, erhob und beschwingte diese Phantasie, poetisirte, wenn ich so sagen darf, Ihre Empfindungen, Ihr ganzes Wesen. Die Liebe beflügelte die Herzens- und Geistespoesie bis zum lyrischen Auffluge; sie gab Ihren Wünschen Bild und Gestalt und den Träumen Ihrer Sehnsucht Wirklichkeit. So entstanden, dünkt es mich, alle Ihre Erscheinungen, von der ersten bis zur letzten. Was Ihnen die Phantasie einmal vorgespiegelt hatte, wiederholte sich begreiflich öfter und immer lebendiger. Was für diese meine Ansicht viel beweist, ist, daß Sie die Gestalt des Fernen immer nur in ihrem Hause, und immer nur um die Stunde der ersten Erscheinung sahen. Die Erscheinung des Geliebten nach dem Tode macht vollends alles klar. In den ersten Tagen Ihrer Trauer über den Dahingeschiedenen überwältigte Sie der Schmerz, schlug Ihre Geisteskräfte darnieder, betäubte Sie, Ihre Phantasie hatte keinen

Spielraum. So bald aber ihr Schmerz sanfter ward, ihn wohlthätigen Thränen sich erleichterte, gewann die Phantasie wieder Feld, gab der schwärmerischen Sehnsucht nach dem Wiederanblicke des Vollendeten auf's neue Bild und Gestalt. Am unwiedersprechbarsten aber erweist sich die Macht ihrer Phantasie dadurch, daß Sie in der Nachtigall, die hier unser Ohr mit ihren melodischen Tönen entzückte, dieselbe zu hören glauben, die am Tage jener Erscheinung vor Ihrem Fenster sang."

Die Insulanerin, in stilles Nachdenken versunken, schwieg einige Minuten, dann sahe sie mit sanftem aber schwärmerischen Blicke zu mir auf, und sagte: „Es scheint mir etwas Wahres in Ihrer Erklärung zu liegen. Ich gestehe, daß meine Phantasie von jeher sehr lebhaft war, doch kann ich mich nicht überzeugen, daß — — Nein, solche Wunder bewirkt die Phantasie nicht."

„Sie wirkt Wunder, fiel ich ihr ein, hat von jeher Wunder gewirkt, hat Gesunde krank, und Kranke gesund gemacht, hat in das Grab geführt und dem Grabe entrissen. Eine Menge Erfahrungen und Beispiele beweisen das."

„Wie ihm sei, unterbrach mich die reizende Geisterseherin, und legte Ihre Hand vertraulich auf meine Schulter, ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie haben wenigstens die Aufmerksamkeit auf mich selbst geregt, mich zur Wachsamkeit über meine Phantasie hingeneigt, und wenn auch nicht völlig bekehrt, doch in jedem Falle belehrt. Dafür dank' ich Ihnen herzlich."

Sie drückte, indem sie das sagte, mit tiefer Rührung meine Hand, ich führte die ihrige an meine warme Lippe, und ging an ihrem Arm in das Pfarrhaus zurück.

Am dritten Tage reiste sie wieder nach ihrer Insel ab. Wir schieden nicht ohne Wehmuth von einander. Seitdem hab' ich nichts wieder von ihr gehört. Vielleicht ist ihrer unendlichen Sehnsucht nach dem Heimgegangenen schon selige Gewährung geworden.

Schink.

Frank Hals, der Mahler.

Dieser berühmte, zu Malinen 1584 geborne Maler, der in Hinsicht der Zartheit seines Colorits nur Vandyck nachstand, war ein großer Liebhaber des Weins, und fast jeden Abend betrunken. Wenn ihn seine Schüler da nach Hause geführt und zu Bette gebracht hatten, fing er immer mit lauter Stimme zu beten an: „O mein Gott, nimm mich doch sanft in Dein himmlisches Freudenreich, o nimm mich doch zu Dir, lieber Himmel!" u. s. w. Eines Abends beschlossen seine Schüler, unter denen sich auch der geistreiche Abraham Brauer befand, ihm einen Streich zu spielen, und machten auf der Stelle die nöthigen Vorbereitungen dazu. Als Hals nämlich seine ge-

wöhnlichen Ausrufungen wieder anfing, fühlte er sich auf einmal sanft aufgehoben, als ob die Reise nach dem Himmel eben ihren Anfang nehmen sollte. Das schien ihm doch außer dem Spas, und er fing an in der drolligsten Manier dagegen zu protestiren. „Halt, halt! Denkst Du denn es muß so eilig seyn? I bewahre! Ich kann noch recht gut ein Weilchen hier bleiben. Komm einmal nach funfzig Jahren wieder, sey so gut, aber jetzt ist mir's ganz und gar nicht gelegen!" — Die jungen Spasvögel machten endlich dem Scherze ein Ende, und Hals schlief ganz ruhig ein; er soll aber nachher niemals wieder seine gewöhnlichen Ausrufungen angebracht haben.

H.

Anekdote.

Mehrere Geistliche fanden sich über einige Stellen in de Thou's Geschichte sehr beleidigt. Sie wollten sich deshalb bei dem König Heinrich IV. von Frankreich unmittelbar beschweren. Der König erfuhr dies, und als sie um eine Audienz bei ihm baten und vorgelassen wurden, kam er ihnen, de Thou's Werk in der Hand, mit den Worten entgegen:

„Da erhalte ich eben de Thou's neue Geschichte. Was halten Sie davon, meine Herren!"

Einer davon nahm das Wort und versetzte: es sey ein in vielen Stücken schätzbares Werk, und

wollte nun durch eine feine Wendung auf die anstößigen Stellen kommen, indem er fortfuhr: nur ist es auffallend —

„Daß er von so vielen so genau unterrichtet ist," fiel ihm Heinrich in die Rede, „aber, darüber müssen Sie sich nicht wundern, ich habe ihm selbst die Thatsachen und die dazu nöthigen Notizen geliefert."

Die Sullioten.

Wir kommen sehr oft in den Fall, daß wir mit vorrückenden Jahren die früher eingesogenen historischen Schulbegriffe aufgeben, und zu vergessen suchen müssen, weil nähere Bekanntschaft mit Zeiten und Nationen uns das als irrig darstellt, was wir damals auf guten Glauben angenommen.

Wie manches geschichtliche und geographische Conpendium scheint nur den Zweck zu haben, dem Jünglinge eine recht buntgemischte Musterkarte von Völkern und Völkerschicksalen vor die Augen zu bringen, und Bilder aufzustellen, die von der eigentlichen Wahrheit keinen Zug an sich tragen, oder doch zur unkenntlichen Karikatur entstellt sind.

Von dem, was die Lehrbücher über das türkische Reich sagen, gilt dies wohl vorzüglich. Sie kennen nur einen unumschränkten Herrscher und ein blind gehorchendes Volk, einen ungebundenen Tyran-

nen, der nach Leidenschaft und Wahn, nach der Laune und Aufwallung des Augenblicks — Wohlthaten, Ehre, Aemter austheilt, oder Strafen, Martern und anderes Weh verhängt, ohne daß hier in seinem Willen etwas in den Weg zu treten wagen dürfe.

Wie viel muß von diesen Vorstellungen abgezogen, oder einschränkend zugelegt werden, wenn sie der Wahrheit näher kommen sollen?

Man denke an das Umschleichen des Großherrn von Seiten des Mufti, an die Gewalt des Großwessirs, an die Umtriebe des Divans, an die Intriken des Harems, an die ausgelassene Frechheit der Janitscharen, von deren aufrührerischem Willen zuweilen die Wahl oder Entthronung des Sultans abhing. Man denke an die beständige Neigung der Pascha's sich unabhängig zu machen, zu erhalten; an die Bedrückungen, die sich die Waywoden gegen die Unterthanen erlauben, und wie sie die Bey's nöthigen, jenen die Säfte auszupressen.

Man werfe einen Blick auf die Charte von diesem Lande; seine Grenzlinie umschreibt einen Theil der endlosen Steppen der Tatarn, eines Nomadenvolks, das, zu demokratischer Sitte hinneigend, seine Herrscher ehedem selbst zu wählen gewohnt war, und das in einer ganz andern leichtern Art von Abhängigkeit dem türkischen Scepter gehorcht, als andere Provinzen.

Aehnliche Erscheinungen bieten alle ausgedehntere despotische Reiche dar. Während der Name auf

unumschränkte Alleinherrschaft lautet, machen sich alle Regierungsweisen, alle Verfassungsnormen, je nach der Art und Herkunft, der in einem solchen Reiche vereinigten Stämme und Nationen geltend, und es liegt in der Natur der Sache, daß sich der Tyrannei und Willkür gegenüber, List, Eigenmacht, Freiheit, Aufruhr regen, und jener entgegenarbeiten.

Wie eine gute monarchische Verfassung aus der geordneten Verbindung der Ein-, Viel- und Allherrschaft besteht, wo jedem Gewicht mit Weisheit sein Gegengewicht zugetheilt ist, so zeigt die schlechte despotische einen ähnlichen aber ungeordneten Kampf der Kräfte, wo Gewalt offen oder mit List die Gewalt zu vernichten strebt, und sich selbstisch geltend zu machen sucht.

Einige kriegerische Ereignisse, die zwischen dem Ali Pascha in Epirus, und den Sullioten, einem christlich-griechischen Stamme, der den Berg Sulli bewohnt, in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts sich zutrugen, und von denen uns W. Eton in seiner Schilderung des türkischen Reichs Nachricht giebt, dient vielleicht dazu, das bisher Gesagte näher zu bestätigen.

Im Jahr 1792 machte Ali Pascha starke Kriegsrüstungen, und äußerte gegen seine Vertrauten, daß er, ein Nachfolger des Pyrrhus, diesen in jeder Art von Unternehmung übertreffen werde. Es schien auf eine wirkliche Empörung gegen die Pforte abgesehen zu seyn, wozu ihn der französische Consul de la Sala auf jede Art anzureizen suchte.

Die erste Unternehmung sollte der Stadt Argirocastro gelten, welche die von ihm dahin geschickten Gouverneurs nie als solche anerkennen, noch ihm überhaupt auf irgend eine Art gehorchen wollte.

Er meldete sein Vorhaben dem Bogia und Giavella, zwei von den vornehmsten Obern der griechischen Bewohner des Berges Sulli, und lud sie in einem Briefe ein, ihm mit ihren Soldaten oder Landsleuten bei seinem Unternehmen beizustehen, wobei er ihnen unter schmeichelhaften Ausdrücken doppelten Sold versprach.

Die Oberhäupter berathschlagten sich mit ihren Leuten. Bogia und die Mehrheit der Soldaten hielten des Pascha's Vorschlag für einen bloßen Kunstgriff, um sie in seine Gewalt zu bekommen, und sich dann ihres Berges zu bemeistern. Bogia schrieb an den Pascha, daß er seinen Brief mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit empfangen habe, und für seine Person bereit wäre, seinem Befehle zu gehorchen, da er aber seine Leute nicht dazu bereden könne, so wäre es zwecklos, allein zu marschiren.

Giavella ließ sich verleiten, in des Paschas Begehren einzuwilligen, und vereinigte sich, obschon nur mit siebenzig Mann, mit dessen Kriegsvolk.

Er wurde mit großen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen. Der Pascha rückte mit seinen Truppen vier Meilen vor, und lagerte sich. Er schickte einen Vorposten von vierhundert Mann bis an die Stadt Argirocastro, und da die Besatzung einen Ausfall that, so begann ein Scharmützel.

Giavella und seine Mannschaft setzten nun nicht den geringsten Argwohn mehr in die Absichten des Pascha's, aber sechs Tage darauf, als sie im Lager zerstreut waren, wurden sie insgesamt unvermuthet ergriffen, und in schwere Fesseln gelegt, blos drei ausgenommen, welche zu den Waffen griffen, und sich so lange vertheidigten, bis sie todt niederfielen. Die Gemeinen wurden nach Janina, der Hauptstadt von Epirus, geführt, und auf vier kleinen Inseln eingekerkert, Giavella hingegen im Lager behalten.

Der Pascha richtete nun seinen Marsch nach Sulli, und erreichte den Berg des folgenden Tages. Die Bewohner, stets wachsam, hatten von dem Schicksale ihrer Landsleute, und des Pascha's Anrücken erst sechs Stunden zuvor Nachricht erhalten. Sie versammelten sich, und wählten den Bogia, dessen Talente sie kannten, zu ihrem Anführer.

Gegen Aufgang am Fuße des Berges liegt eine schöne Ebene von ungefähr sechs Geviertmeilen. Hier haben sie vier Dörfer und bauen das Feld, tritt aber Gefahr ein, so fliehen sie nach dem Berge.

Dieser ist eine natürliche starke Festung. An drei Seiten ist er senkrecht abgeschnitten. Blos ein schmaler Fußsteig führt an der weniger jähen Seite hinauf, und dieser wird von drei Thürmen bestrichen, die beinahe eine englische Meile von einander entfernt auf Anhöhen stehen wo der Weg am beschwerlichsten ist. Auf dem ersten Drittheil der Höhe

liegt

liegt ein Dorf, Kapha genannt. Den Gipfel des Berges nennen sie Tripa. Auf der Seite gegen das Gebirg Chimåra befindet sich ein kleiner Bach, aus welchem die Sullioten im Nothfalle mittelst hinabgelassener Schwämme ihr Wasser holen, und dieses können die Türken, da es durch Bergspitzen vertheidigt wird, nicht abscheiden.

Bogia ließ aus den Dörfern auf sechs Monate Getreide, das immer bereit gehalten wird, nach dem Tripa schaffen. Die Dörfer wurden dann geräumt, die auf der Ebene befindliche Cisternen mit Unrath verschüttet, und die Hälfte der Einwohner ging nach Kapha, die übrigen nach Tripa, ihrem letzten Zufluchtsorte, der zehntausend Mann faßt.

Der Pascha hatte sich in den Dörfern gelagert, und hielt den Berg in einer gewissen Entfernung eingeschlossen, damit die Belagerten von den Chimärioten keine Hülfstruppen, und von St. Maura oder Prevesa keine Munition erhielten.

Unter den Anführern der einzelnen Scharen des Ali Pascha's verdient Soliman Siapar, ein Oberhaupt der Albanesischen Stadt Paramathia, wegen seiner Persönlichkeit und wegen der Sitten seines Volkes, einer kurzen Erwähnung. Er war ein fünf und achtzigjähriger Greis, schlank, von schöner riesenförmiger Statur, dem man sein Alter blos an seinem weißen Barte ansah. Er hatte eilf Söhne von dreißig bis sechzig Jahren bei sich, alle schlank und stark wie ihr Vater. Wegen ihrer

körperlichen Stärke und ihres persönlichen Muthes standen sie unter ihren Landsleuten in großem Ansehen, und galten für Helden. Sie gingen mit einander, damit, wenn einer fiele, die andern seinen Tod rächen könnten; was bei diesem Volksstamme Gebrauch ist. Sie konnten von den Türken nie ganz unterjocht werden, haben auch keine regelmäsige Regierung; jede Familie oder Verwandschaft verwaltet die Gerechtigkeit unter sich, und die größten Familien haben in öffentlichen Angelegenheiten den meisten Einfluß. Sie vergessen, so oft sie aus dem Hause gehen, nie ihre Flinte mitzunehmen; im Hause tragen sie Pistolen im Gürtel, und des Nachts stecken sie dieselben unter ihr Hauptkissen.

Als sich die Armee auf der Ebene vor Sulli gelagert hatte, ließ der Pascha den Giavella vor sich bringen, und versprach ihm, wenn er ihm zeige, wie er sich des Berges bemächtigen könne, nicht nur Leben und Freiheit zu schenken, sondern ihn auch zum Beluk Bascha der Provinz zu machen.

Giavella erwiederte, daß, wenn er ihn frei lasse, er nach dem Berge gehen, und seine Partei, die wenigstens aus der Hälfte der Einwohner bestehe, dahin bringen wolle, sich zu unterwerfen, und gegen Bogia die Waffen zu kehren, dessen Truppen vielleicht dann auch willfährig sich zeigen würden, ohne Blutvergießen Friede zu schließen.

Der Pascha verlangte Bürgschaft; Giavella versprach ihm sein einziges Kind, einen Knaben von zwölf Jahren, den er mehr als sein eigenes Leben

liebte, lals Geisel zu geben. Hielte er seine Zusage nicht, so könne er ihn umbringen lassen.

Der Pascha war es zufrieden. Giavella ließ seinen Sohn vom Berge herabkommen, und sobald er dahin in Sicherheit war, schrieb er an den Pascha folgenden Brief:

„Ich freue mich, Ali Pascha, daß ich einen Verräther getäuscht habe. Ich bin hier, um mein Vaterland gegen einen Räuber zu vertheidigen. Mein Sohn wird sterben; ich werde ihn aber rächen, ehe ich selbst falle. Ihr werdet sagen, ich sey ein grausamer Vater, daß ich den Sohn meiner eigenen Sicherheit aufopfere. Ich erwiedere: Nehmt Ihr das Gebirg ein, so würde er, wie alle Uebrige, ermordet worden seyn, und ich würde seinen Tod nicht haben rächen können. Siegen wir, so kann ich noch Kinder zeugen, weil meine Frau jung ist. Will sich mein Sohn, so wenig er Jahre zählt, nicht für sein Vaterland aufopfern, so verdient er nicht zu leben, und ist nicht werth mein Sohn zu seyn. — Rücke vorwärts, Verräther! Ich dürste nach Rache! Ich bin Dein geschworner Feind!

Giavella."

Der Pascha hielt es nicht für räthlich, seinen Geisel sogleich zu tödten. Er schickte ihn nach Janina zu seinem Sohn und Stellvertreter Velim Bey. Der Knabe antwortete auf die Fragen, die man an ihn that, mit einem Muthe und einer Kühnheit, die Jedermann in Erstaunen setzte. Ve-

lim Bey sagte zu ihm: Ich erwarte blos meines Vaters Befehl, um Dich lebendig braten zu lassen. — „Ich fürchte mich nicht vor Euch, erwiederte der Knabe; mein Vater wird mit Euerm Vater oder Bruder, wenn er ihrer habhaft wird, ebenso verfahren!"

Er wurde in ein dunkles Gefängniß geworfen, wo seine Nahrung in Wasser und Brod bestand.

Der Pascha griff das Dorf Kapha an, und wurde dreimal mit großem Verluste zurückgeschlagen; da aber Bogia die Ueberzahl der Feinde bedachte, so entschloß er sich, diesen Posten zu verlassen, den die Albaneser bei'm nächsten Angriffe, wiewohl mit großem Verluste, in Besitz nahmen, weil die Sullioten zwischen den Felsen hervor auf sie feuerten.

Die Truppen des Pascha's hatten sehr viel durch Mangel an Wasser zu leiden, das man zwei Stunden weit auf Pferden herholte; indem alle diejenigen, die solches aus dem Bache unter dem Berge zu holen versuchten, durch die Weiber mittelst herabgerollter Steine getödtet, oder von den Männern erschossen wurden. Der Pascha war daher entschloßen, den andern Tag den Tripa zu stürmen, und nachdem er die vornehmsten Offiziere und acht hundert auserlesene Albanesen versammelt hatte, zeigte er ihnen in seinem Zelte seinen ganzen Schatz. „Dies alles ist Euer, — sagte er, — wenn Ihr den Tripa einnehmet, und Euer sind die unermeßlichen Reichthümer, die sich, wie bekannt, daselbst befinden."

Sie zogen ihre Säbel, und erklärten, daß sie dieselben nicht eher wieder einstecken würden, als bis sie gesiegt hätten.

Bogia ließ vier hundert Mann zur Besatzung in dem Tripa, und legte eben so viel zum Hinterhalt in den Wald auf beiden Seiten des Weges, dem mit Befehle, nicht eher anzugreifen, als bis das verabredete Zeichen vom zweiten Thurme gegeben würde, in welchem er sich mit sechzig Mann einschloß, und von wo aus er durch Signale alle Bewegungen lenkte.

Giavella rückte mit den Truppen als gemeiner Streiter in den Wald, und war entschlossen, unmittelbar Rache zu nehmen. Der Hinterhalt wurde von Bogia's Sohne, Demetrius, befehligt.

Die Spitze der albanesischen Colonne rückte bis zum zweiten Thurme ohne Hinderniß vor, umringte ihn, und forderte Bogia zur Uebergabe auf. Als er diese verweigerte, so marschirte sie, weil sie seiner schon gewiß zu seyn glaubte, weiter vorwärts.

Die Armee des Pascha's, wahrnehmend, daß die Albaneser ohne Widerstand bis zum Gipfel des Berges vorgerückt waren, und fürchtend, ihren Antheil an der Beute vom Tripa zu verlieren, verließ die Zelte, und rannte mit Siegesgeschrei den Berg hinan.

Als Bogia sah, daß der Feind, 4000 Mann stark, bis zum dritten Thurme vorgedrungen war, so zog er eine Glocke, als Zeichen zum allgemeinen Angriff. Es erfolgte ein schreckliches Gemetzel; der

Hinterhalt ließ Niemand zurückweichen, von allen Seiten waren die Feinde dem Feuer der Sullioten ausgesetzt, die ihrer Seits von Felsen und Bäumen gedeckt waren. Von dem zweiten Thurme herab richtete Bogia eine große Niederlage an; von den Anhöhen rollten die Weiber Steine herab, die man zu diesem Zweck beständig daselbst aufgethürmt hielt.

Der Feind wehrte sich mit großer Hartnäckigkeit, aber alles wurde erschlagen, blos 140 Mann ausgenommen, die sich zu Gefangenen ergaben.

Unter diesen befand sich ein Sohn des obenerwähnten Soliman Siapar und viele Offiziere.

Die Sullioten hatten 57 Todte und 27 Verwundete. Giavella befand sich unter den Todten. Nachdem er aus dem Hinterhalte hervor eine große Menge Feinde erlegt, sprang er mit einigen Freunden hervor, um den vermeyntlichen Tod seines Kindes zu rächen, und so lange zu fechten, bis alle Feinde erschlagen wären, oder er selbst fiele. Nachdem er eine große Niederlage unter denselben angerichtet, in dessen dichteste Reihen er eindrang, fiel er, mit Wunden bedeckt, und von Haufen Erschlagener umringt.

Die Leichname der letztern warf man von dem Felsen ins Lager des Pascha hinab. Dies jagte dem Ueberreste der Armee einen solchen Schrecken ein, daß sie eiligst nach Janina floh, und den Pascha im Stiche ließ.

Bogia, ihre Unordnung benutzend, ließ 200 Mann auf den Nachtrab einfallen, die eine große Menge niederhieben.

Der Pascha selbst entkam mit Mühe, er verlor zwei Pferde, ehe er Janina erreichte. Alles Gepäck, Munition, Waffen, Lebensmittel, und des Pascha's Schatz, fiel den Sullioten in die Hände. Außerdem eroberten sie vier große Kanonen, die sie sogleich auf den Tripa hinaufschaften.

Die andern von dem Pascha gegen Prevesa, Arta und Chimära hin beorderten Colonnen folgten dem Beispiele des Hauptcorps. Von einem panischen Schreken gejagt, machten sie nicht eher Halt, bis sie sich innerhalb der Stadtmauern Janinas sahen.

Da unterdessen die Verbindung mit den Chimärioten wieder hergestellt worden war, so wuchs das Heer der Sullioten in zwei Tagen so stark an, daß sie dem Pascha auf offenem Felde eine Schlacht anboten. Sie nahmen ein Gut desselben in der Nähe von Janina im Besitz, und droheten, den Pascha in seinem eigenen Harem gefangen zu nehmen.

Dieser, für die Sicherheit seiner Hauptstadt besorgt, schickt einen Bischof an die Sullioten, um ihnen Frieden anzubieten.

Diesen schloß man auf folgende Bedingungen: Der Pascha mußte das ganze Gebiet bis nach Dervigiana an die Sullioten abtreten; alle gefangene Sullioten sollten in Freiheit gesetzt werden. (Auf diese Art kehrte Giavella's Sohn frei nach Sulli zurück.) Der Pascha mußte 100,000 Piaster Lösegeld für die von den Sullioten gemachten Gefangenen bezahlen.

Als die Sullioten nach Hause zurückkamen, theilten sie die Beute und das Lösegeld in fünf Theile. Der erste war zur Ausbesserung der beschädigten Kirchen, und zu Erbauung einer neuen, der heiligen Jungfrau zu widmenden bestimmt; der andere in die Gemeindekasse; der dritte zur gleichen Vertheilung unter alle Einwohner; die beiden noch übrigen bekamen diejenigen, die Jemand in dem Kampfe verloren hatten. F. L. B.

Wunderbare Rettung dreier Jünglinge.

Bei einem gewaltigen Sturme und einem damit verbundenen Erdbeben im Jahr 1580 hatte der Thurm der Katharinenkirche zu Brandenburg bedeutende Risse bekommen, so daß man seinen Einsturz befürchtete. Diese Furcht ward im Jahr 1582 noch stärker, als aus den verkitteten Ritzen der Kalk gefallen und der Thurm deutlich 3 Zoll vom Kirchengiebel abgewichen war. Man beschloß daher die Glocken niederzulassen, und der Kunstpfeifer Meister Martin Nering verließ am 29. März Abends mit Weib und Kind den Thurm, seinen drei Gesellen Antonius Stortewein 20 Jahr, Andreas Drichel 17 Jahr, und George Wulf 16 Jahr alt, die Nachtwache anvertrauend. Antonius Stortewein blies um 9 Uhr Abends den Gesang vom Thurme ab: Wenn wir in höchsten Nöthen seyn, und um 3 Uhr Morgens: Wo

Gott der Herr nicht bei uns hält; Lieder, die wunderbar zu dem nachfolgenden Unglücke passen. Nachdem ging er wieder zu seinen zwei Genossen in's Bette, die allesammt auf dem obersten Boden über des Stadtpfeifers Wohnung unter dem Dache, auf der Höhe des Thurms lagen.

Kaum war Antonius ins Bette zurückgekehrt, als alle drei hörten, daß der Boden unter ihnen krachte und mit einem Male schoß der ganze Thurm theils nach der Kirche, theils nach dem Kirchhofe zu. Mit dem obersten Boden stürzten auch die drei Jünglinge mit ihrem Lager nieder, und fielen mit Stroh und Federbetten auf den Kalk- und Steinhaufen. Und wie sich der ältere aufgemacht und davon gelaufen, hat der mittlere Knabe zu ihm gesagt: „Liege stille, wo willt du hin? Wir liegen noch auf dem Dache;" nicht anders meynend, als sie wären auf das Kirchdach gefallen. Der fromme Glaube jener Zeit sah darin auch ein völliges Wunder, und Männer und Frauen der Nachbarschaft versicherten, daß ein helles Licht oben im Thurme von ihnen sey gesehen worden, was mit der Spitze heruntergefallen sey, obgleich damaliger Zeit kein Licht auf dem Thurme gewesen ist. Und Fischer, die in selbiger Nacht zwei und drei Meilen weit auf der Havel gewesen, versichern, in der Nacht, kurz vor Tage, eine dreifache Kerze oder Fackel in den Lüften helleroh brennend gesehen zu haben, welche man für die drei Engel gehalten, die den Jünglingen zur Hülfe gesendet wurden. —

Vorsicht oder Zufall?

(Eine Erzählung auf Thatsachen gegründet.)

Der Donner der Schlacht war verstummt. Ueber das blutbetriefte Gefilde breitete die Nacht ihren hüllenden Schleier. Nur die Mondessichel durch zerrissene Wolken blickend, erhellte hier und da mit zweifelndem Lichte den Schauplatz des Todes. Schaurig flüsterte der Nachtwind in den Blättern der Bäume. Alles war still umher, nur das Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden berührte noch von fern mit Schmerzenslauten das horchende Ohr. Marie, die schöne Pflegetochter des Leinwebers Berndt, der das äußerste Haus des unweit des Schlachtfeldes gelegenen Dorfes Z... bewohnte, saß auf ihrer Kammer von der Angst des Tages erschöpft und versenkt in düstre, schreckende Bilder von Qual und Leiden, die durch die Töne angeregt wurden, welche von dem Wahlplatze von Zeit zu Zeit durch das geöffnete Fenster zu ihr herüber drangen, auch wohl von der Besorgniß wach erhalten, daß ihr vielleicht in dieser Nacht noch mancher Schreckensauftritt durch die siegenden Truppen veranlaßt werden könnte. Da vernahm sie, eben als der Schlummer endlich seine Gewalt an ihr bewähren wollte, ganz dicht unter ihrem Fenster ein leises Aechzen und Stöhnen. Sie öffnete schnell noch

einmal das Fenster und erblickte im bleichen Schimmer des Mondes unter dem dem Fenster gegenüber stehenden Baume einen Krieger, der erschöpft, wie es schien, an allen Kräften in das Gras gesunken war. Kaum hatte ihn Marie erblickt, als er auch sie erblickte, und die Worte: Gott! Erbarmung! ich sterbe! Nur einen Tropfen zur Erquickung! ausgesprochen mit einem wahrhaft herzzerschneidendem Tone, drangen an ihr Ohr, an ihr mitempfindendes Herz. Sie konnte nicht unterscheiden, ob der Flehende Freund oder Feind war. Aber er war ein Mensch, ein Leidender. Genug für Marien, um sie sogleich zur Hülfe aufzuregen. Aber wie sollte sie helfen? Ihren Pflegevater zu wecken, wagte sie nicht, denn wenn der Sterbende ein Feind, — damals ein Franzose oder unter ihren Fahnen dienender Soldat — war, so hieß dies ihn seinem Verderben weihen, denn der Leinweber trug den glühendsten Haß gegen Alles, was nur entfernt mit den Franzosen verbunden war, in seinem ohnedies nicht gar gefühlvollen Herzen. In das Haus hätte er ihn nun schon auf keinen Fall genommen, das wußte Maria zuversichtlich. Was sollte sie thun? Die Stimme des Leidenden rief immer flehentlicher. Schnell ergriff sie den neben ihr stehenden Wasserkrug, eilte die Treppe herab, nahm ein Stück Brod aus dem Schranke auf der Hausflur, öffnete leise die hintere Thür des Hauses, die dem Baume gerade gegenüber war, und wollte schnell dem Leidenden zueilen; da ergriff sie ein plötzlicher Schreck, ein ängstliches Beben

durch den Zweifel erregt, ob sie nichts für sich zu fürchten habe, ob der Soldat auch so schwach sey, als er scheine? Eben richtete er sich auf, doch mit dem Rufe: Ach! Engel zögre nicht! fiel er wieder zu Boden. Nun mußte sie zu ihm. Alle Bedenklichkeiten schwiegen. Sie reichte ihm den Krug und das Brod hin. Er trank gierig und verschlang dann einige Bissen mit gleicher Hast. Marie wollte ihm den Krug wieder abnehmen. Da faßte er sie bei der Hand und sagte: Du hast mich vom Tode gerettet, liebes Mädchen, ich fühle meine Kraft erwachen. Ich bin nicht schwer verwundet, aber ich bin verloren, wenn ich den Siegern in die Hände falle. Ihre Wuth war heute grenzenlos. Zeige mir einen Zufluchtsort, mich nur diese Nacht zu verbergen! Ich bin ja auch ein Deutscher und wahrlich nicht Euer Feind. Gezwungen führt ich die Waffen gegen Euch! — Die Stimme versagte ihm, aber er hielt die Hand des Mädchens fest an seine Brust gedrückt. Das tiefste Mitleid durchdrang Mariens Herz, und dieses wuchs, als sich der Jüngling endlich aufrichtete, und sie bei'm schwachen Mondeslichte, wenn schon entstellt durch Mangel und Noth, die Züge eines feinen, Zutrauen erweckenden Gesichts erkannte — „Kommen Sie, — sagte Marie nach einigem Besinnen — kommen Sie! wenn Sie etwa hundert Schritte gehen können will ich Ihnen einen Zufluchtsort zeigen. Dort liegt altes Gestein, da ist eine Höhle, die Niemand besucht. Es ist nicht geheuer da! Aber Sie werden sich nicht fürchten! Ich weiß sonst wahrlich keinen andern Ort....

Führe mich Engel, sagte der Jüngling, ich folge Dir, und wär's in ein Grab. Er trank nochmals aus dem Kruge und verzehrte das Brod, dann schritt er wankend, doch mit Hast, neben Marien nach dem Gesteine zu. Dieses war der Rest eines uralten Gebäudes, dessen Bestimmung ganz unbekannt war, das der Aberglaube daher auch zum Wohnsitze von Gespenstern machte. Dichtes Dornengebüsch verbarg es jedem Blicke, so daß keines Menschen Ahnung daselbst etwas anderes, als die rauheste Wildniß vermuthete. Nur auf der einen Seite ließen sich die Dornen auseinander biegen und hier führte Marie ihren Geretteten hinein. Sie zeigte ihm die Höhle, drückte ihm noch einmal mitleidig die Hand, und entfernte sich schnell.

Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie über ihrem Bestreben, Andern Hülfe zu leisten, die Sicherheit ihres Pflegvaters vergessen, sein ganzes kleines Besitzthum in die höchste Gefahr gebracht hatte, denn die Hausthür war offen geblieben, mußte aber auch offen bleiben, wenn sie wieder ins Haus gelangen wollte. Sie fühlte sich daher so beglückt, als ob sie ein großes Geschenk erhalten hätte, da sie sahe, daß Alles hier still und im vorigen Stande sey. Leiseschlich sie auf ihre Kammer, und mit dem beseligenden Gefühle, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, das sie zum ersten Male empfand, sank sie endlich in die Arme des Schlummers.

In die Augen des Geretteten aber kam, so erschöpft er auch war, kein Schlaf. Es war nicht sowohl die Gefahr, in der er noch zu schweben meynte, was ihm jenen verscheuchte, als die Engelserscheinung, die ihm fortwährend vor den Augen der Seele stand. In der That konnte ihm Marie, auch ohne Hinsicht darauf, daß er in ihr seine Retterin gefunden, wirklich als ein Engel erscheinen, denn sie war eines der reitzendsten Mädchen ihres Alters, und wenn ihm auch das bleiche Mondenlicht die frische Blüthe der Wangen, das dunkle Blau der freundlichen Augen, den zarten Purpur des feinen Mundes, die Farbe des dunkel blonden Haares, das in reicher Fülle den Nacken hernieder floß, entzog, so mußten doch die Züge von Wohlwollen und Liebe auf ihrem Angesichte, die edle hohe Gestalt, der Ton der seelenvollen Stimme sein Herz mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifen. Er mußte sich gestehen, nie etwas Huldvolleres, Reitzenderes gesehen zu haben. Aber auch Marien schwebte im Traume noch die Gestalt des Jünglings vor, der seiner Schwäche und seiner nicht schmückenden Kleidung ohngeachtet, noch immer so viel äußere Vorzüge zeigte, daß er einem weiblichen Auge nicht leicht gleichgültig bleiben konnte. Vorzüglich klang ihr der sanfte milde Ton seiner Stimme im Ohre wieder, den sie so an einem Krieger gar nicht zu hören erwartet hatte. Kaum brach der Morgen an, so verließ sie auch mit dem Bestreben, für ihren Schützling zu sorgen, ihr Lager. Dies wurde ihr heute

dadurch erleichtert, daß ihr Pflegevater von einem dringenden Geschäfte schon früh in ein nahegelegenes Städtchen gerufen wurde, und zugleich ein dichter Herbstnebel die Gegend bedeckte. So wie daher Meister Berndt das Haus und Dorf verlassen hatte, eilte Marie mit einigen Lebensmitteln versehen den Ruinen zu. Sie schlug absichtlich einen Umweg ein, damit nicht ein Zufall vielleicht den Zweck ihres Ausgangs verriethe. Als sie an der Höhle sich zeigte, trat ihr auch der Jüngling, der ihrer schon sehnsuchtsvoll entgegengesehen hatte, mit dem Ausdrucke des feurigsten Dankes entgegen. Marie sahe ihn mit stillem Wohlgefallen an. Er hatte aus dem natürlichen Triebe vor dem, den man achtet und liebt, nicht unliebenswürdig erscheinen zu wollen, so viel es sich thun ließ, seine ärmliche Kleidung geordnet, und von dem Staube der Schlacht gereinigt. Denn daß Marie ihn nicht verlassen, daß sie heute ihn wieder sehen würde, das wußte er gewiß, wenn sie es ihm gleich nicht bestimmt zugesagt hatte. Nachdem er die Lebensmittel in Empfang genommen, bat er Marien, sich einige Augenblicke zu ihm zu setzen. Wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, liebes Mädchen, sagte er, ihre Hand ergreifend, so hast Du mich gewiß nicht mit jenen Rohen verwechselt, denen das Handwerk der Waffen zum Schutzbriefe für jede Ausschweifung, jede Unthat dient, und die durch Tapferkeit und Muth im Gefechte die Kränkungen abzubüßen meynen, die sie außer demselben der Unschuld und Armuth zufügen.

Mein Gewissen drückt kein Fluch. Vielmehr weiß ich, daß mir der Dank von manchem Schuldlosen gefolgt ist, dem ich Schutz und Rettung in dringenden Gefahren brachte. Das lohnt mir der Himmel jetzt durch Dich, durch Dich. —

Der Krieger schien einen Augenblick in ihrem Anschaun wie versunken. Marie fühlte sich von süßer unbekannter Gewalt ergriffen. Sie schlug beschämt die Augen nieder, und war unbeschreiblich reizend in dieser Stellung. Hingerissen vom Zauber der Anmuth, wollte der Jüngling schon den Arm um die zarte Gestalt schlingen, da stand er schnell auf, trat von ihr zurück und sagte mit wehmüthigem Ernste: Nein! weiß ich doch nicht, ob der Keim des Todes nicht schon in meinem Innern wohnt? Wie könnte ich Dein blühendes Leben der Gefahr der Ansteckung aussetzen! Nein! Marie, entferne Dich von dem Unglücklichen! Ueberlaß mich meinem Schicksale! — —

Das kann ich nicht, erwiederte schnell mit dem Tone des tiefsten Mitleids Marie, bei Gott! das kann ich nicht! —

Nun denn! fuhr getröstet der Jüngling fort, so setze Dich mir gegenüber, und höre das Wenige, was ich Dir zum Aufschlusse über meine Person mittheilen kann: Ich bin der Sohn eines Weingärtners in den Rheingegenden. In dem Hause meiner Aeltern herrschte seine Sitte, und es schien, als hätten sie einst glücklichere Tage gesehen und in höhern Verhältnissen gelebt. Ich habe sie kaum gekannt,

denn

denn sie starben früh und hinterließen mir so wenig, daß der Vormund, der mich nunmehr zu sich nahm, mich kaum davon erziehen konnte. Von meiner Mutter erzählte er mir viel, daß sie eine treffliche Frau gewesen, und mich, besonders nachdem sie sich von einer Tochter, die jünger als ich war, trennen müssen, mit unaussprechlicher Liebe umfaßt habe. Alles, was ich von dieser guten Mutter besitze, setzte der Krieger hinzu, ist — dieses Kreuz!

Bei diesen Worten zog er ein schwarzes Kreuz hervor, das er an einem gleichen Bande auf der Brust trug. Es war von Holz sauber gearbeitet und mit einem goldenen Ringe zum Anhängen versehen....

Kaum erblickte Marie das Kreuz, so rief sie voll Erstaunen aus: Mein Gott, das ist ja ganz dem meinen gleich, ganz so groß, so sauber gearbeitet! Selbst die Blättchen an der untern Spitze eben so wie bei dem meinen... Sie hielt es lange beschauend in der Hand, indeß der Jüngling in Nachdenken versunken neben ihr stand. — Wie? auch der Buchstabe auf der andern Seite eingegraben? fuhr mit steigender Verwunderung Marie fort.

Vielleicht doch nur Zufall! erwiederte der Soldat in einem Tone, der nicht ganz seinen Glauben daran bestätigte. Dann setzte er nach einer Pause hinzu: Höre Marie, nimm dies Kreuz mit und vergleiche es mit dem Deinen. Eine seltsame Ahndung steigt in mir auf. Wie? wenn wir diese Kreuze

von einer Hand bekommen hätten, Marie? wenn — wenn wir Geschwister wären?

Marie erschrak heftig. Die Freude über die Möglichkeit, in dem ihr wahrhaft liebenswerth schei= nenden Fremden einen Bruder zu finden, wurde sehr getrübt durch die Verhältnisse, unter denen sie ihn gefunden, auch schien im tiefsten Grunde ihres Her= zens sich etwas zu regen, was ihr die Bestätigung jener Möglichkeit gerade nicht wünschenswerth machte. Wer erräth es nicht, daß dies die ersten Spuren auf= keimender Liebe waren. O! wie oft bedarf es nur eines Blicks, ihr Feuer zu entzünden, und wie oft wählt das Schicksal die seltsamsten Verhältnisse da= zu! Marie nahm das Kreutz aus der Hand des Jünglings mit der Versicherung, daß sie es noch diesen Abend ihm wieder bringen werde. So ent= fernte sie sich, denn die Sonne fing bereits an, den Nebel zu zertheilen, und sie mußte fürchten, ihr Ge= heimniß der Gefahr der Entdeckung Preis gegeben zu sehen, wenn sie vielleicht spähenden Neugierigen begegnen sollte. Unterwegs sann sie über den Vor= fall ernster nach, besonders ging sie mit sich zu Rathe, ob sie ihren Pflegevater doch nicht davon unterrichten sollte? Indessen sie kannte seine strenge, harte Den= kungsart, seinen Haß gegen die Feinde, seinen Eigen= nutz, der ihn, ob er gleich nicht arm zu nennen war, die Ernährung seiner Pflegetochter schon als eine drückende Last empfinden ließ, so reichlich sie auch durch Fleiß und Arbeitsamkeit ihren Unterhalt selbst verdiente. Und sollte sie ihm noch ihren Bru=

der zuführen, und obendrein in dem hülflosesten Zustande? Und war er jenes nicht, die Aehnlichkeit der Kreuze nur ein Zufall, was mußte das Schicksal des Unglücklichen werden? Schon sahe sie ihn als Gefangenen allen Mißhandlungen der wüthenden Gegner ausgesetzt, schon hörte sie seine Klagen, daß sie sein Zutrauen getäuscht, ihn verrathen habe. In Zweifel und Bedenklichkeiten verloren, trat sie in ihre Wohnung, und holte sogleich ihr Kreuz hervor, welches wirklich dem andern durchaus in Allem ähnlich war. Noch war sie in Betrachtung derselben versunken, da sahe sie im Aufblicken ihren Pflegevater schon wieder seinem Hause zuschreiten. Schnell verschloß sie die Kreuze in ihrer Lade, und eilte, unbefangen sich stellend so gut sie konnte, dem Rückkehrenden entgegen. Er schien sehr übler Laune zu seyn. Diese wurde erklärlich dadurch, daß er Marien meldete: es würden noch diesen Abend befreundete Truppen als Einquartierung ins Dorf kommen, auch sollte, wie er gehört habe, die ganze Gegend untersucht werden, ob sie zu Anlegung von Schanzen und andern Befestigungen tauge. Man denke, wie Marie bei dieser Nachricht erschrack. Nun mußte der Zufluchtsort ihres Schützlings gewiß entdeckt werden. Ihm dies zu melden und zur weitern Flucht behülflich zu seyn, war ihr erster Gedanke; allein wie sollte sie ihn ausführen, ehe die Truppen kamen? Am Tage konnte sie unbemerkt von Meister Berndt ihre Wohnung nicht verlassen, und hätte sie auch einen Vorwand dazu gefunden, durfte sie darauf

trauen, daß das Ziel ihres Ganges nicht entdeckt werde? Sie war in der peinlichsten Angst, das Schicksal des Jünglings lag ihr wie ihr eigenes am Herzen, und eine dunkle Ahnung sagte ihr: daß beide nun aufs innigste verbunden seyen. So gelangte sie zuletzt zu dem muthigen Entschlusse, in der Zeit, wo die Einwohner des Dorfes mit Vorbereitungen zur Aufnahme der nicht ersehnten Gäste beschäftigt waren, eiligst sich zu den Ruinen zu begeben, und dem Versteckten noch einige Lebensmittel, und einen alten Rock ihres Pflegevaters, den sie einst von ihm erhielt, um sich ein Kleidungsstück davon zu fertigen, zur Bekleidung zu bringen. Allein wer mahlt ihren Schreck, als sie den Jüngling nicht mehr fand, auch nirgends, so weit sie forschte, eine Spur von ihm entdecken konnte, außer daß sie eine Flinte und einen Degen, den sie für die seinigen hielt, in einiger Entfernung liegen sah, und in der Höhle eine frische Auflockerung des Bodens durch Aufgrabung zu bemerken glaubte. Auf längeres Forschen durfte sie sich nicht einlassen. Sie eilte daher in der wehmüthigsten Stimmung mit thränennassen Augen in ihre Wohnung zurück.

Was ist es doch für ein köstliches Besitzthum um den Genuß jenes innern Friedens, wo der Geist von keinem Zweifel beängstigt, das Herz von keiner Schuld belastet, in der Erfüllung klar erkannter, willig übernommener Pflichten seine Kräfte übend und stärkend des frohen Selbstbewußtseyns reinen Lohn empfindet. Er ist der wahre Gesundheitszu-

stand des innern Menschen, doch, wie der des äußern, oft nur dann erst recht geschätzt, wenn wir ihn nicht mehr besitzen. Dies war Mariens Fall. Aufgewachsen unter dem Drucke mancher Noth, vielfacher Entbehrungen, oft ungerecht behandelt von der Strenge und dem Eigennutze ihres Pflegvaters hatte sie doch in jenem Frieden des Innern immer Muth und Kraft gefunden das Harte der Gegenwart zu ertragen, und dem Gefürchtesten der Zukunft ohne Zagen entgegen zu gehen. Ihr Aeußeres war das schöne Bild ihres Innern, daher sich Jedermann wohl fühlte in ihrer Nähe, und ihr dieses Gefühl durch Liebe und Zuneigung reichlich vergalt. Jetzt war es anders. Ein Geheimniß lastete auf ihrer Seele, vielfache Zweifel ängsteten ihren Geist, beunruhigten ihr Gemüth. Sie wußte oft nicht, ob sie sich ihrer Empfindung, die sie zu einer Handlung trieb, welche ihr in dem Augenblicke des Vollziehens als gut erschien, wie sonst überlassen dürfe, seit ihr die Rettung des fremden Kriegers und das was daraus gefolgt war, so wie das Verschweigen dieses Schrittes vor ihrem Pflegvater nicht mehr ganz in dem vorigen Lichte erschien. Und doch, so oft sie auch ihren Zustand durch ein freies Bekenntniß erleichtern wollte, so hielt sie doch immer die Furcht zurück, daß ihr Pflegevater Mißtrauen gegen sie fassen, wohl gar ihre Unschuld in Zweifel ziehen könnte. Durch die angestrengteste Arbeitsamkeit, durch das zuvorkommendste Betragen gegen ihn suchte sie nun die Stimme in ihrem Innern zu beschwichtigen, und

so gelang es ihr, wiewohl erst nach mehrern Monaten, und als die drängenden Auftritte der Gegenwart die Veranlassung ihres Kummers in den Hintergrund der Seele gestellt hatten, ihre vorige Heiterkeit einigermaßen wieder zu gewinnen, wiewohl der Keim der Liebe, der in ihrer Brust lag, indessen ihr unbemerkt immer tiefere Wurzeln trieb.

In dieser Zeit zogen an dem Horizonte ihres Lebenshimmels düstre Wolken auf, welche mit schreckenden Stürmen drohten. Die Stelle eines herrschaftlichen Jägers auf dem Dorfe, das Marie bewohnte, war seit längerer Zeit erledigt gewesen. Erst vor wenig Wochen hatte sie der Gutsbesitzer durch einen Menschen besetzt, der schon wenige Tage nach seiner Anstellung durch Mißhandlung verschiedener Landleute eine außerordentliche Wildheit und Rohheit des Gemüths verrathen hatte; ein Zug, der um so mehr auffiel, je mehr der Mensch bei andern Gelegenheiten mild und zu hülfreichen Diensten bereit erschienen war. Sein Aeußeres war eher angenehm und gefällig als abschreckend, und zuweilen verrieth er sogar eine seine jetzigen Verhältnisse übersteigende Bildung. Obgleich seine Stelle nicht eben ihren Mann so reichlich nährte, daß er ohne Sorgen auch hätte Familienvater werden können, warfen doch mehrere Mädchen des Dorfes nach dem hübschen Jäger ihre Netze aus. Er aber schien sich aus dem weiblichen Geschlechte gerade nicht viel zu machen, sondern schweifte lieber mit seinem Feuerrohre im Walde und Felde umher, oder erschien zur Erholung

beim Kegelspiel vor dem Schenkhause. Eines Sonntags kehrte er von seinen früh begonnenen Streifereien nach dem Dorfe zurück. Sein Weg führte ihn bei der Kirche vorüber. Er hatte schon von fern den erhebenden Gesang der Gemeinde vernommen, der in der stillen Sonntagsfrühe einen tiefen aber wohlthuenden Eindruck auf sein Gemüth machte. Er trat in das Gotteshaus, und sein erster Blick fiel auf Marien, die in Andacht versunken, die Blicke fest auf das Gesangbuch geheftet, ihre Stimme mit der der Gemeinde vermischte. Staunen und Bewunderung ergriffen ihn, unbeweglich schaute er in das liebliche Gesicht, auf dem jetzt wirklich auch die Verklärung einer höhern Welt aufzugehen schien; aber je länger er hinschaute, je tiefer fühlte er sich von einer sanften Rührung, ja von Wehmuth ergriffen, so daß er sich zuletzt wie ein Sünder im Angesichte des Heiligen vorkam. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er den Einfluß des Ueberirdischen auf das menschliche Herz und ein Strahl des höhren Lebens fiel in seine an sich nicht rohe Seele. Als der Gesang geendigt war und der Prediger die Kanzel betrat, hob Marie die schönen Augen zu ihm empor, und nun war der Zauber an des Jünglings Herzen vollendet. Marie achtete nicht auf ihn, denn der Geistliche sprach tröstliche Worte darüber, daß Gott der Menschen Thaten nicht nach ihrem Erfolge, sondern nach dem Beweggrunde richte, und daß auch das aus gutgemeynten Werken entstehende Unheil dem Handelnden und der Welt am Ende zum Segen gereichen müsse.

Der Jäger — den wir Gustav nennen wollen — beschloß nach dem Gottesdienste vor der Kirche auf Marien zu warten und sich ihr zum Begleiter nach ihrer Wohnung anzubieten. Er verließ daher vor dem Segen die Kirche und stellte sich der Thür gegenüber an einen Leichenstein. Jetzt trat Marie heraus. Sie war sehr reitzend. Ein schwarzes Häubchen, reich mit Bändern verziert, und einem weißen Streifen, der sich über das dunkle Haar und um die blühenden Wangen zog, bildete den Kopfputz, ein spencerartiges Korset umschloß den feinen Wuchs, und ein weißer Rock floß anmuthig gefaltet bis zum Knöchel herab, und so durch Einfalt gehoben, trat die schlanke Gestalt nur desto gefälliger hervor. Sie erschrack über die Annäherung des ihr nicht unbekannten wilden Jägers, allein bald machte ihr der offenbar von Rührung und Sanftheit der Gemüthsstimmung zeugende Ton der Stimme Muth, ihn fester anzuschauen, und es kam ihr vor, als bemerke sie selbst, daß sein Auge feucht sey. Er bat sie, nicht zu eilen, sagte ihr, mit welcher Empfindung er den Gottesdienst abgewartet, welchen Eindruck der Anblick ihrer Frömmigkeit auf ihn gemacht habe, und Marie hätte nicht Mädchen seyn müssen, wenn ihr dieses ganz hätte mißfallen sollen. So war man an das Haus des Meister Berndt gekommen, wo Gustav ihre Hand ergriff, und fast mit weichem Tone um die Erlaubniß bat, in ihrer Wohnung einmal einsprechen zu dürfen.

Marie fühlte durch dieses kleine Abenteuer einen neuen Zwiespalt in ihrem Innern entstehen. Das Wohlgefallen an der Erscheinung und den Reden des Jägers erschien ihr als ein Treubruch an einem frühern Gelübde. Sie mußte sich gestehen, daß des fremden Kriegers Bild noch sehr lebhaft in ihrem Herzen stand, und daß eine Möglichkeit des Wiedersehens sie sehr glücklich mache. Daher mußte es ihr peinlich seyn, wenn sie dachte, daß ihr Benehmen gegen den Jäger diesem wohl Muth gemacht haben könnte, dreustere Schritte zu thun, wozu seine kühne, wilde Gemüthsart ihn ohnehin zu verführen schien. Sie hatte nicht geirrt. Gustav, von plötzlicher Leidenschaft ergriffen, benutzte die sich ihm bald nachher darbietende Gelegenheit, den Meister Berndt von seiner Neigung zu unterrichten, und erschien eines Abends, von diesem eingeführt, in Mariens Wohnung, um ihr seine Liebe zu erklären und förmlich um ihre Hand zu bitten. Man denke sich den Zustand des armen Mädchens. Was sollte sie erwiedern? was vornehmen? Eben fing Meister Berndt schon an die Gewalt seiner unsanften Beredtsamkeit zu versuchen, da brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, sie zitterte, und wäre vielleicht umgesunken, wenn nicht Gustav durch diesen Anblick zum Gefühl des Unschicklichen und Rohen in seinem Benehmen gebracht, schnell ihre Hand ergriffen, und gesagt hätte: Ich begehre jetzt keine Entscheidung, ich wollte Dir, liebe Marie, blos meine Gesinnung offenbaren. Deine Hand will ich nicht erzwingen. Ich will sie von Deinem

Herzen... Zugleich forderte er den Pflegevater fast drohend und heftig auf, der Tochter ja keine Gewalt anzuthun, sondern sie vor's Erste ruhig selbst gewähren zu lassen. Ich komme schon wieder! setzte er hinzu und entfernte sich, wiewohl nicht ohne einige Zeichen des Mißmuths, die Marien nicht entgingen.

Meister Berndt hätte es wohl gern gesehen, wenn Marie sogleich die dargebotene Gelegenheit, sich ohne seine Beihülfe zu versorgen, angenommen hätte, und ihre stumme Weigerung für den Augenblick würde ihre Lage in seinem Hause gewiß sehr drückend gemacht haben, wenn ihn nicht ein plötzliches Erkranken zu mildern Gesinnungen gebracht, und ihn das Wohlthätige von Mariens Pflege und rastloser Anstrengung zu seiner Erleichterung recht sichtbar gemacht hätte. Die Flamme der Leidenschaft brannte indessen in Gustavs Brust fort. Theils führte der Zufall mannigfache Gelegenheit für ihn herbei, das schöne Mädchen in allerlei Situationen zu sehen, welche ihre Reitze in seinen Augen erhöhten, theils suchte er sie absichtlich auf, obgleich er bemerken mußte, daß wenn dies von Marien wahrgenommen werde, sie, statt ihm entgegen zu kommen, ihn vermeide. Jetzt empörte sich sein Stolz. Er suchte zu erforschen, ob nicht ein anderer Mann ihm den Vorzug abgewonnen habe, und dieser Gedanke, der die Eifersucht weckte, regte auch seine natürliche Wildheit an, so daß er oft die seltsamste, ja gewaltsame Maßregeln zu nehmen beschloß, um sich in den Besitz des begehrten Gegenstandes zu setzen.

Eines Nachmittags, als er eben, mit dem Auftrage, verschiedenes Wild zu erlegen, durch Flur und Wald gestreift war, und verdrießlich darüber, daß er nicht alles, was er wünschte, erreicht hatte, nach Hause zurückkehrte, sah er durch das lichtere Gebüsch, das er durchschritt, in einiger Entfernung Marien unter einem Strauche sitzen. Er blieb stehen. Das Wetter war eben nicht so beschaffen, daß es zu langem Sitzen einlud. Auch war der Ort dem Dorfe zu nahe, um der Ermüdeten als Ruheplatz zu dienen. Er sah schärfer nach ihr hin, und bemerkte nun, daß sie etwas in den Händen hielt, was sie mit Aufmerksamkeit betrachtete. Gedanken der Eifersucht wurden in ihm rege. Durch einen Umweg schlich er ihr näher, und so kam er endlich dicht hinter sie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Nun sahe er ganz deutlich, daß sie zwei schwarze kleine Kreuze in den Händen hielt, wie sie den Frauen oft zur Zier des Busens dienen. Der Umstand, daß es zwei waren, milderte seine Heftigkeit. Eines hätte er sogleich für das Geschenk eines Liebhabers erkannt, aber zwei? Er wußte nicht, was er davon denken sollte. Doch war seine Eifersucht nicht ganz beschwichtigt. Mit einigem Ungestüm trat er aus den Gebüschen hervor; erschrocken sprang das Mädchen auf, ergriff den neben ihr stehenden Korb, warf die Kreuze hinein, und wollte davon eilen.

Nein! sagte Gustav ihr in den Weg tretend, wir können ja zusammen gehen, oder noch ein Weilchen hierher uns setzen. Komm Marie! so zog er

sie wieder nieder und setzte sich zu ihr. — Ich seh' es wohl, fuhr er nun fort, Du vermeidest mich absichtlich seit dem Tage, wo ich freilich ein wenig stürmisch um Deine Hand warb. Ich liebe Dich, liebe Dich heiß, glühend, vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich sah, hab' ich Dich geliebt! — Aber Du, Du liebst mich nicht!

Wie können Sie das von mir begehren, erwiederte Marie mit jener Fassung, die den Frauen immer eher in dringender Verlegenheit kommt, als den Männern, ich kenne Sie ja eigentlich fast gar nicht, und was ich von Ihnen gehört habe in der kurzen Zeit, wo Sie hier sind, ist doch gewiß nicht so, daß es einem schüchternen Mädchen Muth machen könnte, Sie...

Ich weiß, was Du sagen willst, versetzte Gustav, meine Heftigkeit, meine wilde Hitze hat mich zu manchem verleitet, was ich nachher tief und schmerzlich bereut habe. Böse aber bin ich nicht, wahrlich nicht! O! Marie, wenn ich Dir schildern könnte, wie hart, ja unmenschlich ich selbst in meiner Kindheit, in meiner ersten Jugend behandelt worden bin, Du würdest mich wohl milder beurtheilen, wenn ich jetzt auch mich zuweilen roh und hart zeige...

Wie wird aber das Loos ihrer Gattin seyn, wenn Sie, auch ohne es zu wollen, so hitzig und rauh sind? entgegnete Marie sanfter.

O! Marie, wenn Du mein Weib würdest, rief Gustav aus, ich würde fromm wie ein Lamm werden. Frage nur im Dorfe herum, ob ich nicht schon

seit ich Dich kenne, viel sanfter und milder geworden bin... Aber, fuhr er mit wieder ausbrechender Wildheit fort, wenn Du mich gar nicht liebtest, auch nicht, wenn Du mich näher kennen gelernt hast, oder wenn gar ein Anderer glücklicher als ich... Was war denn das, was Du vorhin so aufmerksam betrachtetest....

Hier! sagte Marie, und deckte den Korb auf, zwei unscheinbare Kreuze. Ich habe sie von meiner Mutter. Eins hat sie mir, als ich noch Kind war, selbst gegeben, und ich trug es stets bei mir, das andere habe ich nach ihrem Tode empfangen...

Ihre Stimme bebte bei diesen Worten, allein es war nicht zu unterscheiden, ob dies Wirkung der Verlegenheit, oder der Rührung bei'm Andenken an die verlorne Mutter war. Gustav schwieg auf einen Augenblick, denn er fühlte, daß seine eifersüchtigen Regungen keinen hinreichenden Grund hatten. Er fuhr daher sanfter, wenn gleich noch immer ein wenig gereizt, fort:

Ja, Marie, wenn ein anderer Deine Liebe davon trüge, und ich, ich müßte das mit ansehen...

Er warf einen bedeutenden, fast schrecklichen Blick auf sein Gewehr, mit dem er unbewußt während der Rede gespielt hatte. Marie bemerkte es und erschrack im Innersten ihrer Seele.

Der Winter war vergangen; der Frühling erschien in seiner Herrlichkeit, und brachte mit der allgemeinen Verjüngung der Natur auch dem kranken Meister Berndt Genesung. Er konnte sich wieder im

Freien bewegen, und bedurfte der Pflege Mariens nicht mehr in dem Maße, daß sie alle ihre Zeit ihm allein hätte widmen dürfen. Sie konnte daher der Einladung Gustavs, sie auf den jetzt eben einfallenden Jahrmarkt in einem nahen Städchen zu führen, den sie, wie er wußte, ohnedies mit einigen andern Mädchen des Dorfes besuchen wollte, nicht widerstreben. Meister Berndt redete ihr wirksam zu, und so folgte sie. So sehr sich auch die heitere Jugend unterwegs allerlei muthwilligen Scherzen überließ, so benahm sich doch Gustav gegen Marien mit einer Art scheuer Ehrfurcht oder Achtung, die sie ihm sehr dankte, und die ihm auch von ihr manches freundliche Wort, manchen huldvollen Blick erwarb, welche er dann irrig für Zeichen einer erwachenden zärtlichern Neigung hielt. Im Städtchen war ein grosses Gedränge. Nachdem man sich die hier ausgekramten Herrlichkeiten mit Muse besehen hatte, trat Gustav mit einigen Mädchen und Marien zu einer Bude mit Bändern, um jeder ein kleines Andenken an den Jahrmarkt zu kaufen. Seine natürliche Lebhaftigkeit war durch die allgemeine Volkslust, die sich um ihn her regte, so wie durch einige Gläser geistigen Getränkes sehr erhöht worden. Er wollte daher das für Marien bestimmte Band ihr mit einigen Vertraulichkeiten selbst am Busen heften und ihr dabei einen Kuß rauben. Sie sträubte sich, und fand dies Benehmen um so unzarter und beleidigender, je lebendiger in dem Augenblicke das Bild des Jünglings wieder ihr vor die Seele trat, der in den Rui-

nen sich Kuß und Umarmung, die sie damals wohl gern gewährt haben würde, bescheiden versagte, um sie auch nicht der entferntesten Gefahr auszusetzen. Eben war sie in einiger Entrüstung von Gustav zurückgetreten und dieser ihr bis in die Mitte der Gasse gefolgt, da suchte sich ein großer, mit vier Postpferden bespannter Reisewagen durch das Gedränge Platz zu machen. Marie, von Gustav am Arme ergriffen, trat zurück und schaute sich nach dem Wagen um, aber, wer mahlt ihre Ueberraschung und Verwunderung, als sie in dem einen der Diener, der auf dem Wagen saß, den Krieger zu erkennen meynte, dem sie an jenem für ihre Zukunft so verhängnißvollen Abende das Leben gerettet hatte. Auch er schien sie wieder zu kennen, denn noch lange weilte sein Blick auf ihr, als schon der Wagen Platz gewonnen hatte und dahin rollte. Sie starrte ihm nach, wie in einen Traum versenkt, aus dem sie kaum die unsanften Mahnungen des drängenden Volks zu wecken vermochten. Als sie sich besann, erröthete sie bei dem Gedanken, daß der Fremde sie von Gustav umfaßt gesehen haben konnte oder mußte, und ihr Unmuth darüber ging in ein Gefühl von Bitterkeit und Kränkung über, das sie dem Jäger auf dem Rückwege nicht undeutlich zu erkennen gab. Dieser aber, dessen Blick durch Eifersucht geschärft war, glaubte nicht ohne Grund die Ursache davon in der Erscheinung des fremden Bedienten gefunden zu haben, und fragte mit einem Tone bittern Spottes: das war wohl eine alte Bekanntschaft, Marie? — Marie er-

röthete und schwieg verlegen. Kennst Du ihn lange? fragte Gustav dadurch dreister gemacht. Marie gewann jetzt beleidigt ihre Fassung wieder und sagte: Und wenn ich ihn kennte, was geht das Sie an? Mir schien das Gesicht bekannt, das ist Alles! — Bekannt? also doch bekannt? murmelte der Jäger leise für sich, doch so, daß Marie es hörte, und der Ton, mit dem er die Worte aussprach, machte sie beben. Die andern Mädchen, die sie begleiteten, scherzten darüber, und so gelangte man ohne einen unangenehmern Auftritt nach Hause.

Hier versank Marie, da ihr Pflegevater nicht zu Hause war, in tiefe Gedanken. Wenn es wirklich der fremde Krieger war, den Du rettetest? sagte sie zu sich selbst, wenn er wieder erschiene und — die Kreuze fielen ihr ein — sich dir wirklich als Bruder zu erkennen gäbe? oder wenn er dies nicht wäre und doch von Dankbarkeit oder — Liebe erfüllt, ein glückliches Loos dir anzubieten käme... Der Gedanke verbreitete eine selige Heiterkeit in ihre Seele, doch schnell trat des Jägers wilde Gestalt hervor. Sie sahe im Geiste die Männer sich begegnen, und eine schreckliche Ahnung flog durch ihr Herz. Es war ihr ordentlich angenehm, daß eben ihr Pflegevater eintrat, und die ängstenden Bilder ihrer Phantasie durch eine lange Erzählung unbedeutender Begegnisse zerstreute.

Nicht lange nachher vernahm Marie zufällig, Gustav habe eines Tages einen Mann in einem dunkelblauen Oberrocke auf einer Anhöhe unfern des Dorfes stehen sehen, der die Gegend umher mit großer

Auf-

Aufmerksamkeit zu betrachten geschienen. Wenn ich den Fremden wieder finde, hatte er hinzugesetzt, so mag er sich vor mir in Acht nehmen. Er ist sicher ein Spion und solches Wild verschmähe ich auch nicht! — Er hatte das gesagt mit Beziehung auf den fremden Bedienten, den er für Mariens Liebhaber hielt, und in der Absicht, daß es Marien bekannt werden sollte. Sie schwebte von nun an in sichtbarer Angst, und jeder Schuß, den sie vernahm, erfüllte sie mit Entsetzen.

Eines Tages saß sie auch in solchem Gemüthszustande bei ihrem Spinnrade zu Hause. Der Pflegevater war ausgegangen, und wollte erst spät am Abende wiederkehren. Da vernahm sie ein erst leises, dann stärkeres Pochen an der hintern Hausthür. Sie sprang auf; stand erst zweifelnd, was sie thun sollte, ging aber, als sich das Pochen wiederholte, doch, um nachzusehen, wer es sey. Auf ihre Frage erhielt sie von einer Stimme Antwort, die ihr bekannt schien. Ahnungsvoll öffnete sie, und siehe der fremde Krieger, dem sie das Leben gerettet, steht vor ihr, in einen feinen dunkelblauen Oberrock gekleidet. Er bittet um Einlaß, den Marie nicht versagen kann, und nach wenig Minuten sitzen beide, wie einst unter den schützenden Ruinen einander gegenüber, der Jüngling aber erzählte Folgendes:

An jenem Abende, wo ich Dich mit meinem Dir anvertrauten Kreuze wieder erwartete, vernahm ich auf einmal ein Geräusch in den nahen Sträuchen. Ich glaubte, es könne Niemand anders seyn, als Du,

und trat, von heftiger Sehnsucht getrieben, aus meinem Schlupfwinkel hervor, wie ich meynte, Dir entgegen. Allein, wie erschrack ich, als ich einen feindlichen Offizier mit einigen Leuten gewahr wurde. Er trat auf mich zu, entfliehen konnte ich nicht, und so bekannte ich die Wahrheit. Er war ein menschlicher Krieger, wehrte den Mißhandlungen, womit mich seine Leute bedrohten, und behandelte mich als seinen Gefangenen. Ich mußte ihm folgen, wurde, weil ich bald nachher mich krank fühlte, — ach der Schmerz, von Dir nun wahrscheinlich auf ewig getrennt zu seyn, war wohl die Hauptursache davon — in ein Hospital gebracht, wo ich der Leiden zahllose zu dulden hatte, doch ich will dich nicht mit der ausführlichen Darstellung derselben quälen, sondern Dir lieber sagen, daß, so wie in jedes Menschen Leben Sonnenschein mit Regen wechselt, auch mein Schicksal eine erfreuliche Wendung nahm. Derselbe Offizier, der mich zum Gefangenen machte, behielt mich als Bedienter, weil er an meinem Wesen Gefallen fand. Ich hatte es gut, sehr gut bei ihm, es war ein trefflicher Mann. In einem Gefechte aber wurde er tödtlich verwundet. Ich pflegte sein mit der Liebe eines Bruders. Dies rührte ihn. Er empfahl mich sterbend einem seiner Verwandten, einem Kriegskommissär, der, weil er meine Fertigkeit im Schreiben und Rechnen bemerkte, und überhaupt sahe, daß ich nicht ganz zu den Gemeinsten gehöre, mich nicht nur zu seinem Diener, sondern auch zum Gehülfen bei vielen seiner Geschäfte machte. So bin ich jetzt, wun-

derbar von der Vorsehung geführt, wieder in Deine Nähe gekommen, liebes Mädchen, denn mein Herr muß sich einige Zeit in L.... aufhalten, wo ich dann Gelegenheit haben werde, Dich öfter zu sehen, wenn ich hoffen darf, daß Du mich nicht ungern siehst....

In Mariens Seele war während dieser Rede der stille Funke einer zärtlichen Neigung zur lichten Flamme aufgeschlagen. Der junge Mann hatte in seinem ganzen Wesen etwas so Edles, Wahrhaftiges, Zutrauen erweckendes, er sprach mit so viel Innigkeit und Gefühl, und war dabei in frischer Gesundheit blühend, wenn auch nicht schön, doch so wohlgebildet, daß gewiß mehrere Mädchen, an Mariens Stelle, das was sie that auch gethan, das heißt, ihm gesagt haben würden, daß sie ihn immer gern sehen werde....

Aber, fuhr jetzt der junge Mann, wie aus einem Traume erwachend, mit wankender Stimme fort, hast Du denn die Kreuze verglichen? Ist das Deine dem meinen wirklich ähnlich, ganz ähnlich?...

Ja, entgegnete Marie, wie verlegen mit gleichfalls unsicherem Tone; ja ganz ähnlich....

Eine Pause folgte, in der jedes sichtbar einen innern Kampf bestand, endlich fuhr der junge Mann fort: Nun so könnten wir doch Geschwister seyn! Ach! Marie, würdest Du Dich über diese Entdeckung freuen?..

Marie schwieg wie bestürzt. Der Fremde bemerkte es und fuhr fort: Irr' ich mich? oder hab ich Dein Herz verstanden? — Er ergriff ihre Hand.

Liebst Du mich Marie? liebst Du mich wirklich? darf ich die stumme Sprache Deines Herzens deuten? Mariens Wangen glühten im Feuer holder Scham, Antwort genug für den scharfen Blick der Liebe. Der junge Mann breitete die Arme aus, sie sank an seine Brust. Beide beseligte der schönste Augenblick im Leben. Doch diese Wonne war nur flüchtig. Beide erwachten aus dem süßen Traume mit wehmüthig schmerzlichen Gefühlen, die sie sich kaum zu gestehen wagten. Sind wir Geschwister, Marie, so fuhr nach einiger Besinnung der junge Mann mit Fassung fort: so laß uns die Fügung des Himmels ehren, die uns so wunderbar wieder vereinigt, und größern Schmerzen durch frühen Zweifel vorgebeugt hat. Meine Liebe zu Dir bleibt dieselbe, Alles was ich habe ist Dir, nur D i r geweiht!... Sind wir es nicht, dann, o! dann, bist Du meine Braut, und ein Leben öffnet sich vor mir, um das mich Fürsten beneiden würden. — Ich bin nicht arm. Meine Stelle trägt reichlich so viel, uns sorgenlos zu nähren, und an Aussichten für die Zukunft fehlt mir's auch nicht. Und dann noch eins — jetzt muß ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, dessen Enthüllung viel zu unserm Glück beitragen kann. In den Ruinen, wo Du mich verbargst, ruht vielleicht... ein Schatz! Wisse, als ich, um meinen Sitz zu vertiefen und meinen Zufluchtsort sicherer zu machen, mit meinem Degen den Boden aufgrub, stieß ich auf etwas, das wie Metall klang. Es schien eine glatte Fläche zu haben, vielleicht ein Kästchen zu seyn, das Kostbar-

keiten verbergen mag. Furcht, durch weiteres Graben am Tage mich zu verrathen, hielt mich ab, die Entdeckung zu verfolgen, und in der folgenden Nacht ward ich selbst entdeckt und gefangen. Wie auch die Entscheidung unsers Schicksals fällt, den Geschwistern gehört, was der Liebende gefunden... Doch vor allem, liebe Marie, bitte ich dich, Deinen Pflegevater um genauere Auskunft über die Familienverhältnisse Deiner Aeltern, wenn er sie kennt, anzugehen. Dazu mußt Du meinen Namen wissen. Ich heiße Wilhelm Knonau....

Ach! rief Marie, das ist auch mein Name. Wir sind Geschwister! Es ist kein Zweifel. Einer Mutter Hand hat uns die Kreuze gegeben....

Nun so darf ich Dich mit um so reinerer Empfindung an meine Brust drücken. Komm, sey gefaßt! Marie, laß uns dankbar empfangen, was uns das Schicksal gibt. Mein Wort werd' ich nimmer brechen! Ein Ausdruck von Seelenadel belebte die Züge des jungen Mannes, der auch Mariens Gemüth mit Ergebung stärkte.

Jetzt muß ich mich von Dir trennen, fuhr Knonau fort. Aber begleiten darf die Schwester den Bruder unbedenklich! Komm! Der Abend ist so schön....

So gingen beide schweigend den Weg nach L.... Er führte an einem kleinen Gebüsche vorbei, das sich am Fuße eines kleinen Hügels hinzog. Als sie diesen zu Gesicht bekamen, entdeckte Marie sogleich den Jäger, der das Gewehr in der Hand nach Etwas

spähend sich umzusehen schien. Sie erschrack und blieb unwillkürlich stehen. Jetzt endeckt auch der Jäger die Kommenden. Er legte das Gewehr an. Marie sank mit einem Schrei zu Boden; in dem Augenblicke fiel der Schuß, und die Kugel pfiff dicht über Knonau's Haupte hin. Dieser mit Marien beschäftigt, hatte dies kaum bemerkt. Sie schlug die Augen auf, und da der Jäger verschwunden war, richtete sie sich mit Anstrengung empor und bat Knonau, sie nach dem Dorfe zurückzuführen. Unterwegs enthüllte sie ihm den Zusammenhang, und bat ihn, ja auf seiner Hut zu seyn, denn der Schuß habe ihm gegolten.

Sey ruhig, Marie, sagte er, ich muß zurück. Ich wandle nicht auf verbotenen Wegen, Gott wird mich schützen....

Als er am Hügel vorüber ging, stieg er hinauf, und fand hier die abgeschossene Büchse am Boden liegen, aber von dem Schützen keine Spur.

Marie forschte nun behutsam bei ihrem Pflegevater nach den Lebensumständen ihrer Aeltern. Er hatte sich als ein Anverwandter ihrer Mutter einige Zeit in ihrem Hause aufgehalten. Zurückgekehrt von einer langen Reise fand er Frau Knonau sehr krank. Sie starb und empfahl ihm die Sorge für ihre Tochter, auch hatte sie ihm vor ihrem Tode noch etwas entdecken wollen, woran sie jedoch dieser selbst hinderte. Daß sie noch einen Sohn gehabt, wußte Meister Berndt ebenfalls, allein diesen hatte der früher verstorbene Vater, aus Gründen, die er nicht

wußte, außer dem Hause erziehen lassen. So war es denn kein Zweifel, Marie war Knonau's Schwester. Die Aehnlichkeit der Kreuze wurde für sie zum bündigsten Beweise. Um so leichter konnte sie nun auch dem Pflegevater ihr Geheimniß entdecken. Er hörte die Geschichte mit um so größerer Theilnahme an, je mehr er sich davon eine vortheilhafte Veränderung seiner äußern Verhältnisse versprach. Marie erschien indeß sichtbar niedergeschlagen, und sahe der Wiederkunft des Bruders mit Schmerz und Freude entgegen.

Nach acht Tagen ohngefähr erschien dieser. Marie erzählte ihm, was sie erfahren. Meister Berndt freute sich außerordentlich der neuen Bekanntschaft, und da Knonau alle die Zusicherungen wiederholte, welche er Marien schon gegeben hatte, kannte seine Freude keine Grenzen. Schon wollte jener auch seine Entdeckung in den Ruinen mittheilen, da sagte Marie zu Meister Berndt: Haben Sie denn nichts mehr von meiner Mutter? gar nichts? und ist denn jede Spur meiner Aeltern ganz von der Erde verschwunden? — Meister Berndt besann sich. Ein kleines Gebetbuch mit Silber beschlagen, werde ich noch haben, versetzte er, das bewahre ich zum Andenken meiner Verwandten auf — O! zeigen Sie es uns doch, bat Marie. Muß uns nicht Alles bedeutend seyn, was von ihnen kommt?

Meister Berndt holte es. Es war ein kleines Gebetbuch in schwarzen Korduan gebunden mit silbernem Schlößchen. Knonau und Marie betrachteten es lan-

ge mit tiefer Rührung. Mariens Augen füllten sich sogar mit Thränen. Da öffnete es Knonau, und nachdem er es flüchtig durchblättert, rief er: Hier steht etwas geschrieben, und wie es scheint von Frauen Hand. Meister Berndt betrachtete die Schrift und erkannte sie für die von Mariens Mutter. O! lies, Bruder, sagte sie, lies, ich bin ganz Aufmerksamkeit. Knonau las folgendes:

„Ich kann nicht aus der Welt gehen, ohne we-
„nigstens hier ein Geheimniß zu enthüllen, dessen
„Entdeckung vor der Welt mir die heiligsten Eide
„bis jetzt verboten haben. Marie ist nicht meine
„Tochter! Sie ist das Kind der Baronesse von
„Schönborn, deren Vater das Rittergut Z...
„unweit L... in S — n besaß. Aus rechtmäs-
„siger Ehe entsprossen, mußte doch, seltsamer
„Verhältnisse halber, ihre Geburt verschwiegen
„bleiben, so lange die Mutter lebte. Sie ist
„nicht mehr. Mein Eid ist gelöst, doch der Na-
„me Mutter, den mir die kleine gibt, ist so süß
„für mich, daß ich mich seiner nicht entwöhnen
„kann. Erfährt Marie einst hierdurch ihre wahre
„Herkunft, so wird sie mir auch nach meinem
„Tode ihre Liebe nicht versagen. Zwei schwarze
„Kreuze, von denen eins mein Sohn, und eins
„Marie von mir erhalten, werden sie sich wohl
„als Geschwister betrachten lassen, aber ich mußte
„dies so einrichten, um Mariens Leben zu sichern.
„Jedoch nochmals schwöre ich bei Gott dem
„Allwissenden, Marie ist nicht mein Kind.“

Man denke sich das Erstaunen, das bei Lesung dieser Zeilen die Hörer wie den Vorleser ergriff. Von welcher Art dieses bei Marien und Knonau gewesen, wird jeder einsehen, der einen Blick in beider Herzen gethan. Mein Gott! rief endlich nach langem Sinnen Meister Berndt, Baron Schönborn hieß ja ein alter Besitzer unsers Dorfes in der Zeit des siebenjährigen Krieges! Seinen Sohn habe ich gekannt, er fiel als Soldat, seine Tochter mußte sich mit ihrem Gatten an den Rhein begeben, weil er mit dem Schwiegervater sich nicht vertragen konnte. Wie? Marie? wenn Du die Enkelin dieser Tochter wärst? Ich weiß, daß meine verstorbene Verwandte mit diesem Hause in genauer Verbindung stand.

Marien kümmerte ihr Verwandschaftsverhältniß nur sehr wenig. Wußte sie doch, daß sie nicht Knonau's Schwester war. Aber, fragte nun dieser halb scherzend, wird das Fräulein halten, was das einfache Mädchen mich hoffen ließ? — Ewig die Deine, rief Marie, und trunken von Freude sank sie in des Jünglings Umarmung. Gern segnete Meister Berndt den Bund, den die Vorsicht selbst geschlossen zu haben schien.

Nun aber entdeckte Knonau diesem auch seine Vermuthung in Hinsicht dessen, was die Ruinen zu verbergen schienen. Es wurde beschlossen, die folgende Nacht sich dahin zu begeben. Man nahm eine Laterne mit, die unterwegs verhüllt wurde, und nach kurzem Nachgraben stieß man auf ein Kästchen, mit Eisenblech beschlagen, das ziemlich schwer war.

Man hob es auf, und brachte es in Berndts Wohnung. Hier wurde es sogleich geöffnet, und mehrere Geldrollen, in Silber und Gold, fielen den Erstaunten in die Hände. Dabei lag folgende Schrift:

Wer du auch seyst, dem dieses Geld zu Theil wird, du kannst es mit ruhigem Gewissen behalten, denn raubenden Händen es zu entrücken, vertraute ich es dem Schoße der Erde an. Kein Mensch hat einen Anspruch daran, und dem Finder sey es hierdurch feierlich geschenkt, weil es ihm die Vorsicht zugedacht hat. Möge er meiner nur mit Dank und Theilnahme gedenken.

Z... den 3. Juny Baron von Schönborn
1761.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo sich der Mensch unmittelbar von den Armen der ewigen Liebe umfangen fühlt, wo ihn der Zusammenhang seines Schicksals mit dem der Welt und Menschheit überhaupt in seltener Klarheit erscheint und sein Herz sich in stolzer Freudigkeit über jeden Gram und Zweifel erhebt. Solche selige Augenblicke genossen jetzt die Ueberraschten.

Welch sonderbare Fügung, rief endlich Knonau aus, Dir, Dir, Marie, gehört der Schatz! Du bist die Enkeltochter des Besitzers, Du seine rechtmäßige Erbin.

Nein! versetzte sie, eigentlich Dir gehört er, denn Dir hat ihn der Zufall, oder die Vorsicht Zuerst entdeckt. Doch er gehöre uns allen gleich! Meinem guten Pflegevater soll er die übrigen Jahre sei-

nes Lebens erleichtern, uns sey er ein Nothpfennig, wie er in der Noth verborgen ward.

So sey es, sagte der Bräutigam, der es über sich nahm, ihn sicher, und ohne daß es Aufsehen machen könnte, unterzubringen, denn die Summe betrug nahe an fünf tausend Thaler.

Knonau erhielt durch die Verwendung seines Dienstherrn bald eine Civilanstellung in einer fernen Gegend, wohin auch Mariens Pflegevater ziehen wollte, damit der glückliche Wechsel seines Schicksals in der Heimath den Neid nicht erregte. Der glückliche Tag, der die Liebenden verband, war für das ganze Dorf ein Fest. Alle Bewohner nahmen den herzlichsten Theil daran, denn alle hatten Marien geliebt, wegen ihrer Anmuth, ihrer Milde, ihrer Demuth, ihres Fleißes und ihrer Frömmigkeit. Bei dem kleinen Mahle, welches zur Feier der Hochzeit in Berndts Wohnung Statt fand, wurde von einigen Landleuten auch des entflohenen Jägers, dessen plötzliches Verschwinden sich noch Niemand erklären konnte, gedacht, und Marien Glück gewünscht, daß sie Gott vor diesem schrecklichen Menschen bewahrt habe. Eben wollte Knonau das Räthsel aufklären, da wurde von dem Boten aus der Stadt ein Brief mit der Aufschrift an Marien überbracht. Das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung reitzte Aller Neugier, und Marie öffnete mit zitternder Hand das Siegel, weil sie ihr Glück keines Zuwachses mehr fähig hielt. Der Brief war eben von dem Jäger und lautete folgendermaßen:

Ich habe zwar nicht so an Dir gehandelt, Marie, daß Du mein Andenken segnen könntest, allein ich kann es mir nicht versagen, Dir in diesen Zeilen mit meinem letzten Lebewohl auch meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem frohesten Tage zu senden. Nach dem schrecklichen Augenblicke, wo ich Dich von der Kugel getroffen glaubte, die meine schreckliche Leidenschaft Deinem Geliebten bestimmt hatte, ergriffen mich rächend die Qualen der Hölle. Sie trieben mich ruhelos umher, wie ein aufgejagtes Wild. Ich verbarg mich in Wäldern und Höhlen, um dem Anblicke der Menschen zu entgehen, und fand nirgends Ruhe. Oft wollte ich mein Leben selbst enden, doch mein Arm war wie gelähmt, ich vermochte es nicht. Ich sollte die Strafe meines Verbrechens ganz fühlen. Meine Kräfte schwanden, ich sahe dem Tode mit Schauder entgegen, denn ich war nie so böse, daß ich nicht an einen ewigen Vergelter des Guten und Bösen geglaubt hätte; da vernahm ich, daß Du noch lebtest, ein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Ich fühlte, daß Gott mich nicht dem ewigen Verderben Preis geben wolle. Ich ging in mich, und mit Hülfe eines ehrwürdigen Geistlichen, dem ich mich ganz offenbarte, gelang es mir, meine Hitze zu dämpfen, mich selbst beherrschen zu lernen, und so hoffe ich, noch ruhige, wenn auch nicht glückliche Tage zu leben. Ich habe Dich sehr, sehr geliebt, Du konntest

mich nicht beglücken, aber sey Du nur selbst glücklich. Nimm den beiliegenden Ring als ein Unterpfand meiner Besserung und meines ewigen Andenkens. Leb' wohl.

Gustav Haindorf.

Der Ring war von Gold sauber gearbeitet mit der Inschrift: Dein Glück meine Zufriedenheit! und Marie hat ihn, mit Zustimmung ihres Gatten, treulich aufbewahrt. Sie ist noch immer die glücklichste Gattin, und oft, wenn sie die Verkettung ihrer Schicksale überdenkt, fühlt sie mit freudiger Rührung, daß in dem Leben des Menschen kein Zufall herrscht.

K. L. Methus. Müller.

Scherz oder Ernst?

Die Engländer haben eine Art sprichwörtlicher Redensart: Die graue Stute ist doch das beste Pferd (gray mare bieng the better horse), wovon folgender Ursprung angegeben wird.

Ein Edelmann in irgend einer Gegend von England hatte eine junge Dame von bedeutendem Vermögen und manchen andern Reitzen geheirathet, fand jedoch in Kurzem, daß sie ziemlich herrschsüchtigen Geistes war, und sich auf alle Art zum Herrn über ihn und das ganze Haus zu machen strebte;

er beschloß daher, sich wieder von ihr zu trennen. Er ging demnach zu ihrem Vater und sagte ihm: seine Tochter sey von solcher Gemüthsbeschaffenheit und er ihrer so überdrüssig, daß, wenn er dieselbe wieder nach Hause zu nehmen geneigt sey, er gern ihr ganzes Vermögen herausgeben wolle.

Nachdem der Vater den Grund seines Mißvergnügens erforscht hatte, fragte er ihn: Warum er darüber unzufriedener sey, als jeder andere verheirathete Mann, sintemal dies ja der Fall bei allen sey, und folglich ihm nichts Schlimmeres begegne, als was er hätte erwarten müssen, als er sich in den Ehestand begeben! — Der junge Edelmann bat um Verzeihung, wenn er diese Ansicht durchaus nicht theilen könne, und behauptete, er fühle sich unglücklicher als andere Männer, da seine Frau eine Hartnäckigkeit zeige, welche sich durch nichts in der Welt bezähmen lasse. Auch glaube er, kein Mann, der noch irgend ein Gefühl für Recht und Unrecht habe, werde sich je von seinem Weibe beherrschen lassen.

Sohn! sagte der Alte, Ihr seyd noch wenig bekannt mit der Welt, wenn Ihr nicht wißt, daß alle Weiber ihre Männer regieren, obgleich nicht alle auf die nämliche Weise. Indessen, um allen Streit unter uns auf einmal zu beendigen, will ich meine Behauptung folgender Probe unterwerfen, wenn Ihr anders geneigt seyd, sie zu versuchen: Ich habe fünf Pferde in meinem Stalle. Nehmt diese, spannt sie an einen Karren, und ich will in

diesen einen Korb mit hundert Eiern legen. Kommt Ihr nun durch einen Landstrich und forscht nach der Wahrheit oder dem Ungrunde meiner Behauptung, so laßt ein Pferd in jedem Hause, wo der Mann Herr in demselben ist, und ein einziges Ey da, wo die Frau regiert. Findet Ihr nun, daß Ihr Eure Eyer eher losgeworden seyd, als die Pferde, so hoffe ich werdet Ihr Euren Fall nicht mehr für so ungewöhnlich halten, nach Hause gehen, und Euer eigenes Weib für kein größeres Uebel ansehen, als die Eurer Nachbarn; gehen aber im Gegentheil Eure Pferde eher ab, als die Eyer, so nehme ich meine Tochter wieder, und Ihr behaltet ihr Vermögen.

Dieser Vorschlag war zu vortheilhaft um abgelehnt zu werden. Unser junger Mann machte sich daher so bald als möglich auf den Weg, um Pferde und Frau desto eher los zu werden.

An dem ersten Hause, wohin er kam, hörte er, daß ein Weib mit gellender, heftiger Stimme dem Manne zurief: er sollte an die Thür gehen. Hier ließ er ein Ey zurück, ohne weiter eine Nachforschung anzustellen; bei dem nächsten Hause begegnete ihm ganz etwas Aehnliches, und so ging es fort in jedem Hause, bis die Eyer fast gänzlich verthan waren. Da kam er zur Wohnung eines angesehenen Mannes im Lande und klopfte an dessen Thür. Er fragte nach dem Herrn des Hauses, und erfuhr von einem Diener, daß dieser nicht zu Hause sey, wenn er aber mit der Frau vom Hause sprechen wollte, so könne er sie im Wohnzimmer finden. Mit vieler Artigkeit

nöthigte ihn die Dame Platz zu nehmen, und sagte, wenn sein Geschäft dringend sey, so wollte sie es sogleich selbst ihrem Gatten melden, indeß wünschte sie ihn doch nicht gern zu stören.

Mein Geschäft, Madame, erwiederte der Fremde, ist bloß eine Frage zu thun, die Sie mir eben so beantworten können, als Ihr Gemahl, wenn Sie aufrichtig gegen mich seyn wollen. Sie werden diese Frage freilich für sehr einfältig und unpassend halten, ja in dem Munde eines Fremden muß sie Ihnen vollends sehr unhöflich erscheinen, allein da der Gewinn einer bedeutenden Wette davon abhängt, und es Ihnen selbst vortheilhaft seyn könnte, mir die Wahrheit zu sagen, so hoffe ich, werden Sie mich entschuldigen. Es kommt mir nähmlich auf nichts Geringeres an, als zu wissen, ob Sie Ihren Gemahl beherrschen, oder ob Er über Sie herrscht.

In der That, mein Herr! versetzte die Dame, die Frage ist ein wenig seltsam, da es indessen Niemanden schwer ankommen darf, seine Pflicht zu thun, so erkläre ich Ihnen ohne Bedenken, daß ich stets stolz darauf gewesen bin, meinem Gemahle in allen Stücken zu gehorchen. Wern Ihnen indessen eines Weibes Wort in diesem Falle verdächtig scheint, so mag er selbst für mich sprechen. Da kommt er!

In diesem Augenblicke trat der Mann ins Zimmer, und als er nach einigen Entschuldigungen den Gegenstand der Unterredung erfahren hatte, bestätigte er jedes Wort des gehorsamen Weibes. Hierauf wurde er gebeten, sich das Beste unter den angespann-

ten Pferden auszusuchen, und es als Geschenk zum Andenken zu behalten.

Ein schönes schwarzes Roß machte den stärksten Eindruck auf die Phantasie des Mannes, allein seine Gemahlin wünschte, daß er die graue Stute wählen möchte, weil sie meynte, diese würde recht gut zu einem Reitpferde für sie passen. Der Mann gab Gründe an, warum er den Rappen für das nützlichste für sie halte, allein Madame wollte ihre Ansprüche auf die graue Stute durchaus nicht aufgeben.

Was? sagte sie endlich ein wenig entrüstet, Du willst also die graue Stute nicht nehmen? Ich sage Dir aber: Ich weiß gewiß, sie ist das beste Pferd! —

Nun gut, versetzte der Mann, wenn es so seyn muß. —

Ja! erwiederte der Fremde, wenn es wirklich so seyn muß, so müssen Sie mit einem Eye zufrieden seyn, und ich, setzte er seufzend hinzu, ich muß meine Pferde alle wieder mitnehmen, und versuchen, wie ich mit meinem Weibe zufrieden leben kann.

Märthchen.

Ich bin in einem Fischerdorfe, ganz in der Nähe einer kleinen Stadt, geboren; zwei Meilen davon, am Ausflusse des Stroms, liegt die reiche Handel-

stadt mit ihrem schönen Hafen. Unsere Hütte, zwar geräumig, doch nur durch ein Schilfdach vor Sonne und Regen geschützt, lag am Ufer, der Vater längst — in ferner See. Er war als Bootsmann nach Osten und Westen gesegelt, ohne etwas vor sich zu bringen; die Mutter dachte oft seines redlichen Gemüths und meynte: Er habe freilich an sich selbst immer zuletzt gedacht; daher sey Alles, was er erworben, bald wieder dahingegangen.

Kam sie des Abends auf ihn zu sprechen, so erzählte sie mir und dem Bruder Tom wohl auch, während das Lämpchen immer matter und matter brannte, wie sie mich, Tom an der Hand, dem Vater noch das letzte Mal auf den Armen nachgetragen, wie er mich da zum Abschiede so derb abgeherzt, daß ich zu weinen angefangen, und wie dann auf der Rückreise das Schiff mit Mann und Maus gescheitert sey. Zu Zeiten sang sie nachher, um mich einzuschläfern, noch ein altes Lied, welches also heißt:

Mein Schiff geht auf der See,
Mein Schiff geht sonder Ruh'.
Bald treibt mich's in die Höh'
Und bald dem Abgrund zu;
Es sauf't der Wind, es brauf't das Meer,
Es scheint, als ob nicht Rettung wär'
Aus dieser Schiffsgefahr.

Scheint denn kein Sternenlicht
Mir durch die Nacht daher?
Der Hoffnung Anker bricht,
Die Wellen stürmen sehr,
Und wo es mich soll tragen an,
Wirft Brandung jach zurück den Kahn;
Ich muß zu Grunde gehn!

Weil denn nicht Hülfe nah',
Die mich errett' jetzund,
Und die Gewißheit da,
Zu sterben diese Stund',
So sey auch dieß mein letzter Schluß,
Da ich nun einmal sterben muß:
Ich sterbe ja für Dich!

Scharrt mich nur in die Gruft,
Vergönnt mir meine Ruh',
Und deckt die Todeskluft
Mit schwarzer Erde zu,
Und grabt auf meinen Leichenstein
Mir noch zuletzt die Worte ein:
Hier ruht ein Unglückssohn!

Wenn die Mutter mit dem Liedchen zu Ende war, dachte sie freilich, ich schlafe, schlug das Kreuz über mich und löschte das Lämpchen aus, um sich auch niederzulegen. Aber so fest ich auch die Augen zudrückte, ich hatte nur still gelegen, daß sie fortsingen sollte, und wachte oft noch lange, wenn sie selbst schon entschlummert war. Denn das Lied bewegte mich gar zu sehr und es war mir immer, als hätte der Vater es beim Schiffbruche selbst gesungen, und bei dem: Ich sterbe ja für Dich! nicht bloß an die Mutter und Tom, sondern auch an mich mit gedacht. Selbst der Schluß, daß der Vater, wie ich meynte, doch noch geglaubt hätte, wo anzuschwimmen, und, wie Andere, in Gottes Erde zu kommen, that mir gar leid, so daß ich oft im Dunkeln meinen Thränen freien Lauf ließ und mir dabei das Liedchen stückweise wiederholte, bis ich dessen einfache Worte und wehmüthig dum-

pfe, wie aus tief beklommener, auf das Leben verzichtender Bruſt ſtöhnende Weiſe der Mutter ganz abgelernt hatte. Nun ſang ich es ſelbſt manchmal vor mich hin, wenn ich allein mit Muſcheln oder Waſſergras am Ufer ſpielte; aber die Worte: Ich ſterbe ja für Dich! konnt' ich vor Wehmuth nie herausbringen.

Doch ich darf mich nicht zu lange hiebei aufhalten; wie wollt' ich ſonſt fertig werden? Alſo, weil der Vater uns, außer dem Hüttchen, nichts hinterlaſſen hatte, mußte die Mutter zuſehen, wie ſie ſich, ehrlich durch die Welt bringe und uns beide heranziehe. Dieß ging aber recht gut, weit beſſer, als ſie ſelbſt gedacht hatte. Denn außerdem, daß ſie für die Fiſcher Netze ſtrickte, wobei wir ihr, wenn die Schule aus war, fleißig halfen, trieb ſie auch ein kleines Gewerb, nicht nur mit gedörrten Fiſchen und Auſtern, ſondern auch mit Obſte aller Art. Hiebei löste ſie hübſches Geld; denn die Schiffer legten oft dort an und es waren auch Gezelte und eine Schenke für ſie am Strande. Mit dem Obſte war es freilich für uns ein böſes Ding; da mußten wir uns das Naſchen vergehen laſſen; ſonſt, meynte die Mutter, möchte die Elle länger dauern, als der Kram.

Nun, ſo was giebt ſich wohl, wenn man will und muß. Auch lernten wir ſo brav beim Schulmeiſter, daß Tom und Märthchen immer die Fleißigſten hießen. Bald aber fand ſich für uns noch

eine beſſere Gelegenheit. Denn ob wir wohl wenig Verwandte hatten und überhaupt von armen Leuten Niemand Vetter und Muhme ſeyn mag, ſo ſchämte ſich doch ein Stiefbruder meiner Mutter, der ſich mancherlei in der Welt verſucht hatte und nun Cantor im Städtchen war, unſerer nicht. Dieſer meynte es ſo redlich mit ſeiner zugebrachten Schweſter, als wär' ſie ſeine rechte, ſtand ihr in ihrem kleinen Handel bei, nicht bloß mit Rath, ſondern auch mit That, d. h. mit Gelde, wenn er ſelbſt welches hatte, und beſuchte uns alle Monate wenigſtens ein Mal.

Zu Zeiten brachte er wohl auch die Frau Muhme und ſeinen Sohn Bernhard mit. Da gab es nun immer eine Herzensfreude; denn der Vetter war nur drei oder vier Jahr älter, als mein Bruder Tom und ich.

Bernhard ſchien gar ein hübſcher, fröhlicher Menſch, ſo einer von denen, bei welchen, wie man ſagt, der Himmel immer voll Geigen hängt. Der Vater hielt große Stück auf ihn und ſagte oft, wenn er nicht zugegen war, es ſtecke in ihm ein gewaltiger Muſikus. Der Sohn aber mochte hievon nichts wiſſen; denn er gab ſich mit uns ab, als wären wir ſeines Gleichen und gewann uns ſo lieb, daß er bald anfing, nachzuhelfen, wo der Schulmeiſter ſelbſt nicht recht feſt war, nämlich im Rechnen und Schönſchreiben, auch im Zeichnen. Dazuben brachte er uns immer hübſche Fabel- und Bilderbücher mit. Für das Alles verlangte er aber wei-

ter nichts, als daß ich, ihm zu Liebe, auch das Singen und Harfenspielen lernen sollte, weil ich, wie er sagte, eine recht schöne Stimme habe. Den Gefallen konnte ich ihm leicht thun, zumal da er mir selbst eine Harfe herausschickte und den Musikunterricht mit dem obigen Seefahrerliede anfing.

So wurden wir denn bald geschickter, und wohl auch verständiger, als alle, die mit uns in die Schule gingen, und wenn wir dem Vetter unsre Schreibebücher und Zeichenbreter vorgewiesen hatten, fuhren wir des Abends zusammen im Kahne, und sangen und spielten dazu, größtentheils Schifferlieder, doch auch wohl andere, wie es nun kam. Eines davon, das mir Bernhard lehrte, will ich doch noch herschreiben:

Es wohnen zwei Schwäne im See,
Die schüchtern den Uferrand meiden;
Sie schimmern, wie blendender Schnee,
Durch Schilfgras und alternde Weiden,
Und schaurig umschattet der moor'ge Stein
Die einsamen Clausner bei Tagesschein.
Gulieiho! Guliho!

Nur hoch vom Gemäuer der Burg,
Von Zinnen mit tropfendem Moose,
Dringt spähend das Auge hindurch
Zu grünender Dämmerung Schooße,
Gewahret der silbernen Schwäne Thun,
Die eng' mit verschlungenen Hälsen ruh'n.
Gulieiho! Guliho!

Doch hellet das Mondlicht das Grün
Der schattenden Dünen und Hügel,
Dann sieht man vereinigt sie zieh'n

Still über den wogenden Spiegel;
Es wendet sich sorglich des Einen Blick
Oft nach dem ersehnten Geleit zurück.
Gulieiho! Guliho!

Und schwindet erbleichend der Stern
Des Morgens beim Nahen der Sonnen,
Und tönet das Glöckchen von fern
Vom Kloster der büßenden Nonnen,
Dann wenden die Schwäne sich schnell zur Flucht
Und eilen zur dunkelnden Felsenbucht.
Gulieiho! Guliho!

So trieben die Schwän' es schon lang' —
Zwei Liebende hieß sie die Sage —
Doch einstmals im Morgenlicht drang
An's Ufer süßtönende Klage;
Getödtet war Einer durch Pfeilgeschoß,
Daß purpurnes Blut von der Brust ihm floß.
Gulieiho! Guliho!

Der Andre hielt treulich die Huth,
Begehrte nicht Speise, nicht Hilfe,
Bedeckte die Wunden voll Blut
Des schneeigen Leichnams mit Schilfe,
Und sang noch drei Nächte und Tage lang
Mit brechendem Auge den Todtengesang:
Gulieiho! Guliho!

Es kann seyn, daß wenn Jemand dieß lieset, ihm das Lied weit weniger gefällt, als mir damals. Aber der Schluß sollte, wie mir Bernhard sagte, den Ton der Schwäne nachahmen, wenn sie fortziehen oder gar sterben *), und man muß sich das Lied

*) Auch in Schottland will man ähnliche Laute der Schwäne kennen, doch lauten sie dort: Guieug — o!
Diese Rosegartens: Adele Cameron.

Der Erz-

von Bernhard selbst gesungen denken, und an Ort und Stelle, nämlich auf dem Wasser, wenn die Sonne längst hinunter war und nur noch matte, röthlich violette Strahlen auf den Wellen funkelten.

So ging denn die erste Jugend hin. Mein Bruder war fünfzehn Jahr alt und bereits bei einem Fischer in der Lehre, behielt aber seine Schlafstätte bei uns, und durfte auch am Tage, wenn keine Arbeit war, zu uns kommen. Ich war mit zum Abendmahle gewesen und stand nun der Mutter beim Handel und sonst bei. Die Fischer, sowohl die ältern, als die jüngern, waren mir alle gewogen, aber nicht ihre Weiber und Töchter, ob ich ihnen schon nichts auf der Welt in den Weg legte. Diese flichelten mitunter auf mein Harfenspielen, das ich doch nur des Abends in der Hütte trieb, und nannten mich das vornehme Märthchen. War es denn unrecht, daß mein Häubchen und Vortuch immer schneeweiß waren, und konnt' ich davor, daß die Fremden, die hier fleißig anlandeten, meine schwarzbraunen Haare lobten, und die Citronen und Apfelsinen, die sie brauchten, am liebsten von mir kauften?

Doch bald kam noch ein andrer Grund dazu, weshalb ich mich nicht ganz rein brennen kann. Der Vetter Bernhard nämlich, der jetzt wöchentlich wenigstens zwei Mal heraus kam, hatte einen Schulfreund, mit dem er heraufgewachsen war. Dem mochte er nun manchmal von uns erzählt haben, wie uns wieder von ihm, und so geschah es, daß Hein-

rich, so hieß der Freund, uns endlich einmal an einem Sonntage mit besuchte.

Heinrich hatte die Kaufmannschaft erlernt und sein Vater war, wie ich unter der Hand erfuhr, ein Mäkler, doch nur ein kleiner, dabei aber sehr hochmüthig und stets voll weit aussehender, wenn auch windiger, Pläne. Es hieß von ihm, er habe es einmal erzwingen wollen, in Amsterdam das große Loos zu gewinnen, was aber fehlgeschlagen; dann habe die Hoffnung auf eine reiche Erbschaft, welche hinterdrein gleichfalls zu Wasser worden sey, ihm halb und halb den Kopf verrückt. Hievon spürte ich nun zwar an dem Sohne nicht das mindeste, aber ein wenig stolz und eingebildet kam er mir auch vor. Doch gab sich das in kurzem, und Bernhard meynte zuweilen, Heinrich dürfe sich wohl etwas fühlen, weil er nicht nur mancherlei Sprach- und andere Kenntnisse besitze, sondern auch einen sehr hellen Verstand und zu allem Geschick, was er anfange; keiner auf dem Comtoir sey dem Patron so brauchbar! Auch muß ich bekennen, daß ich nie wieder einen so hübschen jungen Mann gesehen habe; schon in seinen großen schwarzen Augen lag ein Ausdruck, daß man es gar nicht wagte, ihm zu widersprechen.

Mir wenigstens ging es so mit ihm, und überhaupt bekam fast von dem Tage an, da er das erste Mal in unsre Hütte getreten war, Alles ein anderes Ansehn. Denn nicht allein, daß Heinrich nun fast jeden Sonn- und Feiertag Bernharden begleitete, so mußte auch von nun an Alles geschehen, wie Er es

angab, ob dieß gleich Bernharden nicht immer ganz recht zu seyn schien. Selbst wenn wir auf dem Kahne fuhren, wußte Heinrich es stets so einzurichten, daß er an meiner Seite saß, und bekümmerte sich dann um Bernhard und Tom nicht im mindesten.

Ich hielt Heinrichs Benehmen gegen mich anfänglich für bloße Höflichkeit, und schöpfte selbst daraus kein Arg, daß ich des Sonntags immer recht unruhig war und jetzt öfter nach dem Wege hinsah, aus Neugier, ob Heinrich mitkommen werde. Erblickte ich ihn nun von weitem, so gab es mir ordentlich einen Stich durch's Mieder, der aber nicht wehe that, und ich kehrte mich nach einer andern Seite, als hätte ich die beiden Freunde gar nicht gesehen. Im Gespräch mit Heinrich war ich dann immer des Anfangs recht schüchtern und verlegen, aber es hielt nicht lange an, und bei der Kahnfahrt verging dann der Abend so schnell, daß die Mutter oft über unsere späte Heimkehr schmälte.

Die Mutter und Bernhards Aeltern mochten am ersten etwas gemerkt haben, wenn auch nicht das Wahre. Denn die Mutter nahm mich eines Sonnabends, da einmal der Oheim da gewesen war, ordentlich vor. „Hör' einmal, Märthchen!" fing sie an: „sag' mir nur, wie Du es mit dem Bernhard anfängst? Der Bruder hat mir geklagt, daß er jetzt oft zu Hause herum gehe, wie vor den Kopf geschlagen, und wenn er hier ist, merke ich das gar nicht. Er ist ja noch weit lustiger, wie zuvor. Du hast

Dich doch wohl nicht gar mit ihm in eine Liebeständelei eingelassen? So was würde sich für so junge Leute, wie Ihr beide, gar nicht schicken."

Ich erschrack, ob ich mir gleich hievon gar nichts bewußt war, und konnte nichts antworten, als: „Ach nein! Gewiß nicht! Wo denkt Sie hin, Mutter?" Aber auf's Herz fiel es mir doch, daß Bernhard seit kurzem sein ganzes Wesen gegen mich, wenn auch auf entgegengesetzte Weise, geändert hatte. Denn ob er schon, wenn wir zusammen sprachen, jetzt noch weit fröhliger, ja manchmal recht ausgelassen lustig schien, so gab er sich doch mit mir weit weniger ab, und hatte sich sogar das letzte Mal, da ich ihn, wie sonst, zum Abschiede beim Kopfe nahm, fast mit Heftigkeit von mir gewandt. Der närrische Mensch! dachte ich nun den ganzen Abend und wieder des Sonntags frühe, was mag er nur haben!

Noch an demselben Tage erfuhr ich freilich etwas, was ich mir bis jetzt nicht hatte träumen lassen, was aber doch, wie ich nun wohl einsah, schon lange seine völlige Richtigkeit gehabt hatte.

Als wir nämlich, wie gewöhnlich, im Kahne saßen, das kleine Segel hoch über uns ausgespannt, ich mit der Harfe, Heinrich an meiner Seite, Bernhard mit der Violine im Vordertheile, und Tom hinten am Ruder, ging es wieder an ein Musiciren, und wir sangen, als sich schon der Mond und die Feuerchen anderer Schiffchen in den Wellen spiegelten, nach vielem andern, einen alten Dreigesang,

den alle Schiffer dortiger Gegend im Munde führen, ohne daß jemand dessen wahren Ursprung angeben kann. Er handelt nämlich von einem schwarzbraunen Mädchen — und wenn das Wort: schwarzbraun, drin vorkam, strich mir Heinrich die Locken immer so zärtlich aus der Stirn, daß mein Gesicht nur noch mehr glühte — also, von einem Mädchen, dem aus irgend einer, schwer zu begreifenden Ursache Gefahr droht, in's Wasser versenkt zu werden, und heißt also:

1

Schiffmann, laß das Schiffchen versinken,
Laß das schwarzbraune Mädchen ertrinken. —

2.

Halt, ach halt, mein Schiffmann, halt!
Ich habe noch einen Vater zu Haus,
Der wird mich nicht verlassen! —

Ach Vater mein!
Verkauf' Du deinen rothen Stier
Und rett' das junge Leben mir!
Ach Vater mein!

3.

Meinen rothen Stier verkauf' ich nicht,
Dein junges Leben rett' ich nicht. —

1.

Schiffmann, laß das Schiffchen versinken,
Laß das schwarzbraune Mädchen ertrinken. —

2.

Halt, ach halt, mein Schiffmann, halt!
Ich habe noch eine Mutter zu Haus,
Die wird mich nicht verlassen! —

Ach Mutter mein!
Verkauf' Du Deine Silberzier,
Und rett das junge Leben mir!
Ach Mutter mein!

3.
Meine Silberzier verkauf ich nicht,
Dein junges Leben rett' ich nicht. —

1.
Schiffmann, laß das Schiffchen versinken,
Laß daß schwarzbraune Mädchen ertrinken. —

2.
Halt, ach halt, mein Schiffmann, halt!
Ich habe noch einen Liebsten zu Haus,
Der wird mich nicht verlassen!
Ach Liebster mein!
Verkauf' Dich selbst an's Ruder hier,
Und rett' das junge Leben mir!
Ach Liebster mein!

3.
Mein Blut und Leben setz' ich dran,
Wenn ich das Deine retten kann. —

1. 2. und 3.
Schiffmann, stoß das Schiffchen vom Lande,
Laß das schwarzbraune Mädchen am Strande,
Sie hat noch einen Liebsten zu Haus,
Der wird sie nicht verlassen!

Bernhard hatte bei dem Dreigesange, der wohl eigentlich ein Fünfgesang ist, die erste, ich die zweite, und Heinrich die dritte Stimme übernommen. Mich überfiel während des Singens dunkle Erinnerung an die schaurige Erzählung von einer jungen, schönen Dirn', die wegen schrecklichen, aber falschen Verdachts, von einer hohen Brücke herabgestürzt,

oder, wie sie es nannten, gesäckt worden sey; ich versetzte mich nach und nach so lebhaft in die Lage der Unglücklichen, hörte so deutlich ihr Geschrei um Rettung, sah ihre Verzweiflung, ihr Händeringen, die vor ihr schwarz wirbelnde Todesflut, so lebendig vor mir, daß vielleicht Manches dieser Empfindungen meiner Stimme und Geberde sich mittheilten. Als wir nun mit dem: Der wird sie nicht verlassen! freudig endeten, schlang Heinrich plötzlich seine Arme um meinem Leib, daß ich zusammenfuhr und vor Schreck die Harfe fallen ließ. Aber, statt sich durch mein Sträuben abhalten zu lassen, umarmte er mich nur noch heftiger, schob mir einen kleinen goldnen Ring an den Finger und rief aus: „Nein! Nein! Du bist mein, Märthchen! Nimmer werde ich Dich verlassen!"

Dabei küßte er mich immer von neuem, und ich — mein Herz zerschlug fast das Vortuch — ich legte den Kopf auf seine Achsel, ich entriß mich ihm nicht, ja, es sey nur gestanden! ich glaube fast, daß ich ihm den Kuß sanft zurückgab. Bernhard sprang auf, als wolt' er zwischen uns treten; aber er blieb dann unbeweglich stehen. Nur Toms Ruf, daß die Harfe in's Wasser gefallen sey, endete das bängliche Schweigen. Ich fühlte es nun deutlich, daß ich Heinrichen schon längst im Stillen geliebt hatte; aber, obgleich die Jünglinge die Harfe wieder auffischten, so schien mir ihr Fall doch ein übles Zeichen. Wenigstens schob ich mir selbst diesen Grund unter, um mir die Beklommenheit zu er-

klären, die ich von diesem Augenblicke an in meinem Innern empfand.

Es blieb unter uns, bis wir an's Ufer gelangten, eine bängliche Stille. Heinrich hielt meine Hand in der seinigen; ich schlug die Augen nieder; Bernhard schaute, ohne sich zu rühren, in die Wellen. Als wir ausgestiegen waren, trennte sich Heinrich von mir abermals unter Umarmung und Küssen. Bernhard war schon eine Strecke vorausgegangen und winkte mir nur von fern mit der Hand seinen Abschied zu.

Als ich wieder in der Hütte war, fiel es mir wie eine Centnerlast auf das Herz. Denn außerdem, daß ich dunkel fühlte, Bernhard sey unzufrieden mit mir, dachte ich auch daran, daß ich noch Großes vorhabe, nämlich es der Mutter zu sagen, was ich gethan. Ich verschob dies bis zum nächsten Morgen.

Bei der Mutter nun hatte ich einen schweren Stand. Sie nannte Alles eine Thorheit, schalt selbst auf den guten Bernhard, daß er Heinrichen so oft mit herausgebracht, sagte, daß sie nie einwilligen werde, als weshalb ich auch den Ring zurückgeben müsse, und schmollte einige Tage, bis Heinrich selbst kam und ihr, da er mich weinen sah, die Sache vortrug.

Der aber wußte ihr Alles ganz anders einzureden, als ich einfältiges Mädchen, und das Ende vom Liede war, daß die Mutter meynte: Wenn es nun einmal Gottes Wille so wäre, und Heinrichs

Vater nichts dagegen hätte, und Heinrich selbst mit der Zeit mich ernähren könnte, so wollte sie nichts einwenden. Bis dahin aber müßten die Kahnfahrten, so wie alle Zusammenkünfte, wenn sie nicht zugegen wäre, unterbleiben.

Damit war Heinrich zufrieden und noch mehr ich. Indeß wurde das Gesetz doch nicht immer ganz genau gehalten, und wie wollte es auch die Mutter wissen oder verhindern, wenn Heinrich zu meinem Stand kam, um von unserm Krämchen etwas zu kaufen?

Doch ich muß auf Bernharden zurückkommen. Dieser kam freilich, ganz, wie ich im Stillen befürchtet, am nächsten Sonntage nicht mit Heinrichen heraus, sondern hatte gegen diesen eine dringende Arbeit. Dafür fand er sich am Montags-Abende ohne jenen ein, und war dem Anscheine nach, ob er sich schon mehr mit der Mutter und auch mit dieser nur von gleichgültigen Dingen, unterhielt, doch übrigens munter und guter Dinge. Weil nun die Mutter Alles zu vermeiden suchte, was die Rede auf Heinrichen bringen konnte, vermuthlich aus Scheu, daß sie mit diesem, ohne vorher den Bruder zu befragen, so weit gegangen war, so ließ sie uns nicht allein, und ich konnte Bernharden nur einmal flüchtig zuflüstern; „Ich bitte Dich, guter Bernhard! Ich habe Dir doch nichts zu Leide gethan?"

„Nein! nein!" antwortete er wehmüthig lächelnd, mit einem Blicke gen Himmel, den ich zeitlebens

lebens nicht vergessen werde, und ließ sich, da die Mutter gleich wieder näher kam, meine Schreibbücher und Zeichnungen geben, als wolle er darin etwas nachsehen. Nach kurzer Zeit nahm er ein Blättchen zu sich, legte das Uebrige zusammen, gab mir und der Mutter die Hand, und war auf und davon.

Ich konnte noch immer nicht klug in ihm werden, aber dieß fand sich nur gar zu bald. Denn einige Tage nachher kam die Frau Muhme heraus und brachte unter Vergießung vieler Thränen, Bernhards Abschiedsgruß. Er habe sich, sagte sie, plötzlich entschlossen, eine Reise zu machen; das sey dem Vater ganz recht gewesen, weil er schon seit einigen Monaten gar nichts mit ihm habe anfangen können; Bernhard selbst habe von uns nicht ordentlich Abschied nehmen wollen und gemeynt: das möchte ihm und wohl auch uns doch gar zu wehe thun!

Dieß Alles fiel mir gewaltig auf's Herz; ich mußte mit weinen, und kaum war die Frau Muhme wieder fort, als es mir einfiel, in den Papieren nachzusehen. Da vermißte ich denn einen von mir gezeichneten Blumenstrauß und fand, vermuthlich als Antwort auf meine geheime Frage, eine Vorschrift eingebrochen, worauf der Vers stand:

Allen theile Deine Freuden,
Wenigen Dein Herz;
Auserwählten Deine Leiden,
Aber Keinem Deinen Schmerz! —

Der gute Bernhard! dachte ich nun immer im Stillen vor mich, und fing an zu ahnen, daß er mich wohl selbst noch mehr, als seine Muhme und Schülerin, geliebt habe, und Heinrich ihm nur zuvorgekommen sey. Dieß that mir wohl, aber es dauerte mich auch. Denn Heinrich schien mir doch noch immer schöner, ja wohl auch mir inniger zugethan, als Bernhard, und, um recht aufrichtig zu seyn, der Gedanke, den ersterer gegen meine Mutter hatte fallen lassen, ich könne durch ihn eine große, vornehme Kaufmannsfrau werden, mochte auch das seinige dabei thun.

Genug, wir suchten uns in die Abwesenheit Bernhards, den Heinrich einen wunderlichen Menschen nannte, so gut als möglich zu finden, und nur wenn ich die Vorschriften besah oder selbst schrieb — denn ich hatte Bernhards Hand so gut nachmahlen gelernt, daß die meinige, wenn ich mir Mühe nahm, kaum von ihr zu unterscheiden war — weinte ich ein Thränchen im Stillen.

Aber auch das hörte in Kurzem auf; denn Heinrich trat nun völlig an Bernhards Stelle und kam, so oft er nur abkommen konnte. Mir selbst wollte er nichts weiter lernen, sondern meynte, ich wisse für eine Frau gerade genug; aber mit Tom nahm er es desto ernstlicher und brachte dem immer schöne Bücher, nämlich den Robinson und Reisebeschreibungen, mit. Der gute Junge sprach nun fast von nichts, als von fremden Ländern, und ließ es sich nicht undeutlich abmerken, er wolle auch fort, wie

der Vater, und wir sollten dann plötzlich reich werden, wer weiß, wie sehr!

So blieb es denn länger als ein Jahr, zumal da schon in der ersten Hälfte desselben Heinrichs Vater verstarb, folglich von dieser Seite kein Hinderniß mehr zu befürchten stand.

Dagegen zog sich von einer andern für meine Ruhe und Liebe ein Ungewitter auf, und Etwas, das Andere ein großes Glück nannten, und um das mich alle Schiffermädchen beneideten, wurde mein Unglück.

Das ging so zu. Die Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft, womit sich Heinrichs Vater gerühmt hatte, war nämlich nicht ganz ein Luftschloß gewesen. Ein jüngerer Bruder von ihm war in seiner Jugend den Aeltern entlaufen und hatte, nach mancherlei Schicksalen, in Amerika ein ansehnliches Vermögen erworben. Hievon erhielt Heinrichs Vater durch ihn selbst Nachricht, erfuhr aber auch durch Andere, daß sein Bruder kränklich sey und, außer ihm, keine, wenigstens keine rechtmäßigen Erben hinterlassen werde. Er sandte daher insgeheim Vollmacht nach Amerika, um, sobald der Bruder die Augen zugedrückt habe, dessen Verlassenschaft in Besitz zu nehmen. Allein jener hatte sich nicht nur erholt, sondern auch hievon Kenntniß bekommen, und, in der hierdurch erlangten Gewißheit, sein Bruder laure auf seinen Tod, den Entschluß gefaßt, dieser und dessen Familie solle keinen Schilling von ihm empfangen.

Späterhin erhielt jedoch Heinrichs Oheim in Amerika den Bericht von dem Tode des alten Mäklers, und zugleich davon, daß dessen Sohn alle Anlagen zu einem vollkommenen Kaufmanne besitze. Dieß bewog ihn, seinen frühern Entschluß zu ändern.

Doch von dem Allem wußte ich damals noch nichts. Aber eines Sonntags früh kam Heinrich, noch weit feiner als sonst gekleidet, obwohl er sich immer sehr gut, und nicht wie ein Handlungsdiener, sondern mehr wie ein Edelmann trug, zu uns, und ich merkte ihm bald ab, daß er etwas besonderes im Sinne trage. So gern ich nun das gleich gewußt hätte, so wollte er doch nicht mit der Sprache heraus, und bezeigte Lust, weil das Wetter so gar hell sey, mit Tom noch des Vormittags auf dem Wasser zu fahren. Mich wollte der böse Mensch nicht mitnehmen, weil er, wie er sagte, etwas allein zu überdenken habe. So fuhren sie denn mit einander, und ich besorgte indessen, insgeheim sinnend und grübelnd, die Mittags-Mahlzeit.

Als Heinrich und Tom nach Hause kamen, trug dieser zwei Flaschen Sect, welche Heinrich gekauft hatte; sonst hatte er es wohl auch zu Zeiten gethan, aber immer nur eine mitgebracht, woran wir auch völlig genug hatten. Dießmal aber verlangte er, daß wir recht fröhlich seyn sollten, nöthigte uns öfter, als gewöhnlich, und schenkte mir, da die Fröhlichkeit gar nicht in mein Herz kommen wollte, eine goldene

Erbskette mit seinem Bilde, welche er mir selbst unter vielen Liebkosungen um den Hals knüpfte. Ich mußte es ihm versprechen, sein Bild immer zu tragen. Dieses liebe Geschenk machte mich nun ziemlich guter Dinge; denn es kam mir ganz wie ein Brautgeschenk vor — und nun fing Heinrich an zu erzählen, daß der Amerikanische Onkel geschrieben, daß er einen bedeutenden Wechsel beigelegt, daß er ihm versprochen habe, ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen, daß er aber auch verlange, — mir ward es dabei plötzlich, als gieße mir jemand einen Eimer kaltes Wasser in den Nacken — er solle zu ihm kommen.

Ich mochte ganz bleich geworden seyn, als es heraus war; wenigstens stand meine Mutter auf und wollte mich halten. Aber ich ermannte mich wieder, fiel Heinrichen um den Hals, und konnte vor Schluchzen nicht reden.

Heinrich suchte mich zu beruhigen. Er stellte mir vor, daß wir ein solches Glück doch nicht von uns stoßen könnten, daß ein oder zwei Jährchen ja wohl hingingen, und daß er nach Verfluß dieser Zeit gewiß zurückkomme, sey es nun, um mich nachzuholen, oder hier ein Handlungshaus zu errichten. Da er alles so schön schilderte, trat die Mutter auf seine Seite, und ich mußte mich zuletzt, gut oder böse, auch fügen, ob ich gleich an die lange Trennung nicht denken konnte, ohne von neuem in Thränen auszubrechen.

Wie aber ein Unglück immer nicht allein komme, so waren wir auch jetzt über diese Sache kaum in's Reine, als Tom, der uns immer still angesehen hatte, der Mutter plötzlich um den Hals fiel, und ausrief: „Mutter! Schwester! Heinrich will mich mitnehmen; ich muß fort, muß auch das große Meer und die schönen fremden Gegenden sehen!“ Wir merkten nun wohl, daß Heinrich schon lange sein Augenmerk auf Tom gehabt hatte und heute nicht umsonst mit ihm allein auf dem Kahne gefahren war; aber was half das? Tom ließ sich die Sache nicht ausreden, Heinrich lobte seinen Vorsatz, stellte uns vor, daß sich ein junger Mensch etwas in der Welt versuchen müsse, versprach, wie ein Bruder für Tom zu sorgen; genug, die Mutter mußte am Ende ihre Einwilligung geben, und die Abfahrt beider nach dem Hafen wurde in acht Tagen angesetzt.

Von dem Abschiede, und wie mir zu Muthe war, als wir mit Heinrich und Tom nach dem Boote gingen; als die Mutter Tom gar nicht aus den Armen lassen wollte, und der gute Junge, um uns zu trösten, obwohl selbst weinend, immer versprach, uns gewiß recht viel Schönes mitzubringen; als wir uns noch lange mit den Tüchern winkten und nun endlich das weiße Segel aus meinen Augen verschwand, kann ich gar nichts sagen. Alle Ruhe, jeder Trost war mir fern. Ich drückte nur immer das Bild, das ich seit dem Empfange, um keinen Spott zu erregen, stets sorgfältig unter dem Halstuche verborgen hatte, an mich und seufzte: Ach, nur du bist noch bei mir!

Auch die Mutter konnte sich nicht zufrieden geben, und es linderte unsern Schmerz nur wenig, daß wir noch vor der Abfahrt des großen Kauffartheischiffs von Tom Nachricht erhielten, er sey als Schiffjunge angestellt, wolle erst vollkommen den Matrosendienst lernen und solle dann Schiffschreiber werden. Auch Heinrich hatte einige Zeilen und seidene Tücher für mich und die Mutter mitgesandt, und wiederholte die Schwüre ewiger Liebe.

Ich las beide Briefe immer und immer wieder, aber sie vermehrten nur mein Leid; ach, sie enthielten ja den Abschied alles dessen, was ich liebte, auf lange, ungewisse Zeit, wohl auf Jahre! Mein Herz war wie zerrissen, und nur die eine Hälfte davon, so kam es mir vor, noch auf dem festen Lande, die andere aber auf unbekannten, trüglichen Meeren.

Nun trat eine sehr stille, traurige Zeit für uns ein. Betäubte auch am Tage das Geschäft unsern Kummer, so erwachte er doch, wenn wir des Abends oder bei Sonntagsfrühe ohne den muntern Tom in der Hütte waren, desto heftiger. Die Mutter machte sich Vorwürfe, daß sie ihn habe ziehen lassen und zürnte auf Heinrich, der ihn ihr, am Ende doch nur, weil er ihn für sich selbst brauchbar gefunden, abgeschwatzt habe.

Ich suchte ihr zuzureden, so gut ich's vermochte, und sang ihr zuweilen auf der Harfe etwas vor. Doch leider verfiel ich dabei immer, ohne es zu wollen, auf das Lied von den zwei Schwänen, oder gar auf das vom Seefahrer, so daß wir oft beide

am Ende uns in die Arme fielen und laut weinten. Ein fröhliches Liedchen, oder gar das vom schwarzbraunen Mädchen, wobei mir Heinrich seine Liebe zuerst gestanden, wollte mir nicht mehr aus der Kehle.

Recht gut war es daher, daß der brave Bernhard uns auch in der Ferne nicht vergas, sondern mir ein neues Lied schickte, wozu er die Melodie selbst gesetzt hatte. So ließ er mir wenigstens durch seine Mutter sagen; hinterdrein aber habe ich freilich erfahren, daß auch der Text von ihm herrührt. Es ist überschrieben: Die Schifferin und der Wand'rer, und lautet also:

Sanft kräuseln die Wellen, der Mond zieht heran,
Die Schifferin ruhet in schwankendem Kahn;
Sie lauscht durch die Weiden gar mild und still,
Ob Jemand vor Nacht noch hinüber will.

Da tönt eine Zither dem Ufer entlang,
Den Saiten verschmilzt sich ein süßer Gesang;
Es schreitet ein Wand'rer durch Gras und Thau,
Gar stattlich gekleidet in Himmelblau.

Das Antlitz des Wand'res ist rosig und hold,
Sein Auge wie Mondlicht, die Locken wie Gold;
Sie weh'n in den Lüften, und kräuselnd weht
Die blendende Feder vom Sammt-Baret.

Er wirbt um den Nachen mit freundlichem Ton,
Spricht: Zahlet der Sänger nicht irdischen Lohn,
Bedarf auch das Ruder nicht Deiner Hand,
Es trägt wohl der Kahn mich allein an's Land!

Und als er das Kettlein vom Weidensturz' schlingt,
Ein lieblich Gesäusel vom Ufer herdringt;
Es findet die Richtung allein der Kahn,
Es höhlen die Wellen ihm selbst die Bahn.

Und als sie auf Stromes Mitte nun sind,
Blickt schüchtern in's Aug' ihm das bebende Kind;
Sein Finger entlockt nur der Saiten Schall,
Leis flüsternd entweichen die Wellen all'!

Und als sie dem mondlichen Ufer sich nah'n,
Schaut nochmals das bebende Dirnlein ihn an;
Er hebt zu den Sternen gar mild den Blick
Und senkt ihn zur lieblichen Dirn' zurück.

Spricht scheidend: Nimm, Holde, die Zither für Dich,
Und wisse: der Engel der Unschuld bin ich;
Erhältst Du die Stimmung der Saiten rein,
Wirst stets Du im Schutze des Himmels seyn!

Sanft legt er die Zither der Dirn' in die Hand,
In Silber zerrinnet sein blaues Gewand,
Doch wo er gestanden im Mondenlicht,
Entsprossen dem Boden Vergißmeinnicht.

Ich merkte recht gut, daß dem Liede etwas von Lehre und Bitte beigemischt war, ob ich dieß gleich mehr im Ganzen ahnete, als im Einzelnen verstand. Aber eben dieß machte mir das Lied um so lieber. Ich hatte es in Kurzem singen und spielen gelernt, und es erfüllte mein Herz, das sich nichts vorzuwerfen hatte, theils mit linderndem Troste, theils mit dankbarer Erinnerung an Bernhard. Die Mutter hörte es auch gern, aber die Sehnsucht nach Tom schien bei ihr von Tage zu Tage heftiger zu werden. Sie sprach öfter, als sonst, von des Vaters Tode, verlangte wohl von mir, ihr das Lied vom Schiffbruche zu singen, und äußerte dann als gewiß, sie werde auch Tom erst im Himmel wiedersehen. In

Kurzem verbanden sich hiermit eigene Todesgedanken; sie verfiel augenscheinlich, und nach wenigen Monden ging ihre Ahnung in Erfüllung. Sie gab mir noch sterbend ihren Segen, auch für Tom mit, und entschlief in meinen Armen. Auf dem Kirchhofe, der von einer Anhöhe nach dem Strande herabsieht, ward sie von Fischern und andern treuen Nachbarn, deren viele dabei sich meines Vaters herzlich erinnerten, unter frommem Gesange begraben.

Nun war ich ganz verwaiſ't, aber deshalb nicht verlassen. Denn der gutherzige Oheim äußerte schon beim Begräbnisse, daß ich, als ein so junges Mädchen, hier nicht allein bleiben könne, sondern, als nächste Verwandte und nunmehriges Mündel, zu ihm in die Stadt ziehen müsse. Bald war die Hütte und der kleine Kram durch seine rastlose Sorge ziemlich vortheilhaft verkauft, und der Betrag mir und Tom gesichert.

Sowohl der Oheim, als die Frau Muhme, nahmen mich wie das eigene Kind in ihr Haus auf, und letztere schuf mich, wie sie sagte, daß ich weniger auffalle, nach und nach aus dem Schiffermädchen ganz in ein städtisches Mädchen um. Auch erwähnten Beide aus gutmüthiger Schonung nur selten und unwillkührlich Bernhards: doch konnte ich ihnen wohl abmerken, daß sie mein Eheversprechen mit Heinrich für übereilt hielten, und nichts dagegen gehabt hätten, wenn ich zu seiner Zeit auch im engern Sinne des Wortes ihre Tochter worden wäre.

Bernhard hatte nunmehr in der Fremde, wo es ihm, als einem auf mehrern Instrumenten geschickten Musikus, sehr gut ging, auch von meiner Aufnahme in das väterliche Haus Nachricht erhalten, und es geschah wohl nicht ganz von Ungefähr, daß sich seine Lust, die Welt zu sehen, in Kurzem verlor und er zuletzt seinen Entschluß meldete, auf einige Zeit wieder zu seinen Aeltern zu kommen. Vater und Mutter hatten große Freude darüber, und ersterer äußerte, Bernhard solle nun dableiben und ihm selbst als Gehülfe und Nachfolger beigegeben werden.

Nach etwa vier Wochen kam Bernhard, wie er versprochen, und das Glück der Aeltern, ihren Sohn gesund und mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen wieder in ihre Arme zu schließen, ist kaum zu schildern. Besonders trieb es die Mutter gar arg, und konnte nicht fertig werden, ihn liebzukosen und zu herzen. Auch mein Gesicht überlief hiebei wärmer, und ich breitete die Arme gegen ihn aus. Als aber Bernhard sich gegen mich umwandte, mich erst lange mit großen Augen ansah, dann auch die Arme erhob, aber sie wieder fallen ließ, und nur meine Hand treuherzig und wehmüthig schüttelte; da wurde der Alte hitzig und rief: „Willst Du mir das gute Märthchen gleich ordentlich küssen, Du abscheulicher Junge!“ Die Mutter aber legte mich ihm in die Arme, und aus dem Kusse, den mir Bernhard auf die Stirn drücken wollte, wurde ein recht ordentlicher, herzlicher. Den hätte ich vor

aller Welt und selbst bei Heinrichen verantworten wollen!

Aber er sollte auch wahrscheinlich wie der erste, so der letzte seyn. Denn obschon Bernhard immer still heiter schien und sich gegen mich auf das freundlichste benahm, ja mir sogar zum Behuf des Singens ein wenig im Italienischen Unterricht gab, so blieb es doch auf's strengste bei geschwisterlicher Vertraulichkeit. Ja, als die Mutter einmal ein Wörtchen davon fallen ließ, man könne ja noch nicht wissen, wie Alles mit uns komme, bat er sie dringend, hievon zu schweigen; sonst müsse er wieder von hinnen. Die Mutter kannte ihn zu gut, um ihm dieß nicht zuzutrauen, und ich meinerseits fand dieß von Bernhard recht redlich und brav gehandelt, ob ich es schon nicht sagte.

Während dieses Zeitraums kamen auch endlich durch einen Schiffer Briefe von Heinrich und Tom. Sie waren beide glücklich am Orte ihrer Bestimmung angelangt. Heinrichs Brief enthielt Versicherungen der feurigsten Sehnsucht und Liebe. Tom schrieb nur kurz, er sey gesund, es gefalle ihm auch leidlich, ob er schon zuweilen das Heimweh empfinde; ich solle in seinem Namen die Mutter umarmen. Der gute Junge! Der konnte ich seine Küsse nur auf den Grabhügel drücken, was ich auch unter vielen Thränen auf das treulichste that.

Ich schrieb nun wieder und wieder; aber die Antworten blieben aus. O wie heiße Küsse drückte ich oft den Briefen, ehe ich sie absendete, auf! wie

oft rief ich im Freien, wenn mich niemand beobachtete, nach einem Aberglauben dortiger Gegend, Heinrichs und Toms Namen durch das Astloch eines Baumes, weil solch ein Ruf dem Abwesenden hörbar werden soll! Ob doch wohl, dachte ich dann im Stillen, die Kokospalmen und Mahagonybäume, oder was sonst für Bäume dort wachsen, auch Astlöcher haben? und glaubte wirklich zu Zeiten meinen Namen, bald von Tom, bald von Heinrich ausgesprochen, zu vernehmen.

Im Hause meiner Pflegeältern blieb Alles eine kleine Weile beim Alten, bis wir einen recht großen Schreck hatten, nämlich, daß sie den Oheim nach Hause getragen brachten, weil er auf dem Chore vom Schlage gerührt worden war. Er hatte schon völlig die Sprache verloren, konnte uns nur noch mit den Augen winken, und verschied nach einigen Stunden. Freilich war er ein starker Sechziger, allein er war so gut, so gut gewesen; für uns alle war sein Tod ein großes Unglück, doch besonders für Bernhard, weil der Vater nach seiner rüstigen Weise immer geglaubt hatte, es habe mit dem Ansuchen um dessen Anstellung keine Eile.

War nun gleich der Dienst nicht von Bedeutung, und hatte auch Bernhard anfänglich die besten Vertröstungen, so ging es doch in dem Städtchen wie an andern Orten zu. Es fanden sich Mehrere, die um des Aemtchen anhielten; die alten Freunde des Oheims vergaßen ihr Versprechen oder wurden überstimmt; genug, es erhielt ein Fremder die Can-

torstelle, der bald darauf die Nichte eines Rathmanns heirathete; der Wittwe wurde, nebst einer kleinen Wohnung im Hinterhause, ein sehr karger Jahrgehalt ausgesetzt.

So schlimm dieß für uns war, so richteten wir uns doch ein. Ich ging der Frau Muhme an die Hand, hatte etwas Zinsen und verdiente auch etwas mit Näharbeit; Bernhard aber gab Musikstunden, womit er für seine Mutter und sich den Unterhalt erwarb.

Doch auch dieses kleine Einkommen wurde dem treuen Sohne durch den neuen Cantor, der zwar weniger geschickt, aber im Städtchen etwas Neues war und gute Empfehlungen hatte, erst geschmälert, und mit der Zeit ganz entzogen. Dazu kam noch, daß wir durch einen glücklichen Zufall Nachricht erhielten, Heinrich und Tom komme in kurzem mit einem Schiffe zurück. Von nun an hatte ich nirgends mehr Ruhe, sondern sehnte mich immer nach der Hafenstadt, ob ich mich gleich in Acht nahm, Bernharden etwas davon merken zu lassen. Vielleicht mochte ich aber doch hiervon einmal gegen die Frau Muhme, und diese wieder gegen ihren Sohn ein Wörtchen haben fallen lassen; genug, Bernhard machte den Vorschlag, wir wollten uns nach jener Stadt wenden; hier hätten wir nichts zu verlieren, und dort könne er hoffentlich durch Unterricht oder sonst Etwas erwerben. Die Mutter, der es überhaupt in den Städtchen nicht mehr gefiel, hatte nichts dagegen; ich noch weniger; es wurde daher beschlossen.

Die Schwalben kehrten eben wieder und der Storch, der auf dem Giebel unsers Hinterhauses einen eigenen Rost hatte, suchte seine alte Wohnung. Wir sollten scheiden, vielleicht auf immer. So wenig glücklich auch unsere Lage hier gewesen war, so fiel es uns doch Allen nicht leicht, das Geburtstädtchen und manche liebe Gewohnheit zu verlassen, um auf's Ungewisse in eine größere Stadt zu ziehen, wo wir Niemanden kannten und uns Niemand. Doch Hoffnungen mancher Art ließen uns den Abschied überstehen. Bernhard reiste einige Wochen früher nach unserm künftigen Aufenthaltsorte, um eine Wohnung zu miethen. Dann kam er wieder, um uns abzuholen, und wir machten uns nebst unsern wenigen Habseligkeit mit einem Marktschiffe auf den Weg.

Gegen Mittag legten wir an, um in dem Gasthofe eines Marktfleckens einzukehren, wo es, weil eben Jahrmarkt war, zeimlich lustig zuging. Da wir unsere Instrumente unter den Waarenkisten und Gemüßkörben nicht für sicher hielten, nahmen wir sie beim Aussteigen mit. Bernhard trug meine Harfe; ich mit seiner Flöte und Violine, hing mich der Mutter an den Arm.

Die vornehmern Gäste an der Wirthstafel waren hübsche, herablassende Leute, und redeten besonders mit mir recht freundlich. Unter ihnen fiel mir am meisten ein finsterer, stämmiger, altmodisch und ganz dunkelbraun gekleideter Mann auf, und ich mußte, obwohl er bei allen Anwesenden sehr in Ansehen zu

stehen schien, über seine rothe Nase, die noch dazu jungen Nachwuchs hoffen ließ, im Stillen lachen*).

Da uns sämmtliche Gäste für wandernde Musikanten halten mochten, so forderten sie, als sie bei Tische lustig worden waren, uns höflich auf, ihnen etwas von unserer Kunst hören zu lassen. Bernharden mochte auf seiner frühern Wanderschaft schon öfter dergleichen begegnet seyn; er sah mich freundlich lächelnd an, und ich nickte. Die Neuheit der Sache war mir angenehm.

Da Aller Blicke sich auf mich richteten, so sang und spielte ich anfänglich freilich mit brennenden Wangen und gesenkten Blicken. Aber bald fand sich der Muth, wir musicirten nach Herzenslust, deutsch und italienisch, und ärndteten nicht nur großen Beifall, sondern auch reichlichen Lohn ein. Dazu mochte freilich das Ansehen des Braunen, der Bernharden das Geschenk überbrachte, das Meiste beigetragen haben.

Sonach

---

*) Die Beschreibung des braunen Mannes war in Märthchens Urschrift, aus welcher diese Erzählung entlehnt ist, weit weniger Carricatur. Aber der Braune selbst, durch welchen jene Blätter in meine Hände gelangt sind, hatte ihre zierliche Handschrift an den Stellen, wo auf ihn die Rede kömmt, mit abscheulichen Schriftzügen durchackert, und hier dazu geschrieben: „Basta, kleine Frau! Ich weiß recht gut, wie ich Ihnen erscheinen mußte, und ganz so soll's auch die Welt lesen!"

Sonach wär' alles recht gut abgelaufen, wenn nur nicht nach und nach einige der Gäste allzu lustig worden wären. Einer von ihnen ging so weit, daß er, während der Braune Bernharden mancherlei fragte, unter mir lächerlichen Anspielungen auf die Farbe meines Haars, einem Tabuletkrämer den schönsten Perlmutterkamm abkaufte, und dafür von mir einen Kuß verlangte.

Ich verbat natürlich beides; der Herr ward empfindlich. „Ei was, Mädchen!" sagte der Braune mit halbem Lachen, ob sich schon seine borstigen Augenbrauen noch finsterer zusammenzogen: „Einer Dirne schön Gesicht muß allgemein seyn, wie's Sonnenlicht!" *)

„Halten Sie mich nicht für eine Närrin," wandte ich mich bittend zu ihm: „die so etwas höher nimmt, als es gilt. Nur jetzt — nur als Harfenmädchen — nur" — Ich deutete mit den Augen auf den Zudringlichen, welchem man wohl den Rausch ansehen konnte.

Dieß schien dem alten Pontak-Gesichte zu gefallen, und er rief gebieterisch: „Ruhe!" Aber der Halbtrunkene erwiederte höhnisch, daß ihm hier Niemand etwas zu befehlen habe, so daß ihn Bernhard mit aufwallendem Zorn und den Worten zurückstieß: „Schämen Sie Sich, oder ich werde meine Frau zu vertheidigen wissen!"

Der junge Herr empfand keine Lust, dieß abzuwarten, sondern zog ab. Auch die Uebrigen giengen

*) Aus Wallensteins Lager. Der Erz.

lachend und zum Theil Bernharden glückwünschend ihres Weges. Aber auf Bernharden hatte diese Nothlüge tiefern Eindruck gemacht, als sie gesollt hätte. Er war auf dem Rückwege zum Schiffe, und den ganzen Tag über, bald in sich gekehrt, bald mißmuthig, und schrieb dieß dem gehabten Aerger zu.

Ich meiner Seits hatte mir die kleine Unannehmlichkeit bald aus dem Sinne geschlagen, und wurde von ganz andern Gefühlen ergriffen, als der Hafen mit seinen Masten, Wimpeln und Flaggen und hinter ihm, in Nebel- und Kohlenduft gehüllt, die prächtige Stadt mit ihren Wällen und Kirchthürmen vor meinen Augen sich ausbreitete. Wirst du hier dein Glück oder dein Unglück finden? dachte ich still vor mich hin, und das Getümmel des Hafens, dann die, ungeachtet der schon einbrechenden Dämmerung, noch immer volkreichen Straßen, machten mein Herz nur noch beklommener.

Die Wohnung, welche Bernhard für uns gemiethet hatte, war in einem ziemlich abgelegenen Theile der Stadt gelegen und sehr klein, doch für uns ausreichend. Ich hatte sie bald mit schneeweißen Vorhängen, kleinen Bildern und Blumensträußen recht hübsch aufgeputzt, daß wir bald mit Wahrheit von uns singen konnten: „Ist mein Stübchen eng und nett," und wie es weiter heißt. Ja, gewiß! wir hätten in Allem zufrieden seyn können, wär' nur Bernhards Hoffnung, hier Stunden zu bekommen, in Erfüllung gegangen.

Aber damit wollte es, so viel Mühe er sich gab, nicht vorwärts, weil er wildfremd und sehr viel Musiklehrer in der Stadt waren. Sonach verringerte sich unsere kleine Baarschaft von Woche zu Woche, und wir konnten der nächsten Zukunft nicht ohne Besorgniß entgegen sehen.

Endlich, da es immer knapper und knapper zu gehen anfing und Bernhard einen ganzen Tag über unruhig hin und hergegangen war, lenkte er des Abends das Gespräch auf die reiche Einnahme, die wir in dem Gasthofe gehabt, und richtete endlich die Frage an mich, ob ich nicht, da die Nothwendigkeit es so verlange, in einigen öffentlichen Gärten mit ihm singen und spielen wolle?

Ich fühlte es nur gar zu wohl, daß Bernhard, wenn er seyn Glück allein weiter suchen wolle, gewiß ein sehr gutes Auskommen finden müsse, und daß nur der Gedanke, seine Mutter und mich nicht zu verlassen, den treuen Sohn und Vetter davon zurückhalte. Ich nannte daher, obschon nicht ohne geheime Bänglichkeit, seinen Vorschlag einen sehr glücklichen Einfall. „O gewiß, guter Bernhard," sagte ich: „das wird gehen! Nur," setzte ich treuherzig hinzu, um meine innere Empfindung hinter einem Scherz zu verbergen — „nur, lieber Vetter! mußt Du mich auch immer für Deine Frau ausgeben. Bitte, bitte, Du weißt schon, weshalb?"

Bernhard sah mich trüb' an, verbarg aber bald das, was er denken mochte, durch ein heiteres Lächeln; schon am folgenden Nachmittage machten wir

einen Anfang. Dieser Versuch gelang über Erwarten. Wir erhielten in Kurzem Einladungen in die anständigsten Kreise, und wurden sehr oft zu Landparthien und Familienfesten gezogen. Von dem Namen meines Mannes machte Bernhard nur im höchsten Nothfalle Gebrauch und stimmte dann stets, wie es schien, um uns beide an unser wahres Verhältniß zu erinnern, eins der Lieder aus der frühern Jugendzeit an. Diese gefielen den Zuhörern, vielleicht weil wir dann beide mit der innigsten, wehmüthigsten Empfindung sangen, immer vorzüglich. Wir wurden fast jedesmal am Schlusse zu einem dergleichen aufgefodert, und ich war in Kurzem unter dem Namen der Harfenspielerin, mit einem Beiworte, das ich selbst nicht herschreiben kann, so sehr sich auch meine Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlen könnte, sehr bekannt und beliebt. Auch hatte ich zuweilen das Vergnügen, den finstern braunen Mann unter den Zuhörern zu bemerken, der uns jedoch stets nur aus der Ferne beobachtete.

Es versteht sich wohl, auch wenn ich es nicht anführte, daß ich es, seit meinem Aufenthalt in der Hafenstadt, an Erkundigungen nach ankommenden Schiffen nicht fehlen ließ, auch, so oft es thunlich war, selbst nach der Rhede ging. Schiffe gingen ab, Schiffe kamen; Trennung und Wiedersehen spiegelten sich oft vor meinen Augen; aber Heinrich und Tom kamen eben so wenig selbst, als ich durch Briefe oder Schiffer Nachricht von ihnen erhielt. Meine Besorgniß, daß auch sie, wie einst mein

Vater, auf der See verunglückt seyn möchten, mehrte sich von Tage zu Tage, und meine unruhigen Träume stellten mir oft das Bild eines Sturmes vor, in welchem die Geliebten, mit den Wellen ringend, mich riefen und — versanken!

Endlich, als ich eines Tages, wie gewöhnlich, mit Bernharden in einem öffentlichen Garten musicirte, wurde ich unter der uns umringenden Menge einen schlanken, im Gesicht sehr gebräunten Mann gewahr, der mich scharf anblickte, einen seiner Nachbarn etwas fragte, und sich dann mit heftiger Bewegung der Hand wieder nach mir wandte. Ich fing an zu zittern; die Harfe entsank mir; ich glaubte Heinrichen erkannt zu haben; freudiges Erschrecken raubte mir den Athem, ja auf einige Secunde das Bewußtseyn. Einige der anwesenden Frauenzimmer hatten Bernharden ihre Riechfläschchen gebracht; von ihm gehalten, kam ich wieder zur Besinnung.

Es war mir unmöglich, fortzuspielen. Meine Blicke irrten umher, aber vergeblich. Ich theilte dem guten Bernhard meine Vermuthung mit und er zog, so viel es sich thun ließ, nach dem Unbekannten Erkundigung ein. Aber er konnte nichts weiter erfahren, als daß der Fremde mit einer vornehmen Ausländerin schnell den Garten verlassen habe. Ich überzeugte mich nach und nach, geirrt zu haben.

Als wir jedoch bei einbrechender Dämmerung uns auf den Weg machten, sahen wir den fremden Mann, jetzt in einem Ueberrocke hastig durch das

Gartenthor eintreten. Es war Heinrich! Ich breitete ihm meine Arme entgegen; aber er rief mir entrüstet zu: "Unwürdige! so hast Du mir Treue bewährt?"

Daß ich auf das heftigste erschrak, bedarf keiner Erwähnung. Ich betheuerte ihm meine Unschuld, zeigte ihm den Ring, zeigte ihm sein Bild. Er stutzte und lud mich mit Bernharden ein, ihn auf ein Zimmer des Gartenhauses zu begleiten.

Jetzt kam es sehr bald zu der Entdeckung, daß er, durch den Anschein, vielleicht auch durch die Nebenstehenden irre geführt, mich für mit Bernhard verehlicht gehalten hatte. Allein, so gut es uns, obwohl mit vieler Mühe, gelang, ihm dieß Mißverständniß zu benehmen, so vollkommen wir allen seinen Zweifeln durch aufrichtige Erzählung unserer Schicksale begegneten; so glich doch auch nach hierüber erlangter Gewißheit die Versöhnung nicht dem Wiedersehen zweier lang getrennt gewesener Verlobten, vielmehr kam Heinrich immer wieder darauf zurück, daß er alles genauer untersuchen müsse. Auch bezeigte er keine Lust, mit uns nach Hause zu gehen, sagte mir auf Befragen nur kurz, daß auch Tom wieder da sey, und schrieb sich zuletzt die Gasse und Nummer unsrer Wohnung auf.

Bernhard begleitete mich schweigend und im Herzen gewiß mit mir trauernd heim, und eben erzählte ich seiner Mutter, nicht ohne Thränen, was sich begeben, als die Thür aufgerissen ward und ein hübscher, junger Matrose, ein mit Bast wohl ver-

wahrtes Kistchen unterm Arme, hereinflog. Es war Tom, sehr herangeschossen, doch im Gesicht gleichfalls gebräunt. Er fiel mir immer wieder und wieder um den Hals, und wußte sich vor Freuden kaum zu fassen. Doch dauerte dieß nur so lange, bis er nach der Mutter fragte, und ich ihm von ihrem Tode Nachricht ertheilen mußte. Da brach der gute Junge in helle Thränen aus. „Ach, die gute Mutter!" rief er immer: „warum mußte sie sterben, da ich fern war? Ich habe freilich mein Versprechen nicht erfüllen, habe auch nur dieß mitbringen können." — er öffnet hiebei das Kistchen, und zeigte mir Muscheln, Vogelfedern, Steine, getrocknete Pflanzen, Schmetterlinge und andere Insecten — „Aber möcht' es immer seyn, wenn nur die Mutter noch lebte!"

Als er sich in etwas beruhigt hatte, suchte ich von ihm zu erfahren, wie es ihm und Heinrichen gegangen? Aber ich merkte bald, daß er mit der Sprache nicht heraus wollte. Er sagte nur im Allgemeinen, daß auch im Auslande nicht alles Gold sey, was gleiße, daß ihm selbst bei weitem nicht Alles, was er gehofft, erfüllt worden sey, daß aber Heinrich allerdings eine große Erbschaft gethan habe. Das übrige werde ich ja wohl am besten von ihm selbst hören. Dann holte er auf's neue seine Naturalien herzu, wies und erklärte uns alles einzeln, und bedauerte nur stets von neuem, daß es nicht mehr, und nichts besseres sey; doch habe er jedesmal, wenn er dieß gesammelt und eingefangen, mit

dem treuesten Herzen an mich und die Mutter gedacht.

Da Tom Lust bezeigte, bei uns zu bleiben, bereiteten wir ihm nach dem Abendessen in der Eil eine Schlafstelle, und er war in kurzem fest eingeschlafen. Ich selbst war äusserst beklommen, meine Freude über Heinrichs Zurückkunft nicht so, wie ich sie mir oft in süßen Träumen gedacht hatte; erst gegen Morgen fiel ich in einen unruhigen Schlummer.

Aber kaum war es völlig Tag, als ich mich auf's sauberste ankleidete, in der festen Erwartung, Heinrich werde nicht lange ausbleiben. Ein Glockenschlag nach dem andern verhallte; er kam nicht. So sehr mich das schmerzte, so überwand ich doch meinen kleinen Stolz, und bat Tom, mich zu ihm zu führen. Tom war dazu sogleich bereitwillig, aber die Art, womit der gute Junge mir immer zusprach, die stille Freundlichkeit, womit er mich anlächelte, trugen nichts dazu bei, mein Herz zu erleichtern.

Wir gingen still neben einander durch die volkreichen Straßen. Mit hochklopfender Brust betrat ich den Gasthof, einen der vorzüglichsten der Stadt, und meine Beklommenheit ward noch um ein Großes gesteigert, weil ich, wenn mich meine Augen nicht ganz täuschten, Heinrichen am Fenster an der Seite eines vornehm gekleideten Frauenzimmers gewahr ward.

Ich hatte nicht geirrt. Als ich, von Unruhe getrieben, nach kurzem Anpochen die Thür öffnete, fand ich Heinrichen mit einer Dame beim Frühstücke. Mein Erscheinen schien ihn in Verlegenheit zu setzen; doch betrachtete er mich lange und, wie mir vorkam, mit Wohlgefallen, bot mir höflich die Hand, und stellte mir seine Gesellschafterin als Miß Georgine, seine Freundin, seine Wohlthäterin, vor. Was er ihr von mir sagen mochte, wußte ich nicht, da sie Englisch mit einander sprachen.

Die Dame war dem Anscheine nach nahe an Dreißig, die Farbe ihrer Haut gelblich und, mit Ausnahme der Lippen, fast ohne Röthe, ihr Gesicht weder hübsch, noch häßlich, aber ihr Wuchs außerordentlich schön. Dabei verliehen ihr zwei Reihen blendendweißer Zähne und das reiche, glänzendschwarze Haar eben so vielen Reiz, als die großen höchst lebhaften schwarzen Augen etwas Herrschendes, fast Majestätisches. Las ich recht in ihren sehr ausdrucksvollen Mienen, so lobte auch sie mein Aeußeres gegen Heinrichen, obwohl mit einer feinen, lauernden, und ihr doch recht wohl lassenden Neckerei.

Da ihr Heinrich, wie ich deutlich merkte, unser eigentliches Verhältniß zu verbergen suchte, so mußte natürlich auch ich nur den Schein einer Jugendfreundin von ihm annehmen, und es konnte zwischen uns durchaus zu keiner Erklärung kommen. Wohl aber sagte mir Heinrich, da ich mich sehr bald beurlaubte, für den Nachmittag einen Besuch zu.

Ich fand Tom unten im Hause meiner wartend, und kaum war ich mit ihm wieder auf der Straße, als ich ihn über Georginen befragte. Ich erfuhr, daß sie Heinrich schon im Hause des amerikanischen Oheims vorgefunden, wo sie, nächst einem schon bejahrten, sehr gewandten Buchhalter, Alles gegolten. Sie habe erst feindselig gegen Heinrich geschienen, sich jedoch bald auf seine Seite gewendet. So sey es denn gekommen, daß, als der Oheim plötzlich verstorben, vermöge eines aufgefundenen Testaments, Heinrich und Georgine, mit Ausschluß des Buchhalters, der sich gleichfalls darauf Rechnung gemacht, die einzigen Erben worden wären. Mehr wollte oder konnte der gute Tom nicht sagen, aber er warnte und beschwor mich, Georginen, wenn sie sich auch noch so freundlich stelle, und dann gerade am wenigsten, zu trauen.

Gewiß, dieß Alles konnte wenig zu meiner Beruhigung beitragen. Indeß, so eine wunderbare Aengstlichkeit mich befiel, als Heinrich des Nachmittags sein Versprechen erfüllte, so erholte ich mich doch bald davon, als er mich mit unverkennbarem Entzücken betrachtete und dann mit feuriger Innigkeit umarmte. Er erzählte mir, er habe sich nun nach allen Umständen genauer erkundigt, habe erfahren, daß ich mich während seiner Abwesenheit immer redlich und anständig benommen; er versicherte, mich noch weit reizender zu finden, als er mich verlassen, ja, als er mich in seinen Träumen erblickt. Dann setzte er entschuldigend dazu, seine frühere scheinbare

Kälte werde ja wohl durch meine jetzigen Verhältnisse gerechtfertigt, und so solle ich ihm nur fest vertrauen, gesetzt auch, daß ich mir sein äußeres Betragen nicht immer erklären könne.

Je länger er da blieb, je öfter er wieder kam, desto mehr schienen die frühern Zeiten zurückzukehren, desto mehr schien seine vorige Zärtlichkeit, und nur noch in verstärktem Grade, zu erwachen; sehr oft kostete es mich Mühe, seinen Liebesversicherungen selbst in Bernhards Gegenwart auszuweichen, um diesen, der jetzt wieder auffallend in sich gekehrt worden war, nicht noch tiefer zu kränken. Bernhards Mutter und Tom wollte es freilich nicht gefallen, daß Heinrich über die Zukunft nicht das mindesten äußerte; aber ich wußte ihn deßhalb bei ihnen, wie bei mir selbst, mit tausenderlei Gründen zu entschuldigen.

Endlich überbrachte mir eines Morgens ein Aufwärter des Gasthofs eine mündliche Einladung, zu Heinrichen zu kommen, weil ein dringendes Geschäft ihn abhalte, mich zu besuchen. Ich ging ohne Bedenken, traf aber nicht ihn, sondern Georginen, welche mich auf das liebreichste empfing und halb durch Mienen, halb durch gebrochene Worte bedeutete, ihn zu erwarten. Hegte ich gleich, durch Tom gegen sie eingenommen, anfänglich Mißtrauen, so konnte ich doch bald dem Zauber ihres ganzen Wesens nicht widerstehen, und bat ihr jeden Verdacht im Stillen ab. Sie schien von dem Allen nicht das

Mindeſte zu ahnen, behandelte mich ganz wie die klügere Freundin ein ihr wohl gefallendes Mädchen, und lud mich dann ein, mit ihr zu frühſtücken.

Schon hatte ich den Chocoladen-Becher in der Hand und einige eingetunkte Biſſen Bisquit gegeſſen, als Heinrich plötzlich eintrat, über meine Gegenwart verwundert ſchien, dann einen ſchrecklichen Blick auf Georginen warf, und mir ſchnell, mit einem krampfhaften Händedrucke, den Becher nahm. Georginens Blick ſchien ein Blitz; ſie holte tief Athem, ergriff mit zitternder Hand meinen Becher, als halte ſie ſelbigen für den ihrigen, und trat damit an's Fenſter.

Mir fiel dieß nur wenig auf. Heinrich beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich mit mir; beide ſprachen auf Engliſch dazwiſchen, jener zwar mit gemäßigtem Tone, doch mit feindſeligen Blicken; es ſchien ihm daran gelegen, daß ich gehen ſolle, und er verſprach mir, wie gewöhnlich, auf den Nachmittag einen Beſuch.

Verſtimmt, doch arglos, kam ich nach Hauſe. Ich empfand einige Uebelkeit, aber ſie war bald wieder vergangen. Sehnlich, wohl auch ein wenig neugierig, mir den Vorfall am heutigen Morgen erklären zu laſſen, wartete ich auf Heinrichs Ankunft. Er kam nicht; ich ward immer unruhiger. Erſt mit einbrechender Dämmerung brachte mir ein Unbekannter ein verſiegeltes Zettelchen, und eilte wieder davon. Ich riß das Briefchen auf und fand nichts, als die von Heinrichen geſchriebenen Worte: „Zeit und Umſtände ändern Manches. Lebe wohl und

vergiß mich! Vor zwei Stunden, wenn Du dieses empfängst, bin ich abgereiset."

Ich war einer Ohnmacht nahe. Bernhards Mutter, und späterhin er selbst, redeten mir tröstend zu; ich sah Heinrichs Treulosigkeit vor Augen, und konnte sie doch noch nicht glauben. Tom brach endlich, nicht ohne Zorn und Drohungen, in die Worte aus: „Danke Gott, daß sich Heinrich noch zur rechten Zeit selbst entlarvt hat. Er ist schlecht; auch an mir hat er schlecht gehandelt; ich glaube nun alles, ob ich schon nichts beweisen kann!"

Am folgenden Tage zog Bernhard nach Heinrichs und Georginens Abreise Erkundigung ein. Sie war sehr eilig vor sich gegangen. In der Stadt ging das Gerücht, es wäre gestern etwas aus dem Fenster des Gasthofs gegossen worden; zwei zahme Tauben des Wirths, welche die Brocken aufgelesen, wären in kurzer Zeit auf dem Hofe todt zur Erde gefallen — großer Gott! ich konnte an Georginens Abscheulichkeit nicht länger zweifeln; die armen Täubchen waren statt meiner als Opfer gefallen.

Ich beneidete fast ihr Loos. Mehrere Tage lang verschwieg ich den Meinigen das, woran ich nicht zweifeln konnte; ich kämpfte Wochen lang mit meinem Herzen; ich konnte noch immer Heinrichen nicht hassen, konnte es nicht glauben, er sey ganz für mich verloren. Doch bald beschuldigte ein Steckbrief, der aus fremden Zeitungen in die Zeitung des Orts übergegangen war, auch ihn der Theilnahme an einem Verbrechen; bald ließen briefliche

und öffentliche Nachrichten hierüber keinen Zweifel mehr statt finden.

Da ich nie wieder etwas von ihm gehört habe, so will ich das herſetzen, was ſich aus Toms Mittheilungen und allein ſonſt mir bekannt wordenen Umſtände, leider! nur allzudeutlich ergab.

Ein Hauptzug in Heinrichs Character, vielleicht vom Vater auf ihn vererbt, war von je Selbſtſucht und raſtloſes Streben nach eitlem Glanz geweſen. Auch zu mir hatte ihn wahrſcheinlich im Anfange nur das, was man von meiner Geſtalt rühmte, nur die Abſicht, Bernharden zu verdunkeln, hingezogen; doch mag es ſeyn, daß längerer Umgang ihm mit der Zeit eine edlere Neigung einflößte. Ja, ich kann nicht daran zweifeln, er liebte mich einſt gewiß redlich und treu, und ich wenigſtens konnte darüber mit ihm nicht zürnen, daß er ſich auf meinen Beſitz etwas einbildete.

Deſſen ungeachtet hatte die lockende Hoffnung auf eine reiche Erbſchaft auch ihn nicht glechgültig gelaſſen; er hatte ſchon längſt eine Reiſe nach Amerika im Sinne getragen, und ſehr bald den Gedanken gefaßt, ſich in Tom einen Reiſegefährten zu erziehen; er hatte nach des Vaters Tode den Briefwechſel mit dem amerikaniſchen Oheim ſelbſt eingeleitet.

Als er mit dem treuen Tom auf dem Schiffe war, mochte Neigung zu mir und die Gewohnheit, ihn als künftigen Schwager zu betrachten, ſeine Selbſtſucht eine Zeit lang im Zaum halten, aber

bald nahm er gegen ihn ein gebietrisches Ansehen an, machte ihn unter dem Vorwand, ihn nützlicher zu beschäftigen, von Erlernung des Seedienſts wieder frei, und bediente ſich nun ſeiner völlig als eines Untergebenen.

Als ſie ſo, Tom ſchon nicht ohne Reue, mit ihm die Reiſe angetreten zu haben, in Amerika anlangten, fand Heinrich den alten, reichen Oheim von zwei Perſonen, die ſich Beide auf ſein Vermögen Rechnung machten, gleichſam umſponnen. Die eine war Georgine, die Tochter einer alten verſchmitzten Creolin, welche früher ſelbſt eine Verbindung mit dem Oheim einzugehen gewünſcht hatte, und, da dieß nicht glückte, ihm die Tochter in's Haus gab. Die andere war William, nicht bloß des Oheims erſter Buchhalter, ſondern auch, wie man zu ſagen pflegte, ſeine rechte Hand.

Georginen und William war die im Voraus angekündigte Ankunft eines Neffen aus Europa nichts weniger als erwünſcht; jedes von ihnen wollte einziger Erbe ſeyn, und nun kam gar noch ein Dritter! Es fehlte wenig daran, daß ſich beide zu Heinrichs Unterdrückung vereinigten; William hatte bereits Georginen den Vorſchlag gemacht, ſich zu verſöhnen und gegen Heinrichen gemeinſchaftlich zu handeln.

Doch in dem feurigen Herzen der reizbaren Creolin wohnten, außer der Habſucht, noch andere verderbliche Leidenſchaften, und kaum hatte ſie Hein-

richen einigemal gesehen, als sich in ihrer Seele ein ganz entgegengesetzter Plan ausbildete. Konnte sie einmal, wie es nun völlig das Ansehen gewann, nicht alleinige Erbin werden, so wollte sie nicht mit William, sondern lieber mit dem reizenden jungen Europäer theilen, zu welchem sie bald eine geheime, aber um so glühendere Neigung unwiderstehlich hinriß.

Mochte auch Heinrich, dessen scharfer Blick sehr schnell die ganzen Verhältnisse durchspäht, und die Gewalt, welche Georgine über den alterschwachen Oheim ausübte, entdeckt hatte, ihr im Anfange vielleicht nur aus Weltklugheit den Hof machen; die Aussicht, durch ihren Beistand so bedeutenden Reichthum zu erwerben, Georginens Reize und buhlerische Künste hatten ihn in Kurzem gänzlich in ihre Netze verstrickt. Ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen William ward geschloßen. Es entging selbst Tom nicht, daß Heinrich und Georgine nur in Gegenwart Anderer sich Zwang auflegten, und daß letztere alle Schritte Heinrichs eifersüchtig bewachte. Höchstwahrscheinlich waren durch sie einige spätere Briefe, welche Tom an uns geschrieben hatte, und Heinrich wenigstens geschrieben zu haben behauptete, aufgefangen und zurückbehalten worden.

Vor Tom glaubten anfänglich beide, durch Eigennutz und wohl noch durch unedlere Bande Verbündete, ihr Geheimniß nicht strenge verbergen zu müssen; vielmehr behandelten sie ihn gütig und wollten sich seiner, wider den kein Argwohn obwaltete, als Auflaurer gegen William bedienen. Doch

bald

bald fand man ihn dazu weder tauglich, noch willig, und nun erschien er ihnen als ein lästiger Beobachter. Er mußte entfernt werden. Heinrich sandte ihn, vielleicht mit einem Uriasbriefe an den Aufseher einer entfernten Pflanzung. Dieser, schon an sich selbst ein kalter, engherziger Mann, bediente sich seiner als Schreiber, behandelte ihn sehr streng und reichte ihm nur kärglichen Unterhalt.

Es ist für ein unbeflecktes Gemüth nicht leicht, alle Triebfedern verbrecherischer Handlungen zu entdecken; es ist für ein weibliches Herz noch schwerer, das, was es hievon auch ahnen könnte, durch Worte zu schildern. Mag sich denn der Leser blos an das Geschichtliche halten.

Ungefähr drei Monate nach Toms Entfernung wußten Heinrich und Georgine es dahin zu bringen, daß William, alles versuchten Widerstandes ungeachtet, auf Befehl des Oheims eine langwierige Geschäftsreise antreten mußte. Bald darauf wurde der Oheim in einem abgelegenen Gartenhause todt gefunden. Man beschleunigte sein Begrabniß. Es fand sich ein letzter Wille, wonach Heinrich und Georgine Erben der ganzen Verlassenschaft wurden. Heinrich empfand Sehnsucht nach seinem Vaterlande; Georginen hatte der Tod ihres väterlichen Wohlthäters das ihrige verleidet. Sie verkauften eiligst die Besitzungen, rafften alles zusammen, und würden selbst Tom zurückgelassen haben, hätte nicht dieser von ihrer bevorstehenden Abreise Nachricht erhalten, und sie, weil widrige Winde das Schiff im

Hafen hielten, durch eilige Fußreisen noch zu rechter Zeit eingeholt.

Was Heinrichen bewog, die Nähe seiner Heimath wieder aufzusuchen, kann ich nicht bestimmen; schwerlich der Gedanke an mich, vielleicht die kleine Eitelkeit, sich dort als ein reicher Erbe sehen zu lassen. Eben so wenig kann ich angeben, ob, da mich der Zufall ihm wieder entgegen führte, die frühere Neigung, vielleicht ein Funke des Mitleids, in ihm erwachte, oder ob blos die Absicht, mir das schuld zu geben, dessen er sich selbst schuldig fühlte, ob die Eitelkeit, mir zu zeigen, welch ein großes irdisches Glück unter andern Umständen mir hätte zu Theil werden können, ihn bewog, mich wieder aufzusuchen. Desto gewisser aber getraue ich mich zu behaupten, daß ihn nach öftern Zusammenkünften wieder ein irgend Etwas an mich fesselte, daß er zwischen mir und Georginen schwankte, daß er sich vielleicht ganz mir zugewandt hätte, hätte er Georginen nicht fürchten müssen. Sein Erbleichen, als er mich mit ihr beim Frühstücke fand, das krampfhafte Entreißen des Bechers, so wie sein ganzes ferneres Benehmen bei diesem Vorfalle, bewährte mir hinlänglich, daß er das abscheuliche Vorhaben einer glühenden Eifersucht nicht vorher wußte, sondern nur aus Georginens Charakter, vielleicht auch aus manchen vorhergegangenen Auftritten, errieth. Zu der schnellen Abreise bewog ihn ohne Zweifel das Aufsehen, das der Tod der Tauben im Gasthofe gemacht hatte, die Furcht vor näherer Untersuchung, das böse Gewissen

und — die Gemeinschaft eines Verbrechens mit Georginen! Wenigstens war in letzterer Hinsicht so viel nicht zu bezweifeln, daß William, so bald er von dem Tode des Oheims Nachricht erhielt, schnell zurückgekehrt war, daß er Heinrichen und Georginen der Vergiftung des Oheims, nachdem sie ihn zu Unterzeichnung des Testaments durch List oder Gewalt vermocht, öffentlich angeklagt hatte, und daß beide durch nachgesandte Agenten verfolgt wurden.

Es scheint jedoch, daß diese getroffenen Maßregeln fruchtlos geblieben sind, was sich aus der Schlauigkeit Beider leicht erklären läßt. Wie schrecklich wär' es für mich gewesen, hätte ich den, den ich so innig geliebt hatte, mir als Verbrecher im Kerker, vielleicht gar auf dem Schaffot, denken müssen! Möge beiden, die der Richter auf Erden nicht ereilte, auch der Richter über den Sternen verziehen haben!

Es scheint mir nun, da ich vorstehenden Abschnitt beendigt habe, eine Gebirgslast von dem Herzen gewälzt; mit frommen Dank gegen die Vorsicht, die mich gerettet hatte, eile ich zum Schluß meiner Geschichte.

Die abwechselnden Empfindungen, die mein Herz durchwühlten, als mir Heinrichs Treulosigkeit, als mir nach und nach seine Unwürdigkeit völlig klar ward, der Kummer über den Verlust eines Freundes, den ich stets so heiß und innig geliebt hatte, die Furcht, mich dem Spott der Welt preiß gegeben

zu sehen, die Beängstigung, Heinrich möchte von der Hand der Gerechtigkeit ereilt werden, hatten allmählig meine sonst feste Gesundheit untergraben. Aus einem schleichenden Siechthum verfiel ich zuletzt in ein hitziges Fieber. Kam ich dann und wann zur Besinnung, so wünschte, so hoffte ich, zu sterben. Aber die Vorsicht, die der Kranken in Tom, Bernhard und dessen Mutter freundliche Engel beigegeben, hatte es anders beschlossen.

Als ich, von ihnen auf's treueste gepflegt, zu genesen anfing, fühlte ich freilich in meinem Innern eine, wie mir vorkam, unausfüllbare Leere, und mein ganzes früheres und jetziges Leben schien mir ein gestaltloser Traum; aber die Erfahrung, daß es noch treue Zuneigung, daß es noch Menschlichkeit und Mitleid gebe, schmiegten sich auch wohlthätig an mein Herz. Das Gerücht von der gegen mich beabsichtigten Vergiftung, die Nachricht von Heinrichs Treulosigkeit, hatte nämlich, weit gefehlt, mir Spott und Verachtung zuzuziehen, fast allgemeine Theilnahme erregt, und wie gar manche, die ich früher als Harfenspielerin wohl zu Zeiten vergnügte und erheiterte *), der Kranken nicht vergaßen, sondern mir mancherlei Erquickung, sogar Blumen in's Haus gesandt hatten, so besuchten mich auch nach erfolgter Genesung mehrere edle Frauen und Mädchen, die,

---

*) Gutes Kind! Solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden.

Anmerkung des Braunen.

ohne des Vergangenen zu erwähnen, Beruhigung und Lebensmuth in mein Herz zurückzurufen bemüht waren.

Hierdurch aufgerichtet und gestärkt, erlangte ich meine äußere Gesundheit völlig wieder. Aber nun konnte es mir auch nicht entgehen, wie, nach Verhältniß bedeutende Aufopferungen mir Bernhard und seine Mutter gebracht hatten, und wie sehr ich verpflichtet war, dieß, so viel in meinen Kräften stehe, auszugleichen. Ich begnügte mich daher nicht daran, mir einen Theil meines kleinen Erbtheils im Stillen auszahlen zu lassen und, als wär' es eine von unbekannter Hand mir gesandte Unterstützung, in die gemeinschaftliche Casse zu legen, sondern ich bekämpfte auch meinen geheimen Widerwillen, auf's neue öffentlich zu erscheinen, und drang in Bernharden, mich wieder mit sich zu nehmen. Aber der gute Vetter, der, ich möchte fast sagen, mit mir genesen war, mochte mein Inneres durchschauen, und wollte davon nichts hören, sondern versicherte freudig, daß es dessen nicht mehr bedürfe; ein Gönner, den er mir noch nicht nennen dürfe, versehe ihn mehr, als hinlänglich, mit reichlich lohnender Arbeit. Ich wollte ihm nicht glauben, aber ein Blick in sein Stübchen, das fast ganz mit Musikalien und Schreibereien angefüllt war, setzte seine Worte außer Zweifel.

Der ehrliche Tom, welchem durch den ersten Versuch alle Sucht nach fremden Ländern ziemlich verleidet schien, hatte sich indeß längst wieder zu

seinem alten Lehrherrn gewendet, in dessen Geschäften er von Zeit zu Zeit nach dem Hafen kam. So oft dieses geschah, unterließ er nie, uns zu besuchen, und ich hatte die Freude zu bemerken, daß er sich in seiner jetzigen Lage recht glücklich fühlte. Anfänglich wußte ich dieß nur im Allgemeinen; als er mich aber einstmals nicht ohne Verlegenheit ersuchte, ihm doch einmal die amerikanischen Seltenheiten zu leihen, weil Jemand es gar nicht glauben wolle, daß er so weit gewesen, ich nach dem Namen dieses Jemands fragte, und er über und über roth ward, da ward es mir helle, wie viel es bei ihm geschlagen. „Tom! Tom!" sagte ich und drohte ihm lächelnd mit dem Finger; er fiel mir um den Hals und gestand mir, daß die Tochter seines Meisters, Aennchen, nun das hübscheste Fischermädchen der ganzen Gegend sey, und er Hoffnung habe, sie sich zu verdienen, wie einst Jacob die schöne Rahel.

Diese Nachricht machte mir unendlich Freude, aber sie zeigte mir auch einen Ausweg, den ich längst im Stillen gesucht hatte, ohne ihn aufzufinden. Ich hatte nämlich schon längst heimlich gefühlt, wie wenig ich durch den geringen Nätherverdienst zur Erhaltung des kleinen Haushalts beitragen könne, und wie rastlos der gute Bernhard arbeiten müsse, um das Nöthige herbeizuschaffen. So freudig er dieses that, so zärtlich er oft nach mir blickte, so durfte doch ich, die Verlassene, die Verstoßene, dieß nicht erwiedern; so durfte ich es doch nicht wagen, in

ein Bündniß zu willigen, das ihn bei unserer Armuth für immer unglücklich machen mußte.

Schon oft hatte ich daher darauf gedacht, mich, so bald sich eine Gelegenheit zeige, zu vermiethen; aber, ich läugne es nicht, es ward mir schwer, dieß an dem Orte zu thun, wo ich nur all ubekannt war und wo Bernhard sich aufhielt. Wohin sonst aber sollte ich mich, selbst für's erste nur, wenden, ich, die außer Bernharden und seiner Mutter keinen Verwandten, keine Zuflucht kannte?

Jetzt, da mir Tom des breitern erzählte, wie so brave Leute sein Meister und dessen Frau und lieb Aennchen wären, faßte ich den Gedanken, mich einstweilen zu diesen zu begeben, und von dort aus ein Unterkommen in möglichst weiter Entfernung zu suchen. Daß dieß ohne Bernhard's Vorwissen geschehen müsse, daß er nicht einmal erfahren dürfe, wohin ich gekommen, weil er ansonst alles vereiteln würde, lehrte mich seine Gutmüthigkeit, seine nicht zu verkennende Liebe gegen mich.

Kaum war dieser Plan entworfen, so eilte ich auch zur Ausführung. Ich schrieb im Voraus einen Abschiedbrief an Bernhard und seine Mutter; ich hielt ein Bündelchen unentbehrlicher Wäsche und Kleider bereit; ich erwartete nur eine Stunde, wo weder Bernhard noch seine Mutter zu Hause seyn würde.

Endlich, an einem Sonntagmorgen, erschien der günstige Augenblick. Bernhards Mutter war in

der Frühkirche; er selbst trat, festlich gekleidet, in unser Stübchen, um mir zu sagen, daß er auch ausgehen müsse. Ahnete ihm wohl was von meinem Vorhaben? Er war so unruhig; er faßte meine Hand, drückte sie fest an sein Herz!

Ich sah ihm durch's Fenster nach; ich dachte aller mir hier wiederfahrnen Liebe und Güte; ich las den Abschiedbrief noch einmal durch; ich benetzte ihn mit dankbaren Thränen. Mein Herz wollte zerspringen, aber es mußte ja seyn!

Ich legte den Brief auf Bernhard's Arbeittisch und einige Vergißmeinnicht darauf, als Erinnerung an das einst von ihr mir gesandte Lied; ich betete; ich nahm mein Reisebündel und öffnete mit zitternder Hand die Thüre.

Jetzt hörte ich ein Geräusch auf der Treppe; ich war so gereizt, daß ich zusammenfuhr. Bernhard flog die Treppe herauf und mir um den Hals. „Märthchen! Märthchen!" rief er aus, "willst Du mein seyn? Ich habe Amt und Brod, Brod für Dich und die Mutter, für uns Alle!"

Ich wußte selbst nicht, wie mir geschah; ich blieb bewußtlos in Bernhards Armen. „Was hast Du denn, Bernhard?" fragte ich mit bebender Stimme.

„Ich bin Organist an der Marienkirche!" rief er von neuem, bald weinend, bald lachend. „Das hat unserm Freunde, unserm Wohlthäter, unserm Vater, nur ein Wort bei dem hochedlen Magistrate gekostet! Und nun mußt Du mein seyn; ich lasse

Dich nicht aus meinen Armen, bis Du Ja gesagt hast."

Das sagte ich nun nicht, aber ich lag doch still und weinend an seiner Brust und frug: „Wem denn?"

„Ach weißt Du denn nicht?" schluchzte Bernhard unter Freudenthränen, „aber wie könntest Du auch? Nun, dem weltberühmten Orgelspieler —*) Gott! da ist er!"

Und herein trat der Braune und stieß Bernharden, der seine Hand küssen wollte, zurück und warf mich ihm in die Arme und rief: „So ist's recht, Schelmgesicht! Den magst Du auch als Harfenspielerin küssen!"

Brauche ich es den Lesern wohl noch zu sagen, daß ich vier Wochen darauf, als der neue Herr Organist seinen Anzug gehalten hatte, Frau Organistin ward?

Bernhards Mutter kann sich an dem rothwangigen Schwarzkopfe, der schon jetzt immer auf dem Pianoforte hämmern will, nicht satt sehen; der gute Braune, der weder Kind noch Kegel hat, ist sein Pathe, und kann noch etwas unser stilles Glück erhöhen, so ist es der Umstand, daß nächsten dritten Pfingstfeiertag Tom mit Aennchen getraut wird und mit ihr die von seinem Meister und Schwiegervater zur Mitgift gekaufte Hütte, wo wir das Leben erblickten, bewohnen wird.

Fr. Kind.

---

*) Den Namen hat der Braune ausgestrichen und dazu geschrieben. „Ich dächte gar! hier, vor aller Welt!"
d. Erz.

Das Hüttchen.

Einsam, verborgen im Thal des nebelumhülleten Wasgau's,
Lag ein Hüttchen, bedeckt mit Stroh und Felsengesteine,
Uebersäet mit Schnee, am Dach die eisigen Zacken.
Ringsum drängten die Berge sich an mit starrenden Häuptern;
Ruhumflossen erglänzten die Wiesen am Hange des Bergwald's.
Da entschwebte der Hütte das purpurwangige Röschen,
Wohl ein solches zu nennen an Reiz und blühender Anmuth.
Lieblich war es, zu schau'n den Lenz im Schoose des Winters!
Nochmals blicket zurück die sanft erröthende Jungfrau,
Grüßend durch's Fensterlein noch den alten verehreten Vater,
Walther, den Hüter des Forst's; er saß am flackernden Feuer,
Drinn der Tanne Gezweig mit knisterndem Laut ihn ergötzte
Und es erging sich sein Geist behaglich in vorigen Zeiten,
Rief die Bilder hervor der längst entschwundenen Jugend,
Freudig nickend das Haupt, das greise, bei mancher Begegnung.
Röschen begrüßte die Flur mit Blicken der leuchtenden Wonne,
Drücket das Häubchen sich fest und knüpft das rosige Schleifband,
Daß nicht schwellend das braune Gelocke der Haft sich entwinde,
Schlinget das seidene Tuch um Hals und Busen sich dichter
Und dann gleitet sie froh dahin die eisige Fläche,
Formet sich Kugeln von Schnee und trifft die Krone der Eiche,

Daß viel Perlen zumal entflimmern dem herrlichen Baume;
Schreitet am Bächlein dann hin und schaut nach seinen Crystallen,
Die in traulicher Huth oft schirmen den grünenden Grashalm,
Freuet der Vögel sich auch, die schweifen mit schwarzem Gefieder
Ueber das weise Gefild, sich dahin wenden und dorthin.
Aber es blinket der Mond in hellerem Glanze hernieder
Und vom näheren Dorf verkündet den Abend das Glöcklein,
Drum zur Hütte zurückkehrt Röschen die eilenden Schritte.
Siehe, da wandert herunter den Pfad des Berges ein Krieger,
Führet das schnaubende Roß am Zaum und trallert ein Liedchen,
An der Seite das Schwert, das theilt mit Furchen die Schneebahn,
Und der Federbusch wall't im Glanz der scheidenden Sonne.
Röschen zögert und geht und weilet schüchtern dann wieder,
Denkend es wäre vielleicht unkundig des Weges der Fremdling.
Doch der lose Gesell erblickt das sinnende Mägdlein,
Schaut und staunet und ruft: „Herbei, Du liebliche Dirne!
„Daß ich mit Küssen bedeck' die küssefordernden Lippen!
„Heda, mein Schätzchen, herbei!" Er öffnet verlangend die Arme
Bang, mit lautem Geschrei, entflieht zur Hütte das Mädchen;
Lachend und rufend ihr nach der jugendlich-rüstige Kriegsmann.
„Frevler!" donnert der Greis und faßt die gezogene Büchse,

Aber innig umarmt den Alten und Rößchen der Jüng-
ling.
„Kennt Ihr den Jakob nicht mehr, den todt Ihr lang'
schon gewähnet?
„Vater, Dir kehret Dein Sohn, Dir Schwester Dein
Bruder zurücke,
„Immer der wilde, doch gut und immer Euch liebend
ergeben."
O wie brannten die Küsse vom Munde des rosigen Mäd-
chens!
O wie wankte Dein Knie so trunken, Du redlicher Wal-
ther! —
Hüttchen! zum Himmel du ward'st, von seligen Engeln
bewohnet.

Die dankbaren Thiere,

oder:

Die drei Unmöglichkeiten.

Ein pannonisches Mährchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, diese hatten drei Söhne, waren aber so arm, daß sie kaum sich selbst zu ernähren vermochten. Deßhalb entschlossen sich die drei Söhne, in die weite Welt zu gehen und ihr Glück zu versuchen. Die Mutter gab jedem einen Laib Brod und wünschte ihnen Glück; sie aber nahmen Abschied von beiden Eltern und gingen ihres Weges.

Der Jüngste unter ihnen hieß Ferko und war ein schöner Junge, er hatte blaue Augen, blonde

Haare und Wangen wie Milch und Blut. Darum beneideten ihn seine Brüder gar sehr, denn sie glaubten, er werde durch sein gefälliges Wesen viel eher, als sie, sein Glück machen.

Einst lagen sie alle drei unter einem Baume, um auszuruhen, denn die Sonne brannte sehr heiß herab, und sie waren müde von langem Wandern. Ferko schlief gar süß, die zwei andern aber waren wach geblieben und sprachen heimlich mit einander. Da sagte der Aelteste zu dem Mittlern: „Wie wäre es, wenn wir uns seiner entledigten? „Er ist so schön, daß er allen Leuten wohl gefällt, „wir aber sind es nicht, und darum werden wir „wohl lange zu nichts kommen können." Darauf sagte der Andere: „Das meyn' ich auch, aber ich „wüßte wohl Rath zu schaffen, ihn los zu werden: „wir wollen seinen Laib Brod verzehren, und wenn „ihn dann hungert, ihm nicht eher ein Stück von „dem Unsrigen geben, bis er sich die Augen aus„stechen oder die Beine brechen läßt."

„Ei," versetzte der Erste, „das ist ein treff„licher Einfall, wir wollen ihn ausführen, lieber „heut als morgen. —"

Und sogleich machten sie sich über das Brod des armen Ferko her und aßen es ganz auf, noch ehe er erwachte.

Bald nachher schloß aber dieser die Augen auf und wollte nach seinem Brode greifen, denn ihn hungerte sehr. Da sagten ihm die beiden, er hätte es ja schon im Schlafe verzehrt, und gaben ihm

nichts, und scholten ihn einen Vielfraß. Ferko wußte ihre Rede nicht zu deuten, doch schwieg er still und fastete den ganzen Tag und die ganze Nacht. Als er aber des Morgens erwacht war, da quälte ihn der Hunger so heftig, daß er zu weinen anfing und seine Brüder gar dringend um ein Stück von ihrem Brode anflehte. Die Grausamen lachten seiner Noth und wiederholten ihm, was sie ihm bereits gestern vorgeworfen hatten. Da er aber immer mehr weinte, sagte der Aeltere: „Wenn Du „Dir ein Auge ausstechen und ein Bein brechen „lässest, so wollen wir Dir ein Stück von unserm „Brod geben."

Da jammerte Ferko noch mehr, und litt seine Qual, bis die Sonne zu höchst am Himmel stand. Wie es aber Mittag war, da konnte er es nicht mehr ertragen, er reichte sein linkes Auge hin und ließ es blenden; und reichte sein linkes Bein hin und ließ es brechen. Nun gaben ihm die Beiden ein Stückchen Brod, dieß war aber so klein und dünne, daß es der Arme gar schnell verzehrte und auch noch ein zweites verlangte. Jene lachten ihn aus und scholten ihn wie zuvor. Er aber weinte bitterlich, denn er fürchtete Hungers zu sterben.

Indessen hielt er mit großer Noth noch bis zum Abend aus; wie aber die Sonne gesunken war, da überwältigte ihn der Hunger mit solcher Macht, daß er nichts mehr dagegen vermochte.

Da begann nun der mittlere Bruder: „Auch „noch ein zweites Stück Brod soll Dir gewährt

„seyn, giebst Du uns dafür Dein rechtes Auge „und Dein rechtes Bein.“ Ferko aber zerfloß in Thränen und reichte ihnen beides nach ihrem Willen.

Nachdem sie ihn nun ganz geblendet und ihm auch sein rechtes Bein gebrochen hatten, gaben sie ihm ein großes Stück von ihrem Brode, ließen ihn auf der Erde liegen und zogen fort in's Weite.

Der arme Ferko verzehrte sein Brod und litt heftige Schmerzen, niemand eilte ihm zu Hülfe, und nirgend kam seinem Klageruf eine Stimme entgegen, denn die Nacht war bereits eingebrochen und alles um ihn her deckte Finsterniß und Stille. Er aber konnte nicht schlafen und kroch mühevoll an der Erde hin, ohne zu wissen, wo er sich befände.

Als aber die Sonne hoch am Himmel stand, da ward es ihm heiß und er suchte sich eine schattige Stelle, und wie er eine Weile hin und her gekrochen war, da befand er sich an einem Hügel, diesen klomm er langsam hinan und als er hoch oben war, da merkte er, daß er im kühlen Schatten lag. Darum blieb er ruhig liegen und lauschte. Ueber ihm aber war ein Hochgericht, auf welchem zwei Raben saßen, die eben aus weiter Ferne hergeflogen und sich begegnet waren. Da begann ein Rabe zu dem Andern: „Was giebt's wohl Merck„würdiges in dieser Gegend?“,

„O!“ sagte der Andere: „gar manches was „sich nirgend auf Erden findet. Hier unten ist „ein Teich, wer sich darin badet, der wird frisch

„und gesund, wenn er gleichwohl schon halb todt „wäre. Und wer sich die Augen mit dem Thau „wäscht, der auf diesen Hügel fällt, dessen Ge„sicht wird so scharf wie eines Adlers Augen, wenn „er gleichwohl von Jugend auf blind wäre."

„Ei," versetzte der Erstere: „meine Augen „bedürfen dieses Bades nicht, aber nach dem Tei„che verlangt mich's meiner Flügel wegen, denn „mich hat eines Jägers Pfeil verletzt, daß ich mich „kaum schwebend zu erhalten im Stande bin. „Komm laß uns hinfliegen, auf daß ich genese." So sprachen die Raben und flogen hinweg. Ferko aber war froh und wartete auf den Abend, daß er seine Augen mit dem Thau des Hügels waschen könne.

Bald hatte sich der Tag geneigt und allgemach ging die Sonne unter hinter den Gebirgen. Da ward es immer kühler auf dem Hügel und das weiche Gras begann von Thau zu triefen. Ferko aber kroch nun den Hügel hinab und hinan und streifte mit seinem Gesichte nach allen Seiten am Grase hin, bis seine Augen vom Thau benetzt waren. Siehe! da ward's ihm auf einmal hell und klar vor den Blicken, denn seine Augen waren aufgeschlossen und er sah alles um sich her wie ehedem, und war fröhlich über alle Maßen. Und im Osten stand auch schon der silberne Mond am Himmel und leuchtete ihm, daß er den Teich fände, wo er sich baden und seiner übrigen Leiden genesen sollte.

Gar

Gar freudig kroch Ferko nun gleich nach dem Wasser hin, das ihm in einiger Entfernung entgegen glänzte und tauchte seine wunden Beine darein und badete ein ganzes Stündlein.

Wie er aber herauskam, da fühlte er sich frisch und kräftig und alle Schmerzen waren verschwunden wie ein Traum, und er dankte dem Himmel für das holde Glück, das ihn auf den Hügel gebracht hatte, wo er der Raben Gespräch vernommen. Da nahm er von dem Wasser des Teiches in sein Krüglein, um auch in Hinkunft sich selbst oder andern helfen zu können, und trat nun fröhlicher als jemals seinen Weg an.

Als er eine Weile gegangen war, begegnete ihm ein Wolf, der hinkte auf drei Beinen kümmerlich einher und heulte gar kläglich. Ferko redete ihn mitleidig an und sagte: „Sey guter „Dinge, armer Wolf, dir soll geholfen werden!" Da benetzte er ihm das kranke Bein mit seinem Heilwasser und hieß ihn in Frieden ziehen. Der Wolf ward sogleich genesen und dankte seinem Wohlthäter, indem er ihm versprach seiner stets eingedenk seyn zu wollen.

Ferko aber ging weiter und gelangte an ein Ackerfeld. Da kam ihm eine Maus entgegen, diese hüpfte gar mühselig auf den zwei Hinterfüßen heran, denn die Vordern waren ihr Beide in einem Fangeisen abgebrochen worden. Ferko redete auch diese freundlich an und verhieß ihr Trost und Heil, indem er sie mit seinem Wasser wusch und in Frie-

den weiter ziehen hieß. Die Maus dankte gar schön, versprach ihm ihre Gegendienste und lief gesund und froh von dannen.

Kaum aber war Ferko ein Stück Weges weiter gegangen, da flatterte ihm eine Bienenkönigin entgegen. Diese bat ihm um Hülfe, denn ihr hatte ein Raubvogel das eine Flügelchen entzwei gerissen, und daher flog sie gar schwer und litt gar große Schmerzen. Ferko säumte nicht, auch dieser beizustehen. Er wusch ihr die beiden Flügel mit seinem Wasser und alsobald fühlte die Biene sich heil und stark. „Ich werde Deiner Wohlthat gedenken," sprach sie, „und sie dereinst Dir mit Dank „vergelten." Nun schwang sie sich munter in die Luft und flog mit lustigem Gesumme in die Ferne.

Ruhig zog nun Ferko seines Weges, und wanderte viele Tage, ohne zu wissen, was ihm bevorstände. Da gedachte er einst, als er an der Grenze eines fremden Königreiches war, er wolle zu dem Könige gehen und sich bei ihm in Dienste dingen. Der König war ein gar wunderlicher Mann voll Eigensinn und grausam; der hatte ein schönes Töchterlein, dieses aber war mild und freundlich. Ferko kam auf die Burg und wollte den König um Dienste bitten, aber siehe! da fand er seine zwei Brüder, die ihn geblendet und ihm die Beine gebrochen hatten, und sie standen schon seit geraumer Zeit in des Königs Diensten. Dieß wunderte ihn sehr, sie aber erschracken gewaltig, als sie ihn erkannten, ihn mit heilen Augen und gesunden

Beinen kommen sahen und bemerkten, daß auch er sie nicht verkenne; denn sie fürchteten, er werde sie wegen ihrer Unthat beim Könige verklagen, dieser aber sie beide hängen lassen.

Als er eintrat auf der Burg, weilte Aller Blikke auf seiner lieblichen Gestalt und die Königstochter selbst vermochte nicht ein Auge von ihm abzuwenden; denn noch nie war ihr ein so schöner Jüngling begegnet. Dieß sahen seine Brüder mit Neid und Groll, und schnell beschlossen sie, ihn beim Könige anzuschwärzen. Sie traten vor den König und sagten, er sey ein böser Zauberer und bloß in der Absicht gekommen, die schöne Prinzessin zu entführen.

Der König ließ ihn vor sich kommen und sagte:
„Du bist ein Zauberer, bist ein Mädchen-Räuber;
„kannst Du drei Dinge verrichten, die ich Dir auf-
„erlege, so will ich Dir das Leben schenken, Dich
„aber zugleich aus meinem Reiche jagen, kannst
„Du es nicht, so laß ich Dich an den nächsten
„Baum hangen." Der Jüngling erschrack und konnte nichts hervorbringen, denn lebhaft fielen seine Brüder dem Könige in's Wort und beschworen ihre Anklage. Da sagte der König zu dem Aeltern:

„Sag' an, was soll das Erste seyn
„Von diesen dreien Dingen,
„Unmöglich sey es allzumal,
„Drum mag er es vollbringen."

Dieser besann sich nicht lange und sagte zum Könige: „Er soll in einem Tage eine Burg erbauen, „die noch weit schöner sey als die Deinige, und „wenn ihm dieß nicht gelingt, so soll er's mit dem „Leben büßen."

Der König hieß es gut, und bestimmte Ferko'n den nächsten Tag zur Lösung dieser Aufgabe. Somit entließ er sein Gefolge und begab sich in sein Schlafgemach. Die zwei Brüder aber lachten und freuten sich höchlich, daß der König nach ihrem Willen gethan, und sie ein sicheres Mittel erfunden hatten, jenen zu verderben.

Ferko ging indessen hinaus in's Freie; ihm war übel zu Muthe und er verwünschte den Augenblick, da er die Grenze dieses Reiches betreten. Voll Angst und Schwermuth wandelte er auf dem Felde auf und nieder, und dachte mit Angst und Furcht des morgenden Tages, wo er das Unmögliche vollbringen sollte. Da kam mit einemmal eine Biene heran geflogen, die setzte sich ihm auf die Achsel und redete ihn traulich an: „Was grämst „Du dich, mein lieber Freund? Sag' an, womit „kann ich Dir helfen? Ich bin jene Biene, die „Du jüngst vom Verderben gerettet hast und komme, Dir Deine Güte zu vergelten."

Ferko stutzte eine Weile, als er aber die Bienenkönigin in ihr erkannte, gestand er ihr seinen Kummer und sagte: „Wie könntest Du mir helfen „eine Sache verrichten, die kein Mensch auf der „Welt vollbringen kann."

Nachdem aber die Biene vernommen, was er zu verrichten habe, sagte sie ihm: „Sey getrost und „fürchte nichts; eh' die morgende Sonne wieder „untergeht, soll die Aufgabe gelöst seyn, und eine „Burg vor Dir da stehen, wie noch kein König „eine besessen hat.“ Dieß sprach sie, und schwebte munter hinweg von seiner Achsel. Ferko aber war sehr froh, und legte sich in's Gras auf dem Felde, und schlief ruhig bis die Sonne wieder herauf kam über den Bergen.

Da bewegte sich Alt und Jung durch Stadt und Hof, und harrete voll Ungeduld, wie der schöne Fremdling jene Aufgabe lösen werde. Aber die Prinzessin war still und traurig; sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen, denn das Schicksal des schönen Jünglings ging ihr immer mehr zu Herzen, darum weinte sie auch so sehr, daß ihre Augen roth und ihr weiches Kopfkissen ganz durchnäßt waren.

Ferko war den ganzen Tag über auf dem Felde geblieben, und als die Schatten der Gebirge dunkler und länger wurden, siehe, da kam die treue Biene wieder auf seine Achsel heran geschwebt, und sagte: „Nun magst Du den König nach jenem Hü„gel geleiten, die schöne Burg ist fertig.“ Damit entfloh sie gleich wieder und summte fröhlich durch die Luft dahin.

Als der Jüngling dieß vernommen, ging er gleich auf die Burg hin, und meldete dem Könige, daß er sein Werk vollbracht habe. Da zog der ganze

Hof hinaus, nach dem nächsten Hügel der Stadt, und erstaunte ob dem Wunder, das sich vor aller Augen entfaltete. Denn über dem Hügel erhob sich eine prachtvolle Burg aus den herrlichsten Blumen gebaut, die je eines Königs Garten hegte. Das Dach war von frischen purpurfarbenen Rosen, die Fenster von blauen Lilien, die Wände von weißen Nelken, die Gesimse von prachtvollen Tulpen, und die Thore von Sonnenblumen und Narzissen; rings umher blühten Veilchen und Tausendschönchen und das Ganze umwob ein süßer Duft, der alle Anwesende zu bezaubern schien.

Die dankbare Bienenkönigin hatte alle Bienen des ganzen Reichs aufgeboten, und alle waren schleunigst herbei geeilt, die Blumenburg zu erbauen.

Da wunderte sich der König sehr; sein holdes Töchterlein aber stand wie verklärt vor Freude da, und ihre Blicke weilten bald auf der schönen Blumenveste, bald wieder auf dem kunstreichen Meister, der sie erbaut. Die zwey Brüder indessen waren blaß vor Neid, und bekräftigten ihre Klage, daß Ferko ein Zauberer sey, indem sie auf das Gebäude hinwiesen, das sie gerne, sammt ihm, mit einem Blicke vernichtet hätten.

Ob der König gleich über das wunderbare Gelingen seiner so schwierigen Aufgabe erstaunt war, so ärgerte es ihn doch, daß er den Fremdling nicht gleich am Leben strafen konnte. Er sagte daher zu dessen zwei Brüdern:

„Sagt an, was soll das zweite seyn
„Von jenen dreien Dingen,
„Unmöglich sey auch dieß zumal,
„Drum mag er es vollbringen."

Da versetzte der Aeltere alsobald: „Er soll, da der „Schnitt bereits zu Ende, aber noch nichts von der „Erndte eingebracht ist, bis morgen um diese Zeit „alle Getreidekörner, die im Umkreise der König„stadt auf den Feldern liegen, in der Nähe der „Blumenburg auf einen Haufen zusammen lesen, „ohne daß auch nur ein Körnchen fehle. Verrich„tet er es nicht, so werde er gestraft an seinem „Leben."

Da erblaßte die schöne Königstochter abermal, der Jüngling aber vernahm es ruhig und ging seiner Wege, denn ihn hatte der Blick der Prinzessin getroffen, und da war ihm so sonderbar zu Muthe, als hätte er eben so viel zu hoffen, wie zu fürchten.

Er wandelte wieder hinaus auf das Feld, und sann nach, wie er die zweite Aufgabe lösen könne. Die Sonne war schon tief hinab gesunken, und alles war still um ihn und dunkel. Da kam ihm mit einemmal eine Maus entgegen und redete ihn also an: „Sei gegrüßt, mein Wohlthäter! was fehlt „Dir? und was sinnest Du so traurig nach? Kann „ich Dir Rath schaffen, auf daß ich Dir das Gute „vergelte, das Du mir einst erwiesen hast?"

Ferko erkannte bald jene Maus in ihr, welcher er mit seinem Wasser hülfreich beigestanden war, und sagte: „Liebe Freundin, wie könntest

„Du mir Rath in einer Sache schaffen, die alle „menschliche Fähigkeit übersteigt? Bis morgen „Abend soll ich alle Getreidekörner dieser Felder „dort auf einen Haufen zusammen bringen, und „bleibt auch nur Eins auf dem Acker, so kostet „mich's mein Leben."

„Ei," erwiederte die Maus: „diese Kleinigkeit „soll Dich nicht kümmern, laß mich's allein besor„gen. Eh' der Tag sich wieder neigt, bin ich hier „um Dir zu melden, daß alles verrichtet sey." Hiermit hieß sie ihm, an derselben Stelle verweilen, und lief mit geschäftiger Eile nach dem Felde hin.

Da ward dem Jüngling immer wohler um's Herz, denn er zweifelte nicht, daß auch die Maus Wort halten werde. Getrost legte er sich nieder in's Gras, und schlief ruhig die ganze Nacht, und erwachte des Morgens voll schöner Hoffnung wieder. Und ehe noch der Abend gekommen war, da erschien die Maus abermal gar eilig vor ihm und sagte die Worte: „Jetzt magst Du den König nach „dem Hügel führen, denn alles hab' ich verrichtet „nach Deinem Willen."

Fröhlich machte sich Ferko auf und trat vor den König, und meldete ihm, daß er auch das Zweite vollbracht habe. Und König und Hof zog wieder hinaus nach dem Hügel zu, wo die Blumenburg stand, um das neue Wunder zu sehen.

Aber auch dießmal erstaunte die ganze Menge und wußte nicht, ob es Traum oder Wahrheit sey, was sie sahe. Denn höher als die Burg des Kö-

nigs lag hier alles Getreide der Felder, die die Stadt umgaben, auf einem Haufen, und es war kein Körnlein zurückgeblieben auf den Feldern, so genau man auch suchen und forschen mochte. Das Mäuschen hatte dieselbe Nacht alle Mäuse des Landes herbei gerufen zum Dienste des wohlthätigen Jünglings, dem sie ihre Rettung verdankte, und alle eiferten in die Wette, das große Tagewerk zu vollbringen.

Der König konnte seine Verwunderung nicht verbergen, doch wuchs sein Groll nun noch mehr in seinem Herzen, da er die Aussage jener zwei Verläumder für wahr und richtig hielt; denn nie hätte er für möglich gehalten, daß solch ein Werk anders als durch Zaubermacht verrichtet werden könne. Die beiden Brüder aber standen wie versteinert hinter dem Könige, denn sie fürchteten nun immer mehr, daß der angebliche Zauberer sich durch seine übernatürliche Gewalt recht ernstlich an ihnen rächen, und alle ihre Anschläge, die sie gegen ihn machen wollten, vereiteln werde.

Indessen röthete herzinnigliche Freude das Antlitz der schönen Königstochter, und ihr Auge weilte dießmal länger als vorher auf dem wohlgestalteten Jüngling, und beider Blicke begegneten sich schüchtern, aber lieblich und bedeutsam.

Jemehr aber der König das große Werk betrachtete, desto mehr nahm sein Unmuth zu, und hätte er nicht selbst jene drei Bedingungen festgesetzt, er würde Ferko'n auf der Stelle haben er-

morden lassen. Denn seine Augen bemerkten nun auch in der Miene seiner Tochter mehr als ihm lieb war, und auch des Jünglings Angesicht schien ihm zu sagen, daß er für sein Kind zu fürchten habe. Nachdem er eine Weile mit finsterm Blicke nachgesonnen, wandte er sich rasch zu den Zweien und sagte:

„Sagt an nun, was soll das Letzte seyn
„Von diesen dreien Dingen?
„Unmöglich sey's auf immerdar
„Drum mag er es vollbringen."

Schnell entgegnete nun, vor Zorn schäumend, der ältere Bruder und sagte: „Treibt er bis Mor„gen um diese Zeit alle Wölfe des Landes in den „Umkreiß dieses Hügels zusammen, so soll er frei „von hinnen ziehen dürfen; mißlingt es ihm aber, „so hange er Deinem Gebote gemäß, noch denselben Abend."

Da erblaßte die holde Jungfrau und das Herz schlug ihr so ängstlich empor, daß ihr silbernes Busentüchlein schwoll und sank wie die Wellen des Teiches bei lauem Winde. Und der König bemerkte es, und ließ sie hinwegführen in einen Thurm, und stellte Wächter vor ihre Thür, auf so lange, bis der gefürchtete Zauberer aus dem Lande oder seines Lebens beraubt seyn werde.

Ferko aber ging wieder hinaus ins Freie. Da setzte er sich auf einen Baumstrunk und überdachte noch weit ruhiger als bisher das Schicksal, welches ihm bevorstand; denn der Anblick der schönen Kö-

nigstochter war ihm erschienen, wie ein holder Stern, der aus dunklen Gewitterwolken friedverheißend hernieder blinkt, und da war es ihm, als sah er dieses Bundeszeichen noch immer lieblich vor seinen Augen, und sein Herz füllte sich mit stiller nahmenloser Hoffnung.

Wie er aber schweigend vor sich hinblickte, da kam ein großer Wolf heran gelaufen; der blieb vor ihm stehen und redete ihn also an: „Glück auf! „mein lieber Wohlthäter, was sinnst Du hier so „still und einsam? kann ich Dir nützen, so gieb „mir Dein Verlangen kund. Ich bin ja durch Dich „glücklich geworden und möchte Dir gern durch „Rath und That das Gute vergelten, das Du mir „einst erwiesen hast."

Ferko erkannte den Wolf alsobald, dem er einst sein gebrochenes Bein geheilt hatte. Er erwiederte dessen Rede gar freundlich und erklärte ihm, was er bei Gefahr seines Lebens morgen zu verrichten habe. „Wie?" sagte er: „vermöchte ich allein alle Wölfe des Landes in den Umkreis jenes „Hügels zusammen zu treiben, da man sich auch „an einen einzigen selten ohne Gefahr des Lebens „wagen kann!"

„Forderst Du nichts größeres," sagte der Wolf, „als dieses, so magst Du der Erfüllung „Deines Wunsches ganz ruhig entgegen sehen. Ich „eile nun gleich, das Nöthige vorzubereiten, und „will morgen noch vor Sonnenuntergang wieder „hier seyn, um Dir bei Deiner Unternehmung bei„zustehen." Sagt' es und lief sogleich davon.

Der Jüngling aber war froh, denn er hoffte, daß er auch die dritte Unmöglichkeit zu Stande bringen und dadurch sein Leben retten werde. Indessen sagte er zu sich selber: „Es wäre wohl bes„ser, wenn ich dieses Land nicht meiden müßte; „denn so gerne ich es noch vor wenigen Tagen „geflohen hätte, so gerne verrichtete ich gar man„ches, um nun hier bleiben und jeden Tag ein„mal das Antlitz der holden Prinzessin schauen zu „dürfen." —

Da beschlichen ihn mancherlei süße Gedanken, und er legte sich hin auf das Gras und versank in liebliche Träume. Er schlief aber bis die Sonne herauf gekommen war und blieb den Tag über auffen auf dem Felde. Ehe aber noch der Abend die Scheitel der Gebirge zu röthen begann, da sprang der große Wolf wieder zu ihm hinan und sagte: „Glück auf! die Wölfe sind in Bereitschaft und „und warten in diesem Walde auf Deine Ankunft. „Eile nun hin und melde es dem Könige, auf daß „er hinaus ziehe nach dem Hügel und sich über„zeuge. Du aber komme bald hierher und setze Dich „auf meinen Rücken, auf das ich Dir statt des „Pferdes diene und Dir helfe, sie zusammen zu „treiben."

Ferko ging nun auf die Burg und meldete dem Könige, daß er auch die dritte Aufgabe zu lösen bereit und seiner Gegenwart auf jenem Hügel gewärtig sey. Darauf eilte er wieder hinaus in's Freie, setzte sich auf den Wolf und ritt nach dem nächsten Walde zu.

Schnell wie der Wind jagte der Wolf mit ihm um den Wald herum, da liefen viele hundert Wölfe vor ihm her, und je näher er hervor kam, desto größer ward ihre Anzahl. Bald waren es über tausende; er aber trieb sie alle aus dem Walde heraus nach dem Hügel, wo er bereits die zwei unmöglichen Werke verrichtet hatte.

Da stand nun der König abermal mit seinem Hofe, und Ferko's Brüder standen neben ihm, die schöne Tochter aber war nicht zugegen, denn sie saß im Thurme, wie der König befohlen hatte. Und alle staunten ob der ungeheuern Menge Wölfe, die auf den Hügel zugelaufen kamen. Ferko's Brüder aber stampften mit den Füßen vor Ingrimm, denn sie sahen auch ihren dritten Anschlag zu nichte werden.

Wie der König sah, daß das wilde Heer der Wölfe kein Ende nehmen wollte und immer zahlreicher und näher herankam, da fing er an sich zu fürchten und rief dem wackern Wolfsreiter zu: „Halt ein! halt ein! schon ist's genug;" zugleich rief aber der Wolf, auf welchem Ferko saß, zu seinem Reiter: „Drauf und daran! immer zu! immer zu!" Und da sprengten der Wölfe noch mehr nach dem Hügel und heulten fürchterlich und der König begann zu beben. „Halt ein!" rief er nun, „mein „halbes Königreich sey Dir verheißen, so Du die „Wölfe von hinnen treibst." Aber Ferko that, als hörte er nichts; rastlos jagte er darauf los und viele tausend Wölfe stürzten auf den Hügel

hinan und füllten die Menge mit Angst und Schrecken. Da erhob der erblaßte König nochmals seine Stimme und rief: „Halt ein! halt ein! mein „ganzes Königreich verheiß ich Dir, jagst Du die „Wölfe wieder von hinnen.“ Aber der Wolf rief abermal zu Ferko: „Nur immer zu! nur immer „zu!“ Und da jagte er noch hastiger und das ganze wilde Heer stürzte über den Hügel herauf und fraß den König und Ferko's zwei böse Brüder auf und zerfleischte alle, die sie vertheidigen wollten.

Da zog Ferko alsobald mit dem Heere nach der Königsburg und befreite die schöne Prinzessin aus dem Thurme. Und noch denselben Tag ward er als König gekrönt und vermählt mit der zarten, holden Jungfrau. Nun zogen die Wölfe wieder fort in die Wildniß, er aber und seine Gattin lebten noch lange Zeit froh zusammen und herrschten glücklich und waren geliebt von ihrem Volke bis an ihr Ende.

Georg v. Gaal.

Das Schleißfeuer.

Von Ehrenfried Stöber.

Wolkenlos bestrahlte der Mond die Herbstnacht. Von den Sternen war nicht einer aus der leuchtenden Abendgesellschaft weggeblieben, alle sandten ihren friedlichen Schimmer zur Erde herab. Da

regte sich ein freudiges Leben im Badischen Dorfe M**, es war die Zeit der Hanfschleiße. Rings= umher flackerten lustige Feuer, umgeben von trau= lichen Kreisen redseliger Bauern und Bäuerinnen, die mit Emsigkeit das werthe Geschäft betrieben. Hier ertönte hellauf ein muthwilliges Lachen, das ein derber Dorfspaß veranlaßte, dort herrschte plötz= lich eine tiefe Grabesstille, denn eine grausenerre= gende Spukgeschichte nahte dem entscheidenden Aus= gange. Auch die blinde, siebenzigjährige Gertrude nahm Theil an der geselligen Arbeit, bei der ihr die Uebung den Gebrauch des Gesichts entbehrlich machte. Ein tiefer Gram sprach aus allen ihren Zügen, schon seit zehn Jahren war sie Wittwe, blü= hende Töchter hatte ihr der Tod entrissen; ihr ein= ziger Sohn, Joseph, war vor drei Jahren ent= flohen, getrieben von einem feindlichen Schicksale. Ihr zur Seite saß Therese, die mit zärtlicher Sorg= falt und Liebe an ihr hing. Seit Joseph, There= sens Bräutigam, entschwunden war, konnte sie nichts von seiner Mutter trennen, nur in dem Um= gange mit ihrer Leidensgefährtin fühlte sie einige Kraft, den unsäglichen Schmerz mit frommer Hin= gebung zu tragen. Therese war, unbestritten, das schönste Mädchen des Landes, ihr Bild glich einer Marie, von der Hand eines Albrecht Dürrers ge= malt. Auch wollte ein durchreisender Künstler sie unlängst in der Gestalt der Himmelskönigin abcon= terfeien, um als ein Altarblatt, in der berühmten Abtei St. Blasi, aufgestellt zu werden, aber das

demuthvolle Mädchen sträubte sich gegen ein solches Ansinnen und verweigerte die oft wiederholte Bitte. Sie saß unter ihren Gespielen wie der Engel des Schmerzes, kummervoll pochte ihr Herz unter dem schwarzen Mieder; sie trug ein Trauerkleid, denn erst vor wenig Tagen war ihr Bruder Anton gestorben. Allgemein geliebt waren Gertrud und Therese, ihr trauriges Schicksal schien ein gemeinschaftliches Leiden aller Bewohner des Dorfes geworden zu seyn, und durch zarte Liebe suchten sie ihnen ihre Theilnahme zu bezeigen. Dringend war die Aufforderung der Schleißer und Schleißerinnen, daß sie sich doch zu ihnen gesellen möchten, auch richteten die Erzählenden die Rede immer vorzugsweise an die beiden Leidenden, die beinahe jede Pause mit dem leisen Seufzer: „ach unser guter Joseph!“ ausfüllten. Die Unterhaltung wurde lebhafter, das Tragische und Komische durchkreuzten sich in bunten Bildern. Ja, liebe Base, sagte der Amtsbote Wurm, mit behaglichem Selbstgefühle, zu Gertruden: das waren andere Zeiten, als ich noch in meiner Dragoneruniform, Ihr erinnert Euch doch derselben, dem erlauchten Hause H** H** diente. Ich war unter der Leibgarde und so glücklich, während den zehn Jahren meines Militär-Standes, die Residenz nie verlassen zu dürfen, da kam ich recht wacker voran in meiner Schuhmacher-Profession und als ich meinen Abschied erhielt, war meine Uniform noch so gut, wie neu. Ich lobe mir den Garnisondienst, da gelangt man zu hübschen, feinen

nen Manieren, indeß der Soldat im Felde nur immer das unchriſtliche Wort Feind auf der Zunge trägt und gar leicht zu ſträflichem Morde verleitet wird. Der krumme Hans, des Dorfs Epigrammatiker, ſtrich ſich hier den rothen Bart und fletſchte mit den ſchwarzgerauchten Zähnen; ſchon wollte eine hämiſche Bemerkung ſeinen dicken Lippen entſchmunzeln, aber er beſann ſich eines Beſſern, denn mit einem Amtsboten läßt ſich nicht ſcherzen. Da warf ſich auch der ſchwindſüchtige Schneider in die eingeſunkene Bruſt und erzählte oder erlog vielmehr manches von den ſeltſamen Abentheuern, die ihm auf ſeiner Wanderſchaft zugeſtoßen waren. Mit gewaltigen Geberden und ſchaudererregendem Mienenſpiel ſchilderte er, wie es ſich zugetragen, als er auf einer Wallfahrt, die er zu einem wunderthätigen Muttergottesbilde in der Nähe der Freudenſtadt anſtellte, einen Kampf mit dem Gott ſey bei uns beſtehen mußte, der ihn vergebens an dieſem frommen Werke hindern wollte. Da überfiel die Bauern und Bäuerinnen ein Schauer, und ängſtlich ſahen ſie nach der lodernden Flamme, die ihnen das Bild der Hölle anſchaulich machte; doch der krumme Hans wandte ſich beherzt an den Redner und ſprach mit ſcheinbarer Gutmüthigkeit: Sagt mir doch, liebſter Meiſter, erſchien Euch der Böſe nicht etwa gar in der Geſtalt eines ſchwarzen Ziegenbocks? Kaum war das Wort Ziegenbock ausgeſprochen, ſo ertönte ein gellendes Gelächter, und das arme Schneiderlein ſchob ſich beſchämt rückwärts, um

sein von dem Schleißfeuer allzu günstig beleuchtetes Antlitz dem höhnischen Gaffen der muthwilligen Genossen zu entziehen. Auch von der hohen Obrigkeit wurde manches in Gutem und Schlimmen sich in die Ohren geraunt.

So eben räusperte sich der staatswürdige Nachtwächter, um die Unterhaltung mit einigen Anekdoten aus der neuesten Tagsgeschichte zu bereichern, da öffnete sich mit Ungestüm die Thüre des nur wenig Schritte, gegen dem Schleißfeuer überliegenden Kirchhofs, und Ignaz, ein vierzehnjähriger Knabe stürzte blaß und angstvoll unter die gesprächige Schaar, die erschrocken aufblickte. „Ach! — ach!" — schrie er: „habt Ihr nichts gesehen? Auf dem Grabe Antons steht eine hohe, schreckliche Gestalt mit bleichem Gesichte, das, o verzeiht gute Gertrude, mich lebhaft an Euern entflohenen Joseph erinnerte, das Mondlicht zeigte mir ihn mit hohlen Augen, aus denen blutige Thränen über die blassen Wangen herabliefen." Die fromme Gertrud faltete die Hände und seufzte betend: „Gott sey seiner armen Seele gnädig!" Aber Therese schrie laut auf: „Barmherziger Gott schütze meinen Joseph!" Schüchtern blickten nun alle nach Antons Grabe, man konnte von der erhöhten Stelle, auf der sie saßen, den Kirchhof beinahe ganz übersehen, aber von der furchtbaren Erscheinung war auch nicht eine Spur zu erblicken. Da zürnte der alte, biedere Förster, der indessen in behaglicher Ruhe sein Pfeifchen schwarzen Reuter geschmaucht

hatte. Dummkopf, sprach er zu dem erschrockenen Ignatz, wenn du verrückt bist, so bleibe zu Hause mit deinen Grillen und laß uns ungehudelt, sonst soll dir mein Haselstock die bösen Geister austreiben!

Die arbeitende Gruppe rückte etwas näher zusammen und ermannte sich wieder. Der Mond beleuchtete am östlichen Horizonte das weithinschauende Schlößlein Windeck und die hohen, unwirthlichen Hornisgründe; leichte Nebel schwebten wie Geister über dem geheimnißvollen Mummelsee. Da sprach die alte Hanne zu dem beredten, vielbelesenen Schulmeister: „Herr Berthold! erzählt uns doch einige jener sonderbaren Geschichten, die in und an dem Mummelsee sich zugetragen, und die ihr in dem großen, in Leder gebundenen Bilderbuch, das der verstorbene Pfarrherr von Neusatz Euch schenkte, gelesen habt. Wohl müssen unsre Vorfahren frommer und besser gewesen seyn wie wir, da die Ueberirdischen so gern in Gemeinschaft mit ihnen lebten!" — Wenn es Euch allen recht ist, versetzte der Schulmeister, so mag es geschehen. Die Bauern baten ihn mit erwartungsvollen Gesichtern, denn sie hatten die versprochenen Historien noch nie gehört, und Berthold begann also:

„Dieser Mummelsee, oder Wundersee, ist eigentlich ein schwarzes Geisterthor zu nennen, denn in seinem Abgrunde ist ein unterirdischer Pallast, der von bildschönen Seefräuleins bewohnt wird. Dieß Zauberschloß umfaßt einen weiten, schwarzen Saal, seine Wand ist rings mit kristallenen Spie-

geln und köstlichen Edelsteinen geschmückt; in der Mitte desselben hängen große, goldene Lampen mit Perlen und Diamanten geziert, darin zahlreiche Lichtlein mit einem sanften Silberschimmer das herrliche Gewölbe beleuchten. An dem einen Ende des Saales prangt, umgeben von saphyrnen Säulen, ein aus gediegenem Golde geformter Thronhimmel. Hier herrscht seit unendlichen Zeiten ein gewaltiger Geisterfürst, ein ehrwürdiger Greis; auf seine Brust herab fließt ein schneeweißer Bart, und doch glänzt sein Gesicht wie das Morgenroth, oder wie ein strahlender Karfunkel, in ewiger Jugend. Zu seinen Füßen liegen Kobolde und Delphine, und die schlanken Seefräuleins, auch Nymphen oder Nixen genannt, belustigen ihn mit fröhlichen Reihentänzen, zu denen zahllose, silberne Glöcklein, die an der Decke des Saales befestiget sind, in gar anmuthigen Melodien, herabklingen. Man erzählt sich von diesen Wassergeistern mannigfaltige Geschichten; aber es wird spät und schon hat der Nachtwächter über unserm Geplauder vergessen, die zehnte Stunde auszurufen, daher für heute nur folgendes: Vor etwa achzig Jahren klopfte es bald nach Mitternacht an dem Fensterlein der Hebamme zu Cappel. Sie öffnete ihre Hausthüre, da trat herein ein langer, hagerer Mann in Rattenpelz gekleidet, der sie zu seiner Hausfrau, die in Kindesnöthen lag, berief. Gern hätte die gute Wehmutter den Auftrag abgelehnt, denn ihr ward ganz unheimlich zu Muthe, aber der Fremde hatte in seinem Ge-

sichte einen seltsam gebietenden Zug, dem sie nicht zu widerstehen wagte; sie zündete demnach getrost ihr Lichtlein in der oft gebrauchten Laterne an, bespritzte sich noch geschwind in der Nebenkammer mit geweihtem Wasser und folgte ihrem abentheuerlichen Führer. Der Weg ging tief in's Gebirge; bald kam es ihr vor, als würden ihre Füße durch eine unsichtbare Macht vorangetragen, denn kaum fühlte sie den Boden unter sich, und in wenig Minuten stand sie an dem berüchtigten Mummelsee. Der Mann mit dem Rattenpelze ergriff einen Birkenzweig, schlug dreimal damit auf das Gewässer; da theilten sich die Fluthen und auf einer alabasternen Wendeltreppe stiegen sie hinab in ein goldenes Prachtzimmer. Hier verrichtete die Hebamme ihr Geschäft zu der gänzlichen Zufriedenheit des unterirdischen Ehepaars. Ihr Führer begleitete sie wieder bis an das Ufer des Sees zurück, da reichte er ihr zur Belohnung ein Bündel Stroh. Obgleich diese Gabe unsere Capplerin sehr entrüstete, so hatte sie doch nicht das Herz, dieselbe zurückzuweisen; doch kaum war der Mummelseebewohner wieder die Wendeltreppe hinabgestiegen, kaum hatte sich die düstre Fluth über ihn hingewälzt, so warf sie unwillig das, wie ihr dünkte, höhnische Geschenk von sich und eilte nach Hause. Als sie hier ankam, blickte der nahende Tag zwischen den Zweigen der Bäume neugierig hervor, da bemerkte sie, daß ein Strohhalm, der zufällig an ihrer Schürze hängen geblieben war, sich in ächtes, gediegenes Gold verwan-

delt hatte; nun erst merkte sie, welch einen Schatz der gute Wassermann ihr zugedacht Sie fühlte es lebhaft, wie ungerecht ihr Mißtrauen gegen die, von jeher als wohlthätig bekannten, Geister des Mummelsees gewesen war. Der Verlust ihres, durch Kleinglauben verscherzten, Glückes schmerzte sie dermaßen, daß sie, nachdem sie mehrere Monate sich ganz dem Gram hingegeben hatte, von dem Siechthume überfallen wurde und in dem folgenden Jahre, sonderbar genug, gerade in derselben Nacht, wo ihr das Abentheuer zugestoßen war, fast plötzlich verschied," Hier endete Berthold.

Therese hatte nur wenig von dieser wunderbaren Geschichte vernommen, nur ein Gedanke füllte ihre Seele, oft blickte sie hinüber nach dem Kirchhofe, wo sie allein noch Ruhe und Frieden zu finden hoffte; die ihr gegenüber Sitzenden bemerkten zuweilen mit Wehmuth ein schnelles Erblassen in ihrem Gesichte, ohne die Ursache davon ahnden zu können. Theresen kam es mehrmals vor, als bewege sich wirklich eine dunkle Gestalt auf Antons Grabe. Der Nachtwächter rief die eilfte Stunde, man hörte auf, die gesellige Flamme zu nähren und schickte sich an, nach den Hütten zurückzukehren.

Da näherte sich Therese dem, in heiliger Stille vor ihr liegenden, Gottesacker, zu dem sie ein unerklärbares Gefühl hinzog, und, eine Thräne im blauen Auge, sprach sie zu den Scheidenden: „Liebe Nachbarn und Freunde! mir ist seltsam zu Muthe; mich dünkt, als würde ich bald mit meinem Joseph

wieder vereinigt, und doch wäre dieß Glück zu groß für diese Welt; dort oben wird es geschehen. Ich werde bald sterben, und Joseph wandelt wohl nicht mehr unter den Lebendigen. Vernehmet jetzt ein Geheimniß, dessen Bekanntmachung ich euch länger nicht vorenthalten darf: Joseph ist unschuldig; mein Bruder Anton war der Thäter."

Die Bauern betrachteten sich mit weitgeöffnetem Munde; die alte Gertrude drückte mit dem Gefühle der innigsten Mutterliebe Theresens Hand. „Ihr wißt es", fuhr diese fort: „wie unzertrennlich Anton und Joseph waren; mein Geliebter opferte sich für meinen Bruder. Drei Jahre sind es, als man unsern grausamen Fiscal todtgeschossen in seinem Blute in jenem Gehölze liegen fand. In der Stunde, wo die That geschehen war, hatte man Anton und Joseph in der Gegend mit ihren Flinten gesehen; schon oft hatten beide laut über die Frevel des hartherzigen Mannes gesprochen, daher der Argwohn sich gegen sie regte. Joseph entfloh, und bekannte sich in einem Briefe an unsern Oberrichter als den Schuldigen, indem er dabei versicherte, daß Anton ihn vergebens von der sündhaften That habe zurückhalten wollen.

Auf seinem Krankenbette reichte mir Anton ein versiegeltes Papier, das er mich bat, erst nach seinem Tode, den er zu wünschen schien, zu eröffnen. Antons Geständniß enthielt Umstände, welche unserer Obrigkeit Josephs Unschuld in das hellste Licht setzten; doch befahl mir der Oberamtmann zu

schweigen, bis die Entscheidung des Fürsten würde eingelaufen seyn. Diesen Abend wurde ich mit der guten Gertrude auf das Oberamt beschieden, und hier erhielt ich die Versicherung, daß Joseph durch die öffentlichen Blätter auf eine ehrenvolle Art zu uns würde zurückberufen werden. Aber ach! wohl mag dieser Rückruf zu spät erfolgen; hätte Joseph seine bekümmerte Braut drei Jahre ohne Nachrichten von sich gelassen, wenn er noch lebte?" — „Er lebt, er lebt!" schrie eine Stimme hinter der Thüre des Kirchhofs hervor, und Joseph lag in Theresens Armen. Seliges Wiedersehen treuer Geliebten, keine Schilderung soll deinen Himmel entweihen!

Die blinde Gertrude klammerte sich an den wiedergefundenen Sohn, als ob sie ihn nicht lassen wollte, als ob sie fürchtete, daß er ihr durch ein feindliches Gestirn zum zweitenmale möchte entrissen werden. Joseph erzählte nun mit wenig Worten, daß er sein Gewerbe als Zimmermann in der Fremde getrieben, und es nicht gewagt habe, nach Hause zu schreiben, weil er, so schmerzlich ihm das auch war, durch sein Stillschweigen Theresen für unabhängig erklären und ihr Loos nicht an das eines geächteten vermeinten Verbrechers knüpfen wollte. Länger aber habe er es nicht über sich gewinnen können, in gänzlicher Unkunde von dem Schicksale seiner Therese und seiner guten Mutter zu leben. Er habe sich im Stillen hieher geschlichen, nur um noch einmal ihres Anblicks zu genießen. Den Tod Antons hatte er aus den Reden einiger

vorübergehenden Bauern vernommen und bittere Thränen auf seinem Grabe geweint. Schon wollte er sich, weil die Schleißer aufbrachen, unter den herzzerreißendsten Gefühlen entfernen, als er Theresens Kundmachung seiner Unschuld vernahm. Alle Anwesenden begrüßten nun freudig den geliebten Joseph und lobten sein edelmüthiges Betragen.

Tags darauf versammelte dieß fröhliche Ereigniß die ganze Gemeinde vor Josephs Wohnung. Nach wenig Monaten führte er seine treue Therese zum Altare. Die alte Gertrude stand wie verklärt an der Seite ihres Sohnes. Dem würdigen Pfarrherrn entsank eine Freudenzähre, als er den Segen über das edle Brautpaar aussprach; einen Segen, den die zahlreiche Versammlung mit den heißesten Wünschen für seine Erfüllung begleitete.

Der Geburtstag,

von Fr. Strauß.

Wenn die ersten lauen Lüfte über das Erdreich hauchen und die frühesten Blumen des Jahres sich zeigen, im Aufgange des Lenzes: dann erscheint auch alljährlich meinem Pfarrhause ein theures Fest. Es ist der Geburtstag der Pfarrfrau. Das ganze Haus sieht ihn als den gewissesten Boten des Frühlings, als den festlichen Eingang in eine wärmere,

hellere Zeit und als das häusliche Freudenthor an, das wir aus der Ferne schon sich erheben sehen, und durch dessen Bogen wir in die Tage des Sommers ziehen.

In einer Familie kann eigentlich nur der Geburtstag der Hausmutter, als ein großes Fest begangen werden. Dem Hausvater kommt eigentlich erst, wenn er ein Greis ist, die äußere Haltung, die ein solches Fest von seinem Gegenstande fodert, und dem Kinde fehlt die Betrachtung, ohne welche eine solche Feier nicht möglich ist. Bei der Hausmutter vereinigt sich beides und sie ist überdieß der Mittelpunkt des häuslichen Lebens. In ihr wohnt die ganze Wärme, die dasselbe beseelt; sie ist die Bewahrerin aller lichten Farben und aller milden Töne, die dasselbe verherrlichen; und man könnte sagen, wie ihr Geburtsfest begangen wird, so werden alle anderen häuslichen Feste begangen. Wie schön ist es deßhalb, wenn ihr Geburtsfest in eine Zeit des Jahres fällt, die alles belebt und erhebet! Sie ist ja in manchem Sinne der innere Frühling des Hauses, der selbst im Alter noch bleibt; wie lieblich deutet dann die Zeit ihres Geburtsfestes seinen Inhalt an! Eine Frau, die mit den Blumen geboren, erklärt ihrem Manne schon in diesem Umstande, woher es komme, daß erst bei ihrem Erscheinen die harte Erdrinde seines Herzens aufthauete vor dem mildern Frühlingshauche ihres Sinnes.

Uebrigens ist es eine eigene Sache mit solchen Festen, deren nächster Gegenstand ein Mensch ist. Es setzt bei dem, welchem zu Liebe es begangen wird, eine Demuth und bei denen, welche es ihm zu Liebe begehen, eine heilige Scheu voraus, die beide angetroffen werden müssen, wenn nicht ein arger Fehlgriff mit unterlaufen soll. Gefeiert werden darf nur das Göttliche, und es wird oft schwer, dieses festzuhalten, wenn es uns in einer bestimmten menschlichen Person erscheint. Unter den Männern habe ich selten einen gesehen, der an solchen Tagen die Würde der Demuth gezeigt habe, die alsdann nicht zu erlassen ist. Aber bei Frauen sieht man oft jene Zucht des Geistes, jene Keuschheit des Selbstbewußtseyns, jenes geheimnißvolle Schweigen über sich selbst und jene angeborne Selbstverläugnung, in der sie das von Natur zu haben scheinen, was uns erst durch Gnade wird und nach langen, schweren Führungen.

Von diesem Standpunkte aus versuche ich, Euch von dem Geburtsfeste der Pfarrfrau zu erzählen, und wenn ich nur das Geringere in Worte zu bringen vermag, so wünsche ich jedem Leser die Erfahrung, daß wie nichts leichter ist, als ein solches Fest der dankbaren Liebe zu feiern, so nichts schwerer ist, als von ihm zu erzählen.

Wie die Pfarrfrau den Tag in der Stille für sich gefeiert, ehe sie der Feier des Hauses sich hingab, das habe ich wohl errathen können, aber sie hat sich nicht darüber geäußert. Ueber dieser stillsten,

geheimsten Feier vor Gott liegt billig für jedes fremde menschliche Auge ein Schleier. In der Natur beginnt jeder neue Abschnitt der Zeit in äußrer Ruhe und verschwiegener Stille, um anzuzeigen, daß das neue Leben nur aus der Tiefe heraufkommen kann. Die Mühe und Freude des Tages verstummt; alles ruht in tiefem Schlafe; Dunkelheit bedeckt die Erde; und nun wird in geheimnißreicher Mitternacht der neue Tag geboren. Der Schooß der Erde hat im Herbste seine Fruchtbarkeit erschöpft; der öde Winter verhüllt sein Oberfläche; Nacht und Kälte nehmen überhand; die Erde wendet sich gleichsam in sich selbst zurück und nun wird in diesen dunkeln, kalten Wintertagen das neue Jahr geboren. Unsere Seele bedarf in ihrem geistigen Leben gleichfalls der neuen Abschnitte, und sollte es bei ihnen anders seyn, als in der Natur? Sie treten jedes Mal ein, wenn unser Geist einen neuen Zufluß bekommt aus der Fülle, aus der wir nehmen Gnade um Gnade, und billig sollte ein neues Jahr unsers Lebens nach irdischer Rechnung auch ein neues Jahr in unserm geistlichen Leben mit sich bringen. Das ist eigentlich die Bedeutung der Feier, und der innere Grund, warum sie angestellt wird. Aber jenes Bedürfniß der Erneuerung und Stärkung, das unser Gemüth am Ende eines vergangenen Jahres fühlt, und jenes selige Empfangen neuer Kraft und neuen Muthes, womit wir das folgende Jahr beginnen, weisen auf die Nähe dessen hin, der nur in der stillen, heiligen Einkehr der Seele vernom-

men wird. Die Augenblicke, in denen diese Einkehr Statt findet, machen die eigentliche Feier aus, von der alle Weihe des äußern Festes herkommen muß, wenn sie mehr als leeres Gepränge und sinnliche Ergötzlichkeit seyn soll. Aber eben deßhalb sind sie verschwiegene Augenblicke, über die man nicht spricht und von denen man nicht erzählt.

Wie das Haus indeß den Tag äußerlich feierte, davon wäre mehr zu erzählen, und manches davon zu sagen, wie nicht bloß die Verwandten, sondern auch das Gesinde und selbst einige uns besonders nahen Glieder der Gemeinde daran Theil nehmen. Aber wenn der, dessen Geburtstag begangen wird, von sich selbst schweigt, müssen dann nicht auch die, welche ihn begehen, von dem schweigen, was ihre Liebe thut? Doch es giebt ein Mittleres, was nicht rein äußerlich und nicht rein innerlich ist, sondern beides zugleich und davon mag man erzählen. Ohne unheilig Hand an das Geweihete zu legen und ohne sich an das Gemeine zu verlieren, wünschen unsere Mittheilungen auf dieser feinen Mittellinie hinzugehen, um hinlänglich das Eigenthümliche zu offenbaren, so doch, daß sie nicht anmaßend seyn, und um das gleichgestimmte Gemüth zu berühren, so doch, daß sie nicht zu allgemein werden.

Der Morgen des Festtags war mehr unter stiller Sammlung, einzelnen leisen Andeutungen und innigen Grüßen vergangen und erst der Mittag schien ein größeres, allgemeineres Fest herbeizuführen, an dem alle Hausgenossen, jeder nach seiner Weise, Theil

nahmen. Aber die Frühlingssonne schien so mild und lieblich in die häusliche Wohnstube, daß wir bald aufbrachen, den Tag auch im freien Sonnenschein zu feiern. Wir besuchten die nächsten Hügel und Gründe. Ein häusliches Fest soll sich nicht auf die Wohnung beschränken, denn auch die umgebende Natur gehört zum Hause. Doch ich hatte noch einen andern Zweck. Ich suchte und fand das erste Veilchen des Jahres. Das ist die Blume der Demuth, denn verborgen und unscheinbar blüht sie im Thale, aber ihr feiner, zarter Duft verkündigt ihr Daseyn, Sie trägt die Farbe des Glaubens und der Treue, die zwar auf Erden nicht grell hervorsticht, aber in die sich der Himmel kleidet. Ich überreichte diesen Erstling des Frühlings der, welcher es in so vieler Hinsicht gebührte. Die Augenblicke, in denen solche kleine, aber durch ihren Sinn bedeutende Darbringungen im Anfange des Lenzes geschehen, üben eine wunderbare Gewalt über die Eheleute aus. Sie versetzen sie über ein Paar Jahre, welche dazwischen liegen, zurück in die Tage eines höhern Suchens und Findens, eines herrlicheren Gebens und Annehmens.

Mit diesen Erinnerungen geht eine ganze Welt dem Gemüthe auf, die äußerlich wohl untergehen konnte, allein dem Herzen immer wieder aufgeht. Vielerlei kam aus ihr wieder empor und trat in seiner ersten frischen jugendlichen Gestalt vor unsere Seele. Der Hintergrund war nur lichter und blauer geworden und aus dem Vordergrunde trat nichts

Hinderndes dazwischen, aber viel, das ein neues Licht auf diese Gestalten warf. In jeder Rücksicht war uns der Frühling gekommen, als ich die Pfarrfrau heimführte.

Auf der Hausflur trat uns ein feierlicher Mann mit silbernem Haare entgegen. Es war der alte Nachbar, der die Pfarrerin als Kind noch auf dem Arme getragen, und seit Jahren, an diesem Festtage zu erscheinen, nie vergessen hat. Nicht bloß das Alter hat ihm die Haare gebleicht, sondern auch das Unglück. Darum lebt er von der Liebe anderer, aber nicht von Wohlthaten. Er erscheint immer mit einem Segenswunsche, und man fühlt, er ist der Gebende und wir sind die Empfangenden. Er nimmt nichts als von Menschen; man sieht es ihm an, er nimmt von seinem himmlischen Vater durch die Hand der Menschen, und wenn er dankt, was mit unbeschreiblicher Demuth geschieht, so ist es klar, er giebt nicht seinen menschlichen Dank, sondern er verheißt den Lohn der Gnade, der nicht verdient ist. Man möchte das Haupt entblößen, wenn er es nun bedeckt, und ihm sich verbunden achten, daß er nicht verschmäht, was wir bittend reichen. „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi" sagte er dießmal und als er Amen sprach, fiel die Pfarrfrau ein und beide sprachen es zusammen. Als ich Euch auf meinen Armen trug, Frau Pfarrerin, fuhr er fort, und Ihr ein so liebes, freundliches und bescheidenes

Mägdlein waret, habe ich des Spruches mich oft über Euch gefreut; als ich jetzt in das Haus trat, fiel er mir wieder ein. Ich stand ja an den Stellen, wo ich so oft mit Euch gespielt und dieses Wortes froh geworden. Darum kann ich jetzt nichts anders wünschen und erbitten, und die Erfüllung liegt auch schon darin. — Wir baten ihn den Abend mit uns zuzubringen; allein es schien, er könne nur segnen und müsse, wenn sein Amt gethan, sofort von dannen gehen. Nicht um zu arbeiten, denn heute war ein Festtag, sondern um den letzten Unterredungen der Pfarrfrau und des Greises nicht gegenwärtig zu seyn, ging ich auf meine Bücherstube. Sie folgte mir nicht lange hernach.

Es war gerade heute ein Samstag, wie auch damals, als die Pfarrfrau geboren ward. Der alte Andreas, als er noch in seiner irdischen Brust das Heimweh trug, das ihm nun aus der triumphirenden genommen, pflegte, wenn von seinem Geburtstage die Rede war, zu sagen, daß er ihn nur alle fünf oder sechs Jahre feiere. Nur dann sey der rechte Geburtstag, wenn der jährliche Tag mit dem Wochentage zusammen falle. Er meinte, wer am Sonntage geboren, könne ihn unmöglich am Mittwoch feiern, und umgekehrt. So kirchlich war der selige Greis, daß er nur nach Wochen und Feiertagen zählte und fast möchte ich sagen, so prophetisch, daß er keine Jahre, sondern im großen Style Jahrwochen gelten ließ für das schöne Fest unsers Daseyns. Es liegt viel Wahres in seiner Aeußerung.

Der

Der menschliche Körper erneuert sich auch erst nach einer solchen Reihe von Jahren. Darum freuten wir uns insbesondere des dießjährigen Geburtsfestes, wenn wir bedachten, daß auch der selige Andreas es würde gelten lassen. Der alte feierliche Nachbar hatte uns an ihn lebendig erinnert. Der Besuch des lebenden und die Erinnerung an den vollendeten Greis gaben unser Stimmung eine irdische Weihe, denn einem häuslichen Leben, zu dem keine Greise gehören, fehlt der höhere Ernst, wie dem, zu welchem keine Kinder gehören, die höhere Heiterkeit fehlt.

Indeß nicht bloß des alten Andreas Aeußerung, sondern was heute im ganzen Hause als Tagesgeschäft der Feier zur Seite ging, führte uns darauf, wie wir es als eine besondere Gunst anzusehen haben, daß der Pfarrfrau Geburtstag auf einen Samstag gefallen. Nur in einem Pfarrhause erscheint der Samstag, sonst der geringste unter allen Wochentagen, in seiner kirchlichen Herrlichkeit. Indeß der Pfarrer unter den Vätern der Kirche auf seiner Bücherstube sitzt und aus Gottes Wort hervorlangt, was er morgen der Gemeinde vortragen will, und sein Geistesohr an den Mund jener ehrwürdigen Diener des Wortes legt, ob durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nicht ein Laut ihres Geistes zu ihm herüber wehen wolle, geht die Pfarrfrau leise und sorgend durchs Haus, ordnet bald die Rüstungen auf den Tag des Herrn an und empfiehlt den Kindern und dem Gesinde möglichste Stille, und steht bald den vielen Gemeindegliedern im Namen

des Pfarrers Rede, die irgend in frohen oder traurigen Umständen, für Hochzeit und Kindtaufe, oder für Krankenbesuch und Beerdigung den Dienst der Kirche suchen. Dann geht sie auch wohl still und kaum bemerkbar durch des sinnenden Pfarrers Stube, und für ihn insbesondere Eins und das Andere zu beschicken. Ach, könnte ihr liebend Auge wohl auf den, nur in solchen Stunden ihr schweigenden Mann, blicken, ohne alsbald gen Himmel sich zu wenden, bittend, daß der Geist des Herrn heute und morgen vorzüglich auf ihm ruhen möge? Und eben dieses stille, so hoch wichtige und doch so wenig anerkannte Amt der Fürbitte ist die höchste Krone im Berufe der Pfarrfrau. Aber wird sie selbst dadurch nicht so recht eigentlich zu einem heiligen Samstag-Abend? Ich kann das Wort eines geistreichen Mannes nicht vergessen, der in dem Gemälde einer höchst anziehenden und wahrhaften Pfarrfrau sagt, daß sie nur ein heiliger Samstag-Abend gewesen.

Unsere Pfarrfrau war sogar an einem Samstag-Abende geboren und hatte somit schon in ihrer Geburtsstunde die Verkündigung ihres künftigen Berufes. Ihr erster Schrei in die Welt hatte in das Abendgeläut auf den Tag des Herrn getönt, unter dem in früherer Zeit noch manches andächtige Gemeinglied sein Haupt entblößte, oder wenigstens die Hände faltete, um sich und dem Seelsorger einen gesegneten Sonntag zu erflehen.

Alle diese Einzelheiten kamen in unserm Gespräche auf der Bücherstube vor. Die Pfarrfrau

hatte Tisch und Stühle geordnet und bat mich nun, ihr meine morgige Predigt vorzulesen. Dieß ist gewöhnlich meine liebste Sonntagfeier, fügte sie hinzu: heute darf sie mir um so weniger fehlen.

Es geht den Pfarrfrauen umgekehrt, wie den Gemeinen, versetzte ich, sie ziehen eine gelesene Predigt der frei gesprochenen vor.

Die Mütter lieben die Kindheit, sagte sie. Ein Mensch, der noch auf der Mutter Schoße liegt, ist uns wichtiger, als ein Jüngling, der in selbsteigner Kraft einherschreitet. Vielleicht weil wir das Kind besser verstehen, oder weil das Frische und Neue, das, was eben aus Gottes Händen kommt, uns mehr gefällt als das, was schon durch vieler Menschen Hände gegangen ist. Darum ist uns auch ein Gedanke erbaulicher, der so eben dem Geiste entsprungen und gleichsam noch den warmen Athem des Lebens an sich trägt, als derselbe, wenn er groß gezogen und erwachsen, sich kühn vor alle Welt hinstellt. Wir haben auch noch einen andern Grund, dessen wir uns gleichfalls nicht schämen dürfen. In Mitten des versammelten Volks hören wir nur den allgemeinen Seelenhirten und Euch in solcher Entfernung oder Entfremdung zu sehen, ist dem Herzen oft sehr peinlich. Aber hier auf der Bücherstube lieset der Mann und der Vater unsrer Kinder und der ist uns näher und verständlicher. Es mag auch wohl die Eigenliebe darin ihr Spiel mischen, die uns zuflistert, wir bildeten nun die ganze Gemeinde, indem wir allein zuhören Freilich

bedenken wir dann auch, daß wir so viel Dank und Liebe als eine ganze Gemeinde zusammen, dafür erwiedern müssen. Doch dem sey, wie ihm wolle; laß mich hören, in welcher Eigenschaft Du willst und liest.

Ich entgegnete, in dem ersten Bilde bleibend, daß ja ein Geisteskind nicht besser groß gezogen werden könne, als an solchem Mutterherzen, nahm das Blatt und fing an zu lesen.

Die Predigt handelte von der Foderung, welche der Apostel that, das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen zu haben, und zeigte, wie hierin das ganze Christenthum ausgesprochen sey. Zuerst wurde von dem Gesetze geredet, das Gott jedem in sein Herz gegraben und dann auch noch klärer in Steine: wie sich keiner davon lossagen darf, es nach Kraft zu erfüllen, und wie so jeder ein reines Gewissen zu erlangen trachten müsse. Allein damit ist das ganze Gebiet unsers innern Lebens nicht ausgemessen. Es wohnt in jeder Menschen Brust eine Sehnsucht, die ihn oft unwillkührlich ergreift, und wenn er ihr Raum giebt, eine unüberwindliche Gewalt in ihm ausübt. Sie entsteht aus der Einsicht, daß er das Gesetz nicht vollkommen erfüllt, und offenbart sich dann in den verschiedensten Weisen. Er schaut in die untergehende Sonne, oder steht am Grabe seiner Lieben; er blickt in den sternebesäeten Himmel, oder sieht auf sein armes, unvollkommnes Leben: dann rinnt plötzlich eine Thräne in seinem Auge, es wird ihm so wehe in den Schranken der Zeit, er fühlt wohl,

daß er nicht so glücklich ist, wie er seyn könnte und möchte, und es treibt ihn ein Etwas, er weiß nicht was, zu einem unbekannten, die ganze Seele befriedigenden Gute. Das ist die letzte, heilige Spur, daß wir von Gott sind, die uns aber auch zugleich lehrt, daß wir das höchste Gut verloren haben. Es ist das einzige Band, das uns mit ihm dann noch zusammen hält, und das zu einem Seile der Liebe wird, an dem wir wieder zu ihm herauf gezogen werden können. Spotte dieser innern, weissagenden Sehnsucht oder betäube sie, womit du nur willst, es sey Erdenfreude oder Erdensorge: so bist du verloren und sinkst in eine öde, schauerige Gemeinheit herab. Doch das ist nicht die einzige Gefahr. Das Kind hat sich dieser morgenrothen Sehnsucht hingegeben, und meynt, sie in irdischen Dingen befriedigen zu können, doch es weiß noch nicht, was es thut. Aber der Jüngling fühlt auch dieses Verlangen und selbst in dem Manne erstirbt es nicht; jener wähnt sie in Menschen, dieser in Ansichten und Gütern befriedigt zu finden; in ungeheuerer Verblendung tragen sie auf diese Gegenstände ihre unendliche Sehnsucht über; der Gegenstand ist zu klein, sie müssen sich ihn aus eigner Kraft vergrößern und siehe da die Schwärmerei in ihren tausend Gestalten. Aber über der Gemeinheit und der Schwärmerei erhebt sich das Licht der ewigen Wahrheit. Sie beleuchtet die Sehnsucht und weiset der unbefriedigten Liebe einen unendlichen Gegenstand an, Gott! Kaum hat die su-

chende Seele Ihn gefunden, da ist ihr Verlangen erfüllt, sie fühlt sich zum ersten Male in ihrem rechten Verhältniß, sie ist so selig in dem Anhangen an der unendlichen ewigen Liebe und das ist Glaube. Nichts ist klärer als das reine Gewissen, nichts geheimnißvoller als der Glaube; denn dort ist menschliche Begreiflichkeit, hier ist göttliche Unendlichkeit! Aber beides thut uns Noth! Ist auch dieses etwas Ewiges und jenes nur der Zeit angehörig, dieses etwas Empfangenes und jenes erworben, und kann auch dieses nur unser himmlisches Verhältniß zu Gott und jenes nur das irdische Verhältniß zu den Menschen angehen: nur wo beide sind, da ist das ganze Leben des Christenthums, inneres Wesen und äußere Gestalt, Wandel im Himmel und Friede auf Erden! In einem Geheimnisse sind alle Räthsel des Lebens gelöset, und durch die klare Sprache des Gewissens wird jede That des Lebens geordnet. Die Thräne rinnt noch wohl im Auge, aber es ist die Thräne der demüthigen Freude. Wanken dann auch die Kniee im Laufe, ermüden die Hände in der Arbeit, blutet das Herz in den Leiden der Welt: die wankenden Kniee beugen sich auf Golgatha, mit den müden Händen umfaßt man das Kreuz des Herrn und das blutende Herz legt sich an die wunde Brust der leidenden und versöhnenden Liebe! Selig wer das Geheimniß des Glaubens im reinen Gewissen trägt: den Preis des Lebens hat er gefunden, und taugt nicht bloß zum Diener in der sichtbaren, strei-

tenden Kirche voll Noth und Leid, sondern auch da, wo die Perlenthore sich an den Mauern von Jaspis öffnen, in der Stadt des lebendigen Gottes, wie der Seher sie sahe am Tage des Herrn. Dort, wo weder Sonne scheint noch Mond, sondern die Herrlichkeit Gottes sie erleuchtet, da darf er wandeln auf den goldenen Gassen in demselbigen Lichte und mit den Knechten des Herrn Ihm dienen, Sein Angesicht schauen und Seinen Namen an der Stirne tragen! Das sind dunkle Worte, aber dunkel vor Glanz eines ewigen Lichtes — mit Einem Worte: Geheimniß des Glaubens! Und dieses Geheimnisses Zeuge ist allein wiederum das reine Gewissen. O selige Tiefe des Lebens, das mit Gott in Christo verborgen ist! Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen! goldner Apfel des Glaubens in der silbernen Schale der Liebe!

Eine Predigt, die noch erst gehalten werden soll, ist für einen Pfarrer eine ganz andere, als dieselbe, wenn sie schon gehalten ist. Ich möchte sie einem Obstbaume im vollen Knospenreichthum, an dem erst einige Blüthen erschlossen sind, vergleichen und der auch für jedes Menschenherz ein anderer ist, als derselbe, wenn er im Herbste seine Früchte schon abgegeben hat. Eine solche Predigt am Samstag Abende ist und bleibt eine noch nicht vollendete, wenn auch keine Sylbe an ihr verändert wird, und das Herz voll Liebe und Gebet schwebt an ihr auf und ab, und immer von neuem lebt es sich in die Betrachtung hinein. Die Pfarr-

frau hat sie mit Recht einem Kindlein verglichen, das mit Sorge oder Glauben, mit Angst oder Hoffnung, mit Thränen oder Freuden erst gepflegt werden muß, wie es eben kommt, und geliebt und gezogen wird wie ein Kind. Aber darum kann ein Pfarrer solch eine Predigt auch nur der Gattin oder dem vertrautesten Freunde am Samstag Abende vorlesen.

Ich legte das Blatt zur Seite, und Rede und Gegenrede verbreiteten sich über die Fülle und Herrlichkeit eines solchen Lebens, wie das Evangelium es fodert und giebt. Das Gespräch nahm bald die Richtung auf den heutigen Festtag. Wir betrachteten jetzt seine einzelnen Seiten in dem Licht der Worte des Apostels, und bald gewannen wir in demselben einen Ueberblick über unser ganzes Leben, der von dem heiligsten Standpunkte aus genommen ist. Wir sahen, daß wenn das Geheimniß des Glaubens unser Leben in Gott in sich faßt, das reine Gewissen, das Leben in uns selbst angeht. Aber zwischen beiden, gleichsam vermittelnd und von beider Wahrhaftigkeit zeugend, steht das Leben der Liebe, das wir in andern führen. Diese drei Ansichten erschöpfen das Leben. Wir haben Selbstbewußtseyn und leben in uns; wir sind im besten Falle, in Christo von Gott gekannt, geliebt, und leben in ihm; aber auch andere Menschen tragen ein Bild von uns in sich, und wir leben, so zu sagen, in ihnen.

Wie reich ist ein Leben schon, das sich dieses dreifachen Lebens nur erst bewußt ist, sagte die Pfarrfrau.

Wie reich muß ein Leben seyn, in dem alle drei zusammenstimmen und Ein ungetheiltes Daseyn ausmachen, versetzte ich; wo man Gott liebt über alles und darum den Nächsten als sich selbst!

Das wird vollkommen wohl erst jenseits erscheinen, erwiederte sie, und ich fügte hinzu, daß unsere Liebe der Maßstab sey, wie weit es hienieden mit uns in dieser Uebereinstimmung gekommen sey. Der Glaube, durch den wir in Gott leben, wird an der Demuth erkannt; die Demuth aber, die das heilige Element des Lebens in uns selbst ist, wird an der Liebe offenbar, durch die wir in andern leben.

Es wurde darauf gefragt, auf welches Leben sich dann ein Geburtsfest beziehe? Wir mußten gestehen, daß es sich eigentlich nur auf das Leben in uns selbst beziehe, wie denn das Tauffest auf das Leben in Gott weise. Die Pfarrfrau äußerte, daß das einen Gedanken berühre, welcher ihr den ganzen Tag über oft störend im Sinne gelegen. Sie habe gedacht, es sey doch viel schöner und frömmer gewesen, wenn unsere Väter das Tauffest gefeiert und das Geburtsfest hintan setzten, und daß wir nur den Geist der Eigenliebe zu unsrer Zeit offenbaren, indem wir des Tauffestes wenig gedenken und nur das Geburtsfest begehen. Zeigen wir damit nicht deutlich an, daß wir die Geburt zu diesem

armen Zeitleben höher achten, als die Geburt zu dem ewigen Leben, das uns durch die Taufe im Reiche Gottes aufgeht? — Aber die Demuth, in der ein frommes Gemüth den Geburtstag begeht, ist doch das Kennzeichen des Glaubens, wandte ich ein. Sie gab das zu und nannte es den einzigen Trost bei dem Nachtheile, in den unsere Zeit uns gegen die Vorzeit gesetzt, aber die ganze Schönheit eines solchen Festes, das den Anfang unsers Lebens bezeichnet, kann nur an einem Tauftage empfunden werden.

Ich umarmte das liebe, kirchliche Weib, das gerne sogar seinen Samstag daran gegeben, um den Sonntag desto herrlicher auszuschmücken. Was war es anders, als jene Rüsttags-Demuth, die mit Freuden sich großer Arbeit und Unruhe unterziehet, um den Tag des Herrn so frei und festlich darzustellen, wie möglich.

Noch viel schwebte mir auf der Zunge, das ich hierüber sagen wollte, als ein Brief, der hereingebracht wurde, uns unterbrach.

Es ist des Vaters Handschrift, rief die Pfarrfrau: es sind seine großen, deutlichen Züge!

Der Brief wurde entsiegelt und verlesen. Der ehrwürdige Greis hatte seine Gedanken und Wünsche zu dem Geburtsfeste der geliebten Schwiegertochter auf eine sinnreiche Weise eingekleidet. Er begann damit, daß unser inneres Leben ein immerwährendes Gebet seyn müsse. Darum habe auch der Herr in dem Gebete, das er selbst uns gegeben, die Grundzüge des Menschenlebens entworfen und das-

selbe nach jenen sieben Stufen in heiliger Verklärung vorgebildet. Es sey merkwürdig, daß dieß Gebet mit dem ersten und innigsten Worte beginne, welches unser kindlicher Mund stammelt, und mit dem Schlußworte, unter dem wir verscheiden möchten, endet und in seinen sieben Bitten, die zwischen Anfang und Ende liegenden, sieben Hauptstufen des Lebens andeute. Du warst kaum geboren unter dem Abendgeläute am Samstage, fuhr er nun fort, und Deiner Aeltern Herz hatte kaum einige Tage in Vater- und Mutterfreude geschwebt, da erbot sich Dir der Herr des Himmels und der Erde zum Vater und weihete Dich durch seinen Namen zu seinem Kinde, und war so die Taufe nicht Anfang und Erfüllung zugleich der Bitte: Geheiliget werde dein Name! Du erwuchsest und nahe an den Jahren der Jungfrau hattest Du mit der Erkenntniß Deiner selbst die Erkenntniß des ewigen Heils empfangen, und als Du nun knietest am Altare und weinend und betend eingesegnet wurdest, was war es anders, was erbeten wurde, als: Dein Reich komme! Das Herz erstarkte in diesem Segen, nun sollte es auch einen eigenen Kreis um sich bilden. O ich sehe Euch noch, als die neu Verlobten, wie Ihr vor den Vater tratet, der auch als Diener der Kirche vor Euch stand, und unter Thränen und Gebeten aller Anwesenden Eure Hände über dem Herzen des Vaters zusammen legtet, und über demselben von dem Herrn Trauungssegen erflehtet! Wir beteten mit Euch: Dein Wille

geschehe auf Erden, wie im Himmel! Indeß die Ehe, diese von Gott gestiftete Ordnung, hat ihre Herrlichkeit in Gott, aber auf Erden ihre Mühe. Wenn nun die Kinderschaar sich um den häuslichen Tisch lagert, und Vater und Mutter mit eben so viel Sorge, als stiller Herzensfreude in dem Kreise sich umsehen, und aller Hände sich falten, der Vater sein Haupt entblöß't, und aller Augen warten auf den Herrn, offenbart sich dann nicht alle irdische Mühe und alle himmlische Herrlichkeit der Ehe in der Bitte: Unser täglich Brod gieb uns heute! Indeß ein solches häusliches Leben tritt in gar vielerlei Verhältnisse zur Welt; da werden Pflichten versäumt, Hoffnungen betrogen, und man fühlt es wohl, daß sie im Argen liegt. O Kindlein, eilet zum Altare des Herrn, und bittet um innern Frieden des Herzens und gelobt den äußern mit der Welt; empfahet das heilige Nachtmahl des Herrn, damit ihr in beiden gestärkt werdet, und die Bitte Erhörung finde: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Allein wer könnte solche Erfahrungen machen, ohne daß sein Vertrauen zu sich selbst gebrochen, und dagegen die Zuversicht auf die Gnade des Herrn gemehrt werde? Man will fortan nur wandeln an der Hand einer allmächtigen Liebe, nur ruhen unter den Flügeln einer allweisen Barmherzigkeit, nur streiten unter dem Zeichen einer allgegenwärtigen Gnade. Nun ist das innere Leben mit Gott auf

seiner Höhe angelangt, wie früher das kirchliche und häusliche, und da ertönt die geheimnißvollste, aber seligste Bitte: Führe uns nicht in Versuchung. Wenn dann endlich Fallen und Aufstehen, Siegen und Unterliegen, sich Freuen und sich Betrüben lange genug gewechselt, und ein Greis, wie Euer alter Vater an den Abschied denkt, o laßt Euch sagen, der hat alles in die Hände jener ewigen, zuverlässigen Erbarmung gelegt, er flehet jetzt nur, daß der Herr ihm, wenn sein Stündlein kommt, ein seliges Ende bescheeren und mit Gnaden aus diesem Jammerthale zu sich nehmen möge in den Himmel. Kommt es dann, so sprecht ihr Amen und ich auch, und in meinem Amen liegt noch die Bitte, daß Ihr es auch einmal sprechen möget in gewisser Hoffnung und bis dahin betet mit mir: Erlöse uns von dem Uebel.

Wir waren unter dem Lesen in große Bewegung des Herzens gekommen und schwiegen. Da klangen die Töne des Abendgeläutes herein. Das waren die Augenblicke, in denen die Pfarrfrau einst das Licht der Welt erblickt hatte. Eine stille, heilige Feier war unter uns; viel unausgesprochener Dank, viel Gebet, das nicht laut wurde. Die geweihten Laute drangen immer heller und freudiger in die stille Kammer, und machten dem tief bewegten Herzen Raum, daß wir weinen konnten die Thränen der Freude. Solche Augenblicke können nur angedeutet werden für die, welche sie kennen, Ewigkeit, — das ist das einzige Wort, das für sie paßt, in allen seinen Beziehungen.

Nach einer Weile hörten wir Kindes-Tritte. Der kleine Adolf war es. Er schlug an die Thür und rief: „Mutter! Mutter!" Die Mutter öffnete ihm die Thür. Er lief auf sie zu und umfaßte ihre Knie mit einem wunderbaren Blick. Sie hob ihn auf, und er legte sich still an ihre Brust. Dann sah er mit funkelnden Augen empor und reichte der Mutter einen Kranz von Immergrün, aus dem einige Veilchen hervorsahen. Die Mutter konnte nicht antworten, Thränen drangen aus ihren Augen und sie streichelte dem Knaben die Wangen.

„Ich soll Euch rufen", sagte er. „Sie sind alle da, Großvater, Großmutter und die übrigen alle." Ich reichte der tief bewegten Gattin den Arm und führte sie in den glänzend erleuchteten Saal.

Eine Menge von Kerzen strahlte uns entgegen. Kunstvoll war eine reiche Bescheerung aus einander gelegt. Eine große Gesellschaft hatte sich eingefunden und unbemerkt versammelt. Ueberrascht, beschämt, fast niedergedrückt von so viel Liebe und Zuneigung sank sie in die Arme der Mutter und des Vaters.

O, es ist eine nicht hoch genug zu preisende Wohlthat des Herrn, wenn uns an unserm Geburtsfeste das Herz noch entgegen schlägt, unter dem wir das Leben empfangen, und die väterlichen Arme uns noch umschlingen können, die uns damals unter dem Weinen der Freude zum ersten Male segnend emporhoben! Gewiß, die gerührteste Feier des Geburtsfestes ist am Herzen des Vaters

und der Mutter, und wen der Herr lieb hat, dem erhält er sie bis in spåte Jahre!

Die Aeltern nahmen die Tochter in ihre Mitte. Adolf hieng sich an das Kleid der Mutter. Die Geschwister begannen einen Festgesang, in den wir Alle einstimmten.

Der Räuber Gnipperdinga.

In dem Stifte Trier lebte im Jahre 1581 ein gräßlicher Räuber und Mörder, mit Namen Gnipperdinga, oder auch von einigen Gropperrunge von Kerpen genannt, welcher das Land durch Raub und Mord in Schreck setzte. Er hatte sich in einem Walde unweit der Stadt Burgkessel eine Höhle zu seinem Aufenthalte erwählt, und sie ziemlich gemächlich eingerichtet, von wo aus er die Straßen nach Trier, Metz, Saarbrück, Simmern, Kreutznach u. s. w. übersehen konnte. Jeder Reisende, der auf diesen Wegen nicht in größerer Gesellschaft ging, wurde von ihm angefallen, ausgeplündert und gewöhnlich ermordet. Einst fiel ihm ein junges schönes Mädchen, Dorothea Teichner, in die Hände, die von Poppart nach Trier gehen wollte, um dort ihre Verwandten zu besuchen. Auch schon über diese war der Mordstahl gezückt; allein ihre ungemeine Schönheit und rührenden Bitten, bewegten dergestalt sein rauhes Herz, daß er ihr Le-

ben zu schonen versprach, wenn sie ihm in seine Höhle folgen und sein Weib werden wolle. Das arme Geschöpf, von Todesangst ergriffen, willigte ein, worauf er sie dann als Hausfrau in seine Mörderwohnung einführte. Er zeugte mit ihr mehrere Kinder, die er aber jedesmal, damit er durch sie nicht verrathen werden möchte, gleich nach der Geburt erwürgte und ihre todten Körperchen in den Aesten eines alten Baumes aufhing. Wenn dann der Wind die kleinen Gerippe hin und her bewegte und die Mutter um ihre Kinder jammerte, soll er gesagt haben: „Was klagst Du denn? — Sieh doch Deine Kinderchen spielen und tanzen, aber sie weinen nicht!“ Sieben lange Jahre lebte Dorothea in dieser schrecklichen Ehe, und wurde, wenn ihr Mann die Höhle verließ, um auf Raub auszugehen, jedesmal von ihm an eine Kette geschlossen, damit sie ihm nicht entlaufen möge. Einstmals kehrte er schwer verwundet von einem harten Kampfe zurück, und da er zu seiner Wiederherstellung einiger Heilmittel bedurfte, die in seinem Vorrathe sich nicht befanden, so schickte er nothgedrungen seine Frau deßhalb in die nahe gelegene Stadt Burgkessel, nachdem er ihr vorher einen schrecklichen Eid abgenommen, daß sie keinem Menschen das Geringste von seinen Verhältnissen entdecken wolle. — Als die Unglückliche aber das Städtchen erreicht hatte, wo sie zum ersten Male nach langen Jahren wieder Menschen um sich sah, kniete sie vor einem, auf dem Markte stehenden

Marien=

Marienbilde nieder, weinte und jammerte laut und klagte der Gebenedeihten ihr Leid. Das Volk versammelte sich um sie, hörte mit Entsetzen ihre schrecklichen Bekenntnisse, und auf diese Weise, durch die Beichte, die sie vor der Mutter Gottes laut ablegte, erfuhr denn auch die Obrigkeit das ganze furchtbare Geheimniß, ohne daß sie ihren Schwur gebrochen hätte. Man versprach ihr schleunige Hülfe, und gab ihr einen Sack Erbsen mit, den sie verstreuen und also den Weg zu der Mörderhöhle zeigen mußte. —

Dreißig geharnischte Männer folgten ihr alsbald, überfielen den Bösewicht im Schlafe und schleppten ihn gebunden nach der Stadt. Der vorgefundene Raub betrug einen Werth von 7000 Gulden, und sein während 13 Jahren geführtes Blutregister, nannte mehrere Hundert Ermordete. Seine Hinrichtung war eben so gräßlich als sein Verbrechen. Mit zerschlagenen Gliedern wurde er lebendig auf's Rad geflochten, wo er mehrere Tage noch gelebt haben soll.

Ernst.

Die Mordmaschine.

Aus den hinterlassenen Papieren des Kaufmanns W*** zu R***.

Vor mehreren Jahren hatte ich bereits eine eigne kleine Handlung errichtet, der ich mit meinem jüngern Bruder Karl, einem fleißigen und rechtlichen jungen Mann, gemeinschaftlich vorstand und die einen ziemlich guten Fortgang versprach. Gründliche Handlungskenntnisse und einige glückliche Speculationen hatten mich, wenn nicht zum reichen, doch zum wohlhabenden Manne, ein holdes Weib und ein paar gute Kinder zum glücklichen Gatten und Vater gemacht. Ich besorgte die häuslichen und mein Bruder, der unverheirathet war, die auswärtigen Geschäfte. Er besuchte die bedeutendsten Handelsplätze, zuweilen auch die Märkte kleiner Oerter, und war in seinen Unternehmungen immer glücklich. Die heiterste Zukunft schien uns zu lächeln. Doch der Schein trügt.

Einstmals hatte ich meinen Bruder mit einem bedeutenden Vorrath an Waaren nach einem ziemlich entfernten Orte, an dem ein Markt gehalten wurde, geschickt. Die besten Wünsche begleiteten ihn — und ich konnte, bekannt mit der Dauer des Markts, ziemlich genau seine Zurückkunft berechnen. Die Zeit derselben verging, eine Woche und mehrere, er kam nicht. Schon war ein Monat um, doch weder er selbst, noch Nachricht von ihm er-

schien. Ueberzeugt von der Rechtlichkeit seiner Gesinnungen, fiel es mir gar nicht ein, an dieser zu zweifeln — demungeachtet ward ich ängstlich. Es konnte ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen seyn. Ich beschloß, ihm nachzureisen. Mir war an seinem Leben, seiner Mitwirkung, seiner mir bisher erwiesenen Freundschaft viel gelegen. Das Räthsel mußte gelöst werden.

Mit Wehmuth nahm ich von Weib und Kindern Abschied, die ungewohnt, mich einige Zeit zu entbehren, mich ungern aus dem häuslichen Kreise entließen. Ich versprach meine Zurückkunft zu beschleunigen. Tag und Nacht setzte ich meine Reise zu Pferde fort. Nirgends fand ich Rast, bis ich den Ort erreicht hatte, wo der Markt gehalten worden war, und wo hoffentlich bestimmte Auskunft über meinen Bruder zu erhalten stand. Er war wirklich da gewesen, hatte sehr glückliche Geschäfte gemacht und war gleich, nach der Beendigung des Markts, mit einer bedeutenden Geldsumme zurückgereist, mit der in seinem Gasthof gethanen Aeußerung: sich sehr zu beeilen, um nur recht bald mir von dem glücklichen Erfolg seiner Geschäfte Bericht abzustatten. Immer größre Räthsel stießen mir auf. Der lange Zeitraum von mehr als einem Monate, der bereits über den Termin seiner Zurückkunft verflossen war; die glückliche Beendigung seiner Geschäfte; diese seinem Herzen so ähnliche Aeußerung und sein plötzliches Verschwinden konnte ich mir nicht erklären. Tausend Vermuthungen, denen

aber alle Gewißheit mangelte, drängten sich mir auf. So trat ich meine Rückreise an. Selbst hier ermangelte ich nicht, die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen, fand seine Spur bis auf mehrere Stationen und hatte beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Ein düstrer Wald nahm mich auf. Ein angenehmer Sommerabend hatte sich, nach einem gewitterschwangern Tage, schön über die Flur ausgebreitet. Schon war es ziemlich spät. Das einsame Heimchen zirpte nur sein einfaches Lied und die Nachtvögel rauschten über mir hin. Kein Wandrer begegnete mir mehr und ich spornte mein Pferd, um das Wirthshaus zu erreichen, das ich, auf der Herreise, in diesem Walde bemerkt hatte. Bald war ich da angelangt und freundlich empfangen. Man bot alles auf, mir eine gute Bewirthung angedeihen zu lassen. In völliger Abgeschiedenheit wohnten hier ein paar kinderlose Eheleute, mit einem Knecht und einer Hausmagd. Sie lebten vom Ertrage dieser Herberge und einiger, bei derselben belegnen Ländereien. An Arbeit und Einfachheit gewöhnt, schienen sie sich ziemlich glücklich zu fühlen und Herzlichkeit und Zuvorkommenheit hier zu Hause zu seyn. Ich hätte für diesen Abend in dem Kreise dieser Leute mich recht behaglich finden können, wenn das Schicksal meines Bruders und sein unerklärbares Verschwinden mich nicht in die wehmüthigste Stimmung versetzt hätte. Denn auch hier wurden Nachforschungen angestellt, seine Figur,

seine Equipage beschrieben, von seinen Geschäften, seinem Verschwinden und meinen Besorgnissen gesprochen: aber hier war er nicht gewesen und mir nun sogar seine Spur verschwunden, der ich seither noch immer gefolgt war.

Die Ungewißheit über sein Schicksal verleidete mir alles. Selbst Speise und Trank wollten mir nicht schmecken und frühzeitig bat ich, mir mein Schlafzimmer anzuweisen, welches auch geschah. Meine geringen Effecten, ein kleiner Mantelsack mit Wäsche und Geld und ein paar Pistolen, wurden mir nachgetragen und eine gute Nacht gewünscht. Es war eine helle, freundliche Mondnacht. Am nahbelegnen kleinen, mit dichtem Gebüsch umgebenen Bache, klagte die Nachtigall, und drüberhin, an der Gegenseite des Flusses, rauschten die dunklen Tannen. Ich hatte das Fenster geöffnet, das nach dem Garten führte und schaute, eine Pfeife rauchend, in die stille Nacht hinaus. Feierliches Schweigen lag über die Flur ausgebreitet. Eine seltsame Wehmuth ergriff mich. Ich weinte dem unergründlichen Schicksal meines Bruders eine Thräne. Kein Schlaf kam in meine Augen, obgleich ich vom Ritte ermüdet war. Das Licht war ausgebrannt und ein nächtliches Halbdunkel umfing mich. So war eine geraume Zeit verstrichen und Mitternacht schon vorüber. Ein leises Gebet eilte zum Vater der höchsten Liebe — und eben war ich im Begriff zu Bette zu gehen, als ein seltsames, doch nicht starkes Geräusch in meinem Zimmer mich

befremdete, und sich mir ein Schauspiel, das mein Haar sträuben machte, darbot. Kaum wagte ich vor Schreck und Bestürzung zu athmen.

Eine flüchtige Wolke war vorübergegangen. Der Mond erhellte das Zimmer und beschien mein Himmelbett. Leise sah ich jetzt die Decke desselben längs den vier Bettpfosten sich senken — eine mir seltsame und unerklärbare Erscheinung, die aber Grauen erregte. Tiefer und tiefer senkte sich dieselbe — schon war sie so weit, daß sie den Schlummernden erreichen konnte, als mit einem Male ein heftiger Druck erfolgte und sie mit den Kissen des Bettes in eine unzertrennliche Berührung kam. Fieberfrost schüttelte mich so in diesem Augenblick, daß ich kaum vermögend war, diese Erscheinung näher zu untersuchen. Doch die Nothwendigkeit siegte. Meine Thür war abgeschlossen. Ich schlich leise dem Bette näher. Der Himmel desselben, eine von Menschenhänden nicht aufzuhebende Bleiplatte, unten mit einem dicken Kissen von Daunen versehen, hatte sich mit seiner ganzen Last, durch eine an der Decke des Zimmers angebrachte Maschinerie, auf die Inlage des Bettes gesenkt. Der in demselben Schlafende mußte nothwendig ersticken. Selbst die Kräfte der Verzweiflung waren zu schwach, diese Masse zu heben. Auch mir war sie bestimmt gewesen. Kalte Schauer durchrieselten meine Gebeine. Nur die allwaltende Vorsehung hatte mich von diesem qualvollen Tode errettet.

Daß die Scene sich ändern würde, war zu vermuthen. Jeder Ausgang derselben blieb mir aber gleich schrecklich und gefahrvoll. Nur Entschlossenheit konnte mich aus den Händen gleisnerischer, heimtückischer Meuchelmörder retten. Mit meinen Pistolen bewaffnet, stellte ich mich hinter die Gardine des Bettes, entschlossen, mein Leben theuer zu erkaufen. Was ich vermuthet hatte, geschah. Die verschlossene Thür öffnete sich und herein schlichen zwei Gestalten,, die ich an ihrem Flistern für den Wirth und seinen Knecht erkannte. Wie durch Zauberei hob sich jetzt der Betthimmel in die Höhe und die Mörder bereiteten sich vor, ihr Opfer zu empfangen. Jetzt zielte ich auf den nächsten und der Schuß streckte ihn zu Boden. Ich stürzte hervor, um den Fliehenden zu haschen. Ein böses Gewissen gebiert Feigheit. Mir aber gab die Nothwehr Windesschnelle und Riesenstärke. Ich ergriff ihn noch glücklich, als er eben die Thür erreicht hatte. Es war der Knecht und, wie der todte Wirth, unbewaffnet, da ihr Opfer ihnen zu gewiß schien. Ich riß ihn zu Boden und setzte ihm die Pistole auf die Brust. Ein Engel mit dem Racheschwert kam ich mir jetzt vor. Die Nemesis hatte ihn ereilt. Er bat flehentlich um sein Leben, schwur, mir alles zu entdecken und versicherte mir, daß er nur gezwungen durch seinen entseelten Herrn, diesem seinen Beistand hätte leisten müssen. Niemand im Hause rührte sich. Alles stille. Keine verdächtige Bewegung. Nochmals erklärte ich ihm, daß er

sterben müsse, und ich ihm nur wenige Augenblicke Zeit lassen könne, sich mit seinem Schöpfer zu versöhnen. Er winselte wie ein getretener Wurm. „Mitleid auch dem Bösewicht," dachte ich und versprach ihm das Leben zu schenken, wenn er die Bedingungen eingehen wolle, die ich ihm vorschreiben würde. Er war zu Allem bereit und beschwor sie mit den feierlichsten Eiden schon im Voraus. Jetzt hieß ich ihn aufstehen, mit der nochmaligen Versicherung, daß der geringste Versuch, zu entfliehen, ihm das Leben kosten würde. Dann mußte er mir den Zusammenhang der Mordmaschiene enthüllen, mir alles erzählen, seit wann sie im Gange und ob viele Menschen bereits durch sie umgekommen seyen; ob das Personal des Hauses aus noch mehreren Personen, als ich bereits gesehen, bestände, ich mit Sicherheit und ohne Verrath zu befürchten, das Haus verlassen könne u. s. w.

Es schien sonst ein redlicher Kerl, denn haarklein entdecket er mir Alles — daß er Dienst suchend hieher gekommen, dann aber, unter der Bedrohung der Todesstrafe, habe hülfreiche Hand leisten müssen — eben so sey es mit der Magd, die mit dem Weibe des Wirths auf dem Boden des Hauses die Maschinerie geleitet habe — sonst seyen keine Bewohner des Hauses mehr vorhanden. Schon manches Opfer war während der Zeit seines Hierseyns (und, der Beschreibung zu Folge, selbst mein Bruder, den ich so schmerzlich vermißte) unter dieser Maschine geblieben und im nahgelegenen Walde

verscharrt worden. Man denke sich, wie mir bei dieser Erzählung zu Muthe war. Thränen entrannen unwillkührlich meiner Wange. Mein Glaube an den Edlen war gerechtfertigt — todt konnte er, aber nicht untreu seyn.

Mir ward unheimlich bei dem Gedanken, welcher Gefahr ich entgangen war, bei dem Anblick der Mordmaschiene, unter der mein guter Bruder seinen Geist ausgehaucht hatte. — Der Tag brach an. Ich beschloß meine Reise fortzusetzen und befahl daher dem Knecht, mit mir zugleich hinab zu gehen, mein Pferd in meiner Gegenwart zu satteln und dann mich zuvörderst zu der Stelle zu führen, wo der Leichnam meines Bruders verscharrt war. Es geschah. In dem Unterhause regte sich niemand. Er mußte mir die Wirthin suchen helfen. Kein Schlupfwinkel blieb unerforscht, aber nirgends war sie zu finden. Sie war entflohen, soll aber später durch eine bedeutende Summe Geldes, die sie bei sich führte, verdächtig erschienen und ihrer Strafe nicht entgangen seyn. Dem Knecht stellte ich frei: sich entweder dem Gericht auf Gnade und Ungnade zu ergeben, oder sein Heil in der Flucht zu suchen. Er zog das erstere vor, nachdem er mich zuvörderst nach der Grabstätte meines Bruders geführt hatte. Er grub — und bald erblickte ich den Leichnam — es waren seine Ueberreste — von Schmerz durchdrungen sank ich neben der Grube hin. —

Nachdem ich wieder Herr meiner selbst war, hieß ich ihn die Grube wieder verschütten, bestieg

mein Pferd und trat, in seiner Begleitung, meinen Weg zur nächsten Gerichtsbarkeit an. Die Anzeige erregte Erstaunen, die eigne Ueberlieferung des Knechts aber Rührung und Theilnahme. Ihm ward Gnade — und er schickte sich zur Ueberliefernng des Mordnestes, ich aber zu meiner Rückreise an. Meine Familie, meine überstandene Gefahr berücksichtigend, schauderte und weinte meinem Bruder heiße Thränen. Jetzt schlummert er in unserm Familienbegräbniß, und oft wallen wir zu seinem Hügel und seufzen wehmüthig: „Ruhe seiner Asche!"

Der nächtliche Gast.

Eine Erzählung.

Es war um das Pfingstfest, als die Söhne eines reichen Freiherrn im schönen, am Neckar gelegenen, väterlichen Schlosse zum Besuch von der Universität erwartet wurden. Den grünen Frühling, die jugendliche Natur, die Berge, den Strom und vor allem den Vater und das hübsche Mühmchen Bertha wollten sie in den kurzen Ferien begrüßen.

Der Freiherr war schon den ganzen Tag unruhig umhergegangen. Die Erwartung ließ ihn bei keinem Geschäfte lange verweilen. Zudem war es für die Jahreszeit ungewöhnlich heiß, an Entgegenreiten, wie er es früher gewollt, war in den warmen

Tagesstunden nicht zu denken. Wer wußte auch, wo die Abentheurer umherzogen und was sie auf dem Wege noch für Jugendpossen nebenher trieben? — Wohl zehnmal war der Tubus schon aufgelegt und hindurch da über die Thal-Krümmungen weg die grosse Landstraße entlang gesehen worden, allein es ließ sich immer noch nichts blicken.

Der Abend kam heran. Bertha zankte jetzt laut mit den saumseligen Vettern, wie sie es denn schon längst im Innern gethan hatte; ihre ehmalige Aufseherin Madame Barener, ein gutes unschädliches Wesen, das man gern im Schlosse gewähren ließ, schnupfte, ungedultig über das verspätete Abendessen, stärker und schneller als gewöhnlich Taback, und prophezeiete der ohnehin verdrüßlichen Bertha, sie werde sich draußen auf dem Altane erkälten, die Nachtluft wehe recht empfindlich kalt über den Fluß herüber. Kalt! rief Bertha, nun, Gott segne Ihrem Blute die kühle Temperatur, es ist ja schwül zum Ersticken in der Luft, und südlich vom Schwarzwalde herauf thürmen die Wolken ihre weißgeränderte Kuppen auch immer tiefblauer übereinander, Blitze flackern am Saume wie Strohflammen auf, bestimmt kommt ein Gewitter, und recht wäre es den Ungezogenen, wenn sie so, durchnäßt und vom Sturme zerzaust, mühsam durch die Nacht irren und vielleicht gar noch in einer elenden Hütte bei schlechter Kost und hartem Lager eine Zuflucht suchen müßten! Ich gönne ihnen alles erdenkliche Ungemach für die Pein getäuschter Erwartung, die

sie uns durch zwölf unerträgliche Stunden bereiteten.

— Der Freiherr lächelte, und gefiel sich, wie immer, den leicht gereitzten Unwillen der fast ein wenig durch ihn verzogenen Nichte durch tausend Neckereien zu steigern. Ich dächte, sagte er treuherzig, wir setzten uns nur immer zu Tische, schlössen Thüren und Fenster, und überließen es dem Ungefähr, was es aus den Wildfängen, die, Gott weiß, bei welchem hübschen Mädchen verweilen mögen, nun noch machen will. Madame Varener winkte ihm beifällig zu, doch Bertha meynte, mit sichtlich steigender Unruhe: am Ende könne den Vettern auch wohl ein Unfall zugestoßen seyn, und Pflicht sey es, jemand zu Pferde die Landstraße hinabzuschicken, vielleicht, daß man so doch wenigstens erführe, ob sie überall auf dem Wege wären?

Wissen Sie was? entgegnete der Freiherr, wir Beide, Nichte, sollten uns aufmachen. Abentheuer gegen Abentheuer! Wir überfallen sie, wo wir sie finden. Ich lasse Ihnen den Rappen satteln, Sie müssen sich recht stattlich darauf ausnehmen. Wir durchziehen so den Wald, der Blitz leuchtet uns durch die Nacht, vom Donner hören wir nichts, wir singen wilde schauerliche Lieder, eine von Ihren Schottischen Balladen, Nichte, wobei einem die Haare vor Graus zu Berge stehn.

O Gott! wie Sie noch spaßen können! entgegnete Bertha unwillig. Hören Sie doch nur, wie es schon so schauerlich in der Luft rauscht, die Wolken

gegen einander, der Blitz wird immer feuriger, das Gewitter naht gewiß mit ganz fürchterlicher Gewalt.

Warum fürchterlich? lachte der Freiherr, wir sind ja in dem felsenfesten Schlosse wohl so ziemlich vor Feuer und Wassersnoth gesichert! nun, und den Reisenden gönnen wir die bittere Verlegenheit, nicht ein noch aus zu wissen, ganz gern. Ferdinand freilich hatte erst im Winter einen bösen Fieberanfall, doch Rudolf — „Oheim!" rief Bertha, im Begriff, seinem Gespötte zu entfliehen, „Sie martern mich zu Tode." —

Doch jener hielt sie sanft bei der Hand, indem er mit freundlichem Ernste sagte: bleiben Sie, bleiben Sie, kleine Ungeduld! aber hüten Sie sich, das Schicksal so keck herauszufordern, es nimmt uns oft auf unwillkommene Weise beim Wort.

Bertha ward ganz betreten. Sie sagte nichts mehr, sondern saß neben dem Oheim auf dem Altane nieder, wo sie nun beide den Blick in der Dunkelheit verloren, von der heraufziehenden Gewitterluft beklommen, in immer steigender Erwartung schweigend neben einander saßen und keines von ihnen weder zanken noch necken mochte.

Die Nacht lag ganz schwarz auf der Erde. Fast blendend durchschnitten sich von allen Seiten aufflammende Blitze. Bertha fuhr oft unwillkührlich mit beiden Händen vor die Augen, dumpf rasselte der Donner zwischen den Bergen hin. Madame Barener hatte längst ihr Bouillon getrunken und sich auf ihr Zimmer geflüchtet, wo der gutmüthige

alte Haushofmeister und des Fräuleins bestürzte Zofe ihr einen Theil der Gewitterangst tragen halfen.

Sie kommen nicht mehr! sagte jetzt der Freiherr, wie drein ergeben, daß die freundliche Hoffnung für diesmal nun doch nicht länger ausdauern wollte. Es ist unbegreiflich! seufzte Bertha. Ihr bewegtes Herz konnte sich nicht so leicht beruhigen, es schlug noch den Erwarteten entgegen, es war etwas in ihr, das Blick und Gedanken immer wieder auf denselben Fleck richtete, und die geheime Zuversicht festhielt.

Ferdinand, der strenge ritterliche Ferdinand, dessen unverbrüchliches Wort nie eine zweideutige Auslegung, kein Umgehen, keine Unzuverlässigkeit denken läßt, hatte es ja so bestimmt geschrieben, niemanden war bis heute ein Zweifel eingefallen. Warum nur jetzt? Daß es spät, daß es Nacht war, verschlug doch eigentlich so viel nicht, um allen Glauben zu verlieren!

Bertha wußte zudem, was Ferdinand hieher zog? Er liebte sie seit den Kinderjahren, und längst war es unausgesprochen, dennoch angenommen, daß sie ein Paar werden sollten. Sie hatte das tausendmal von Madame Barener gehört, welche hierin von frühe an ein unschuldiges Mittel sahe, Berthas lebhafter Phantasie bestimmte Bilder unterzuschieben, und wie die gute Frau sagte, auf solide Manier zu beschäftigen.

Das schöne, lebhafte Mädchen war eine elternlose, sehr bemittelte Erbtochter, Ferdinand der zweite Sohn, beide durch Verwandschaft verbunden; ohne

gerade den äußern Verhältnissen des Lebens einen größern Einfluß einzuräumen, als billig, so lag für Jedermann doch eine gewisse herkömmliche Nothwendigkeit in dieser Verbindung. Bertha war in die bestimmte Vorstellung davon hineingewachsen, sie hatte sie liebgewonnen, und Ferdinand dazu, ob er ihr sonst wohl in vielem zu streng, zu feierlich, ernst und bestimmt, und seine Liebe zu melancholisch dünkte. Zeit und Trennung hatten indeß auch dieser das Düstere genommen, so wie sie den ganzen Menschen unwillkührlich in eine ideale Ferne zurückstellten. Heute nun besonders stand der denkende, sinnige Jüngling als eine überaus interessante Gestalt vor Berthens Seele, sie mahlte ihn sich mit den wunderbarsten, phantastischen Farben aus, und brannte vor Begier, ihn nach der jüngst bekämpften, vielleicht noch nicht ganz verwundenen Krankheit wieder zu sehen.

Irre ich, sagte jetzt der Freiherr, oder ist es wirklich ein Reiter, den ich im Blitzeslichte dort unten an den Ufernhügeln zu bemerken glaubte? — Gott, nein, entgegnete Bertha hastig, ich sehe ihn deutlich den schmalen Pfad hinan sprengen, aber Oheim — sie hielt beklommen inne. — Es ist nur Einer. Meynen Sie? fragte jener. Sie nickte bejahend, ohne ihn ansehen zu können.

Es ist mir auch schon aufgefallen, fuhr der Freiherr fort, doch lassen Sie uns noch nicht zu frühe sorgen, wir wissen kaum, ob es überhaupt einer von beiden — — wildes Sturmgeheul' und krachender

Donner verschlangen hier des Oheims Worte. Das Unwetter nahete immer bedrohlicher, die Thüren nach dem Altane schlugen klierend gegen einander, Bertha schrie laut auf, der Freiherr zog sie nach dem Saale zurück, und kaum noch schloß er das Gemach, als Blitz und Schlag schnell wie ein Gedanke das Gebäude zu erfassen schienen, und heller Feuerschein die Terassen erleuchtete.

Bertha war unwillkührlich in die Kniee gesunken. Madame Barener stürzte mit dem ganzen Gefolge erschrockenen Gesindes verzweifelnd herein, doch der Freiherr trat scheinbar ruhig vom Fenster zurück, indem er nicht ohne einige Bewegung in der Stimme sagte: Es ist nichts! der Blitz hat die Linde am Steinwege gezündet, doch unten, hart an der Felswand, liegt ein Reuter unter seinem Pferde, das vielleicht getroffen ward, ich sahe beide, wie zusammen brechend, niederstürzen. Eilt darum, Hülfe zu schaffen, wenn —

Es war sichtlich daß ihm die Worte wie die Kniee versagten, denn er hatte sich setzen müssen und vermochte nichts weiter, als mit der Hand hinauszuwinken, indeß er die Augen fast scheu nach dem Fenster richtete.

Doch hier war es während dem ganz dunkel geworden, der Regen goß in Strömen herab, die Linde dampfte wie ein verkohltes Holzscheit. Madame Barener saß, ein Tuch vor den Augen, ganz zusammengesunken in einem Lehnstuhle, und betete unter schmerzhaftem Wiegen des Oberleibes ein Ave

nach

nach dem andern in ihrer Mutterſprache, ihr kleiner Mops ſaß zu ihren Füßen, blinzelte mit den Augen, als könne er den Blitz nicht ertragen und klaffte von Zeit zu Zeit wie von heftigen Schmerzen durchzuckt. Der Freiherr ging mit völlig wiedergewonnener Faſſung auf und ab, Bertha hatte, gleichgültig gegen Sturm und Regen und den krachenden Donnerſchlägen, das Fenſter weit aufgeriſſen und ſtierte in die Nacht hinein, ob ſie nichts von dem verunglückten Reiter entdecken könne? als es auf Treppe und Vorſaal lauter ward und ein hereintretender Bediente meldete: man bringe den Fremden, welchen man ohnmächtig unter ſeinem Pferde liegend, und am Kopfe blutend gefunden habe, in das Schloß.

Der Fremde! ſchrie Bertha auf, Gottlob! alſo keiner von den Brüdern! Wo iſt er? wo iſt er? rief der Freiherr, das erleichterte Herz dem Leidenden um ſo williger öffnend, und in einer Anregung, welche die ſchwindende Angſt noch zurückließ, eilte er dem Unbekannten entgegen.

Doch ſchon auf der Treppe begegnete er dieſem, wieder völlig beſonnen, von zwei Leuten des Hauſes geführt, den Kopf mit bunten Tüchern umwunden, welche dem bleichen ausländiſchen Geſicht etwas beſonders Auffallendes gaben, die, welche ihm beigeſtanden, gingen noch mit Laternen vor ihm her und geleiteten ihn ſo langſam bis in den Saal, in welchem ihm der Freiherr und ſeine Nichte eilig einen bequemen Seſſel entgegenſchoben und mit leiſer inniger Theilnahme begrüßten.

Der Fremde trug einen langen, knapp anschlies-
enden braunen Oberrock, über die Schultern, wie
zufällig übergehangen, und mit der übrigen Kleidung
in gar keiner Uebereinstimmung, einen Säbel an schwar-
zem glanzledernen Bandelier. Er war überaus schlank,
von zarter Gesichtsbildung und feinem Gliederbau,
jung, hoch gewachsen und vornehmen Ansehens. Aus
seinem dunkeln Auge schien für den Augenblick alles
Feuer zurückgewichen, doch war es, wenn er es auf-
schlug, als sehe man in eine eigene glänzende Tiefe
hinab, Stirn und Braune konnte man schön nennen,
die Form des Gesichts war gleichwohl zu schmal,
der Mund ein wenig zurückgebauet, das Kinn da-
durch vorstehend, doch fast bezaubernd erschienen
Blick und Mienen unter dem Sprechen, und der
weiche, leise Klang der Stimme drang tief in die
Seele.

Seiner leichten Equipage nach hatte er nicht
das Ansehen auf einer weiten Reise zu seyn, man
hätte ihn eher auf einem Spatzierritt geglaubt. Deß-
halb fiel es auf, daß einer der Leute ein paar gela-
dene Terzerole brachte, welche man der Vorsicht hal-
ber aus dem Sattel gezogen und dem Fremden nach-
getragen hatte. Dieser warf einen düstern Blick auf
die Waffen und bat den Freiherrn mit bewegter
Stimme, sie einzuschließen, bis er sie ihm abfordern
werde, da er doch in dieser Nacht von seiner Gast-
lichkeit Obdach und Ruhestätte zu erwarten habe.

Der Freiherr nahm sogleich dem Bedienten die
Terzerole aus der Hand und ging damit nach einem

anstoßenden Zimmer. Der Ordnung wegen und weil er überall eine Liebe zu den Waffen hatte, rieb er diese, deren schöne Arbeit und feiner Stahl ihm gleich das Vaterland verriethen, sorgfältig an den Aufschlägen seines Kleides ab. Als er sie darauf wieder besahe, fielen ihm kleine Blutfleckchen auf, die zufällig angespritzt schienen: das wird vom Pferde seyn, dachte er, welches, wie er erfahren, scheu vor dem Gepraffel des Donners seitwärts prallte, und den schmalen Rand des Pfades überschreitend, hinabstürzte und das Genick brach.

Der Fremde ward sichtlich unangenehm erregt, als er den Tod des Pferdes bestätigen hörte, den er fürchtete, da man ihn bewußtlos unter demselben hervorgezogen hatte. Er fragte, ob ihm der Freiherr nicht ein taugliches ablassen könne? da er Willens sey, mit dem vollen Tage wieder von hier aufzubrechen. Dieser, welcher in den lebendigen Mienen wie in der letztern Aeußerung selbst, Spuren des eintretenden Wundfiebers zu sehen glaubte, und auch schon vom Haushofmeister, der einige Chirurgische Kenntnisse besaß, die Verletzung als nicht unbedeutend beschreiben hörte, bat seinen Gast, für jetzt nur alle Reisegedanken dahingestellt seyn zu lassen, und dafür lieber die Ruhe, welcher er bedürfe, zu suchen.

Ein seltsamer Zug von Trauer und Bitterkeit zuckte um des Unbekannten Mund, als er das Wort Ruhe wie ein höhnendes Echo von seinen Lippen zurückklingen ließ. Er wollte aufstehen und seinen allsorglichen Wirth überzeugen, daß er rüstig genug

sey, einen neuen Ritt zu unternehmen, als er bleicher werdend in den Sessel zurücksank, und die unerträglichsten Stiche im Kopfe ihn fast des Bewußtseyns beraubten.

Auch das noch! stöhnte er leise. Bertha glaubte ihn sterbend. Eilig entriß sie Madame Barener ein Fläschchen flüchtigen Salzes, das diese aus ihrem Busen zog, im Begriff, den armen interessanten jungen Mann damit ins Leben zurückzurufen. Der Fremde drückte Berthas Hand mit angenehmem, schmerzlichen Lächeln zurück, als wollte er sagen: dagegen giebt es doch kein Mittel. Er sahe Bertha hier zum erstenmale genauer an. Ihr schönes feuchtes Auge, die lebendige Theilnahme in den sprechenden Zügen, zwang ihm einen zärtlich dankenden Blick ab; unwillkührlich streiften seine Lippen ihre Finger. Mit diesem Traumgesicht, lispelte er leise, lassen Sie mich einschlafen. Der Freiherr winkte, daß man ihn auf sein Zimmer trage, wohin er ihn selbst begleitete und dafür sorgte, daß Pflege und Erleichterungen aller Art ihm nicht fehlten.

Dem Himmel sey Dank! sagte Bertha, als Madame Barener sie auf ihr Zimmer begleitete, mein Traum ist aus und seine Bedeutung eine ganz andere, als ich unter tausend Aengsten fürchtete. Wie ist es möglich, entgegnete die zurechtweisende Bonne, daß eine wohlerzogene Person auf so etwas das Mindeste giebt! Sie träumten — nun wohl — was ist das weiter — Träume — ich erinnere mich, es Ihnen oft gesagt zu haben — Träume — nun mein Gott

das sind Träume! Ich weiß schon, fiel Bertha ungeduldig ein — Nun seh'n Sie wohl? darum eben! bestätigte Madame Barener. Aber was träumten Sie denn eigentlich, liebes Kind? fragte sie besorgt. Berthan lag der kleine Triumph, den jene ihr hiermit einräumte, für diesmal allzunahe, sie übersahe ihn oder ließ ihn fahren, indem sie heftig sagte: denken Sie um Alles in der Welt: es kam ein buntscheckig geputzter Mann mit toller, quäkender Musik den Hof heraufgezogen und gerade zum Hause hinein. Anfangs hatte ich darüber gelacht, nachdem ward mir's aber ängstlich, um so mehr, da Alle andre auch lachten und geheimnißvoll thaten, so daß ich nicht wußte: steckte hinter der närrischen Mummerei wer anders dahinter? Es ängstete mich entsetzlich, daß es Rudolf oder Ferdinand seyen, und ich sie aus den bunten Lappen und wunderlichem Flitterwerk nicht herausfinden könne. Ich wollte immer näher herantreten, aber dann blieb ich vor unwillkührlichem Lachen und innern Graus wie eingewurzelt stehen, indeß die fremde, aufgestutzte Larve mir vertraulich zunickte und die häßliche Musik lauter schallen ließ. Als ich erwachte, fuhr Bertha fort, dachte ich gleich an ein Unglück; denn Geputztseyn und Lachen und Kommen und doch nicht sichtbar werden, das bedeutet Tod oder Krankheit! Gott Behüte! sagte Madame Barener kopfschüttelnd, Sie haben eine recht horrible Manier, Ihre Träume auszulegen! Todt! — Ei wer soll denn auch hier sterben? Ich denke Niemand, lachte Bertha, aber

gestehen Sie mir, der von der Nacht verhüllte Reiter, die grauenhaften halb kenntlich machenden Blizze, meine Sehnsucht und meine Angst, den Unbekannten genauer zu sehen, alles, alles trifft mit dem Traume zusammen.

Madame Varener klopfte ihr lächelnd die schönen, blühenden Wangen, und bat sie, diese Nacht weniger omineux zu träumen. Sie wollte eben das Zimmer verlassen, als sie noch einmal undrehete und mit einem: Apropos von unserm Gaste, wieder vor Bertha hintrat. Was halten Sie von ihm? fragte sie bedeutend. Ich? — lachte jene, wie meynen Sie das, gute Madame Varener. Ich meyne, entgegnete diese schnell, daß dahinter etwas steckt, etwas recht, recht Besonderes! Denken Sie an mich, Bertha! es ist ein Prinz — ein Regent im Incognito — Na, bon soir, Kind — Sie träumen schon halb — ich will Sie nicht länger stören, aber erinnern Sie sich que c'est la pauvre vieille Varener qui l'a dit!

Sie ging. Bertha sagte in sich: Sollte Sie recht haben? Der Fremde kam ihr selbst so anders, wie alles, was sie sonst je gesehen, vor. Und verglich sie damit die Vettern, die doch auch jung, vornehm und wohlgebildet waren, — so sahen sie dennoch nicht aus.

Die Vettern! wo sie wohl seyn mochten? und warum sie nicht kommen? Es fiel ihr, nun sie so ruhig im Bette lag, die Angst und Sorge von vorhin gehoben war, doch wieder recht schwer auf's

Herz. Wenn Ferdinand krank geworden wäre, sollte Rudolf nicht wenigstens geschrieben haben? — Es kam zu keiner recht deutlichen Vorstellung mehr in ihr, der Schlaf überwältigte sie, lose flatterten die Gedanken umher. Der Fremde, Franz krank und im Bette liegend, Rudolf rasch und heftig, wie er es im Leben immer war, — alles floß bunt untereinander in den verdämmernden Sinnen. Da war es ihr, als rasselte es mit starken donnernden Schlägen an der Schloßpforte. Sie konnte sich nicht recht besinnen. Es ist wohl ein neues Gewitter! glaubte sie zu denken. Sie schlief wieder darüber ein, ganz dumpf klang das wiederholte Pochen durch die Nacht ihrer Gedanken. Jetzt plötzlich rief etwas ihren Namen. Sie fuhr entsetzt auf, es war Ferdinands Stimme. An allen Glieder zitternd hörte sie ihn an der Thür ihres Vorzimmers sagen: Steh'n Sie auf, Bertha, ich muß Sie eilig sprechen.

Gott im Himmel! was ist geschehen? dachte die Erschrockene, die, noch halb von den losen Nebeln des ersten Schlummers befangen, kaum wußte, was sie sahe und hörte! Weint er nicht? sagte sie aufhorchend. Ihr war als schluchzte er. Mit bebenden Füßen sprang sie aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid über und trat nun so in der ersten Dämmerung dem lang Ersehnten mit ängstlich klopfendem Herzen und einer Pein der Ungewißheit entgegen, die ihr Sprache und klares Bewußtseyn raubte.

Als sie die Thür zögernd von sich weg dem geliebten Freunde entgegen drückte, pfiff der Sturm

vorüberfliegender Gewitterwolken heulend durch das Gemach, grau und regnicht sahe der Morgen durch das geöffnete Fenster, in welchem Ferdinand, sie erwartend, das Gesicht in beide Hände gedrückt lag. Die Bäume schüttelten ihre träufelnden Blätter, das Laub rasselte so ängstlich als flüsterten eilige Stimmen, Bertha blieb erschrocken stehen. Ferdinand wandte endlich das todbleiche Gesicht zu ihr hin. O Bertha, Bertha, schluchzte er, ganz überwältigt in ihre Arme stürzend, welch ein Wiedersehen!

Die Fluth hervorquillender Thränen verschlang in Beiden Worte und Gedanken. Es war auch, als sträube sich etwas in ihnen gegen die unabwendbare Erläuterung dessen, was schon in seiner dunkeln Unbekanntschaft so fürchterlich lastete.

Daß ich allein komme Bertha, sagte endlich der schmerzlich bewegte Jüngling — es erklärt Ihnen meinen Schmerz. Rudolf? — fragte sie zögernd. Er nickte mit heftiger Gebehrde bejahen, indeß er im Zimmer auf und abgehend, dumpf in dem vorgehaltenen Tuche wimmerte. O Gott! o Gott! rief er jetzt mit zum Himmel gehobenen Augen und Händen, der Vater, der arme, arme Vater!

Bertha saß auf einem Bänkchen im Fenster nieder. Sie hatte nicht den Muth, weiter zu fragen. Das Gräßliche: todt? — wirklich todt? schwebte auf ihren Lippen, ohne darüber wegzukönnen.

Ja, Liebe, sagte jetzt Ferdinand, von der Nothwendigkeit, sich fassen zu müssen, bezwungen, matt und ergeben, wir müssen nun doch den Vater wecken.

Thun Sie es, ich darf nicht so unvorbereitet vor ihn hintreten. Es rieselte Berthan eiskalt durch die Adern. Was, fragte sie leise, soll ich ihm aber sagen, damit er nicht dennoch allzusehr erschrecke? Ferdinand wandte sich ab, um ihren wehmüthig rührenden Blicken zu entgehen. Lieber Himmel! seufzte er nach einer Weile, es kann doch alles nichts helfen! wissen muß er es doch! und Zeit haben wir auch nicht übrig, denn jede Minute wägt hier schwer wie ein Leben, deßhalb nur rasch, Liebste, ehe ihn der Lärm im Hause und der vorrollende Wagen weckt, denn alles ist bereit, wir müssen im Augenblicke fort zu dem Sterbenden hin, der ängstlich den Vater verlangt.

Also nicht todt? rief Bertha freudig. O warum denn so verzweifelnd trauern! O Gott, lächelte Ferdinand fast bitter, wüßten Sie, wie der letzte Lebensfaden fast durchschnitten ist, wie die verfluchte Kugel ihm das Innerste getroffen hat, Sie würden, wie ich, nicht Trost, nicht Hoffnung kennen. Die Kugel? sagte Bertha — Himmel! ein Duell also? —

Der Wagen ward in diesem Augenblicke aus der Remise geschoben. Beide bebten in des Vaters Seele vor dem Tone zusammen. Es ist die höchste Zeit! rief Ferdinand. Bertha sah ihn einen Augenblick ungewiß an, dann flog sie, die Hand auf das ungestüm schlagende Herz gedrückt, den langen Corridor hinab zu des Freiherrn Schlafgemach.

Sie glaubte in den Tod zu gehen, als sie nun in das dunkle, von aller Lebensstörung abgeschiedene

Zimmer trat, und der theure, friedliche Greis so ruhig athmend hinter den zugezogenen Vorhängen schlief, so daß nicht einmal der hellere, durch die Thüre hineinfallende Lichtschein ihn wecken konnte, und sie nun wirklich die Gardinen theilen und ihn aufrufen mußte zu Schreck und quälender Angst.

Leise, kaum hörbar, hatte sie mehrmals: Oheim, lieber, guter Oheim gelispelt. Der Ton sträubte sich ihr in der Brust, und dennoch mußte sie ihn erhöhen; der Festschlafende war so nicht zu erwecken. Bertha drückte ihre bebenden Lippen auf seine Wange, es zuckte ein wenig über das liebe ruhige Gesicht. Mehr der Athem als die Worte der Flüsternden rissen ihn endlich aus dem süßen Selbstvergessen auf. Wollen Sie etwas, Nichte? fragte er verwundert, dann aber plötzlich aufgerichtet setzte er, sich besinnend, hinzu: Aha, sie sind nun doch wohl noch gekommen! ich habe es wohl gedacht. Nun, ich bin gleich da — Aber — er sahe Bertha scharf an — warum, wenn meine Söhne kamen, weckten — Sie sind wohl nicht gekommen, Nichte? fragte er mit verändertem Tone, es ist sonst etwas vorgefallen. Ferdinand, mein bester Oheim, fiel Bertha rasch ein, steht hier hinter mir in der Thür, er wird, — er bittet —

Sie konnte nicht weiter, sie flog auf den armen Jüngling zu, der nun nur lieber rasch vortrat, und das lange verwunderte Nun — des Vaters mit einer lebhaften Umarmung und der trüben Bitte beantwortete: Stehn Sie auf, mein bester Vater,

wir müssen sogleich zu Rudolf, der zurückblieb und Sie sehen will. Der Freiherr erbleichte, doch sagte er gesammelt: ihn hindert nur Krankheit, keine Schuld am Kommen? Krankheit, fiel Bertha schnell ein. Er athmete tief auf. Was fehlt ihm denn? fragte er nach kleiner Pause. Er ist verwundet, entgegnete Ferdinand. Eine Ehrensache also, fuhr der Freiherr fort, nun, es ist des Edelmanns Beruf, für die Ehre Blut und — Er hält wie vor dem Worte erschrocken, inne. Er ist wohl sehr schlecht? sagte er darauf, als sei jetzt erst das ganze Gewicht der traurigen Botschaft bis zu seinem Herzen gedrungen. Ferdinand küßte seine Hand. Der Vater winkte beide hinaus. Ich komme! sagte er mit sanft beruhigender Miene. Sie verließen ihn, seinen Schmerz als eine neue Last mit zu der ihrigen hinwegnehmend.

Was aber, sagte Bertha, als sie mit dem Freunde allein war, was hat das blutige Ereigniß veranlaßt? Eine Zufälligkeit, Liebe, entgegnete Ferdinand, wenn wir irgend etwas so nennen dürfen, eine Zufälligkeit an sich von so geringer Bedeutung, daß man kaum die hämische Schicksalstücke dahinter vermuthen sollte. Wir gingen, erzählte er neben Bertha niedersitzend, eine schöne Gemäldesammlung zu besehen, welche neuerlich viel Beschauer herbeigezogen hatte. Auch heute fanden wir Bekannte und Unbekannte dort. Unter den letztern fiel Rudolfen ein Mann von unglücklicher Phisiognomie unangenehm auf. Er stand vor einem Bilde Carls des Fünften,

dessen tiefsinnige, fast grauenhafte Seltsamkeit allgemein interessirte und Unkundige wie Sachverständige auf magische Weise fesselte.

Auch Rudolf trat davor hin. Der Fremde sagte, verbindlich zu ihm gewendet: man sieht es diesen wunderlich überfüllten Augen an, daß sie zu viel vom Leben sahen, und sich in einer Klosterzelle schließen mußten! Rudolf war in seiner kecken übermüthigen Laune. Ganz recht, entgegnete er leichthin, kommen die Augen wie trübe gewordene Gläser vor, die kleine und dürftige Bilderchen von den Dingen in dem Innern zurückwerfen und dieses, weil sie es nicht füllen können, vor sich selbst weiter und größer erscheinen lassen, als es ist, daher die Tragikomödie der Abdankung und des Lebendig-Begrabens. Ich war hier hinzugekommen. Mich ärgerten die letzten Worte und mäßig mußte ich den Fremden nennen, der mit bescheidenem Tone und Mienen nichts weiter entgegnete, als: ich empfinde es anders.

Ich sahe hier wie Rudolf seinen Nachbar mit einer gewissen spöttischen Aufmerksamkeit analysirte und in dessen Züge eine verwandliche Aehnlichkeit mit denen des Bildes hineinlas. In der That war etwas gleich Charakteristisches darin zu entdecken, um so mehr erschreckte es mich, als Rudolf, an seine frühere Aeußerung anknüpfend hinzusetzte: überhaupt kann ich die bloßen übernossenen, in ihrer Dürftigkeit melankolisch hungrigen Gesichter nicht leiden! Der Fremde schien das entweder nicht auf sich bezie-

hen zu wollen oder überall keine Absicht darin zu suchen. Er begnügte sich, lächelnd zu erwiedern: das ist nun freilich Sache des Geschmackes.

War es, daß doch in dem Lächeln ein leiser, geringschätzender Spott lag, oder wollte Rudolf seinen einmal ausgesprochenen Geschmack auf Kosten des Bildes, an dem ihn blos die vielen Worte ärgerten, die darüber ausgekramt wurden, geltend machen, genug, er ging immer weiter in seinen extravagenten Aeußerungen, welchen er dadurch eine Art von Persönlichkeit zu geben suchte, daß er hinzusetzte: über alle die sichtbaren Spuren innrer Seelenstürme, welche das strenge, blos kalt gewordene Gesicht des ehrgeizigen Kaisers trage, habe man nun so einen gewissen gelackten Firniß weichlicher Ruhe und Klarheit gegossen, die das Quodlibet eines spanisch-deutschen-römischen Kaisers vollends ans Licht helfe.

Der Fremde, der, wie mir's schien, stets mit wachsamem Ernst auf seiner Hut war, entgegnete ruhig, wenn wir hier statt Quodlibet Räthsel sagen, so kommen wir zuletzt auf das Geheimnißvolle im Innern unverstandener Menschen, und lassen das auf sich beruhen.

Er verlor sich hier ohne auffallendes Abwenden unter mehreren Andern, die auf's neue eintraten, und war bald darauf ganz verschwunden.

Rudolf, dem ich ernstliche Vorwürfe über sein geringschätziges Absprechen machte, ward ganz mürrisch, und wollte wohl dem Fremden nun aus dem doppelten Grunde übel, daß er Unrecht und jener Recht behalten hatte.

So standen die Sachen, als wir von dem Vorsteher der Sammlung erfuhren, jener Unbekannte sey ein Schottländer, Lord Alpin, der hier durch auf einer Reise nach Italien begriffen sey. Sie kennen Rudolfs Widerwillen gegen alles Ausländische, vorzüglich aber gegen Nationen, die es uns zuvorzuthun meynen, in Bildung und selbstständiger Bewahrung. Er ließ sich mit ziemlich galliger Laune über den bleichen Lord und seine affectirte Ruhe aus, und wünschte nichts so sehr, als ihn aus der schulmäßigen Fassung hinaus treiben zu können.

Sein Wunsch war ihm leider nur zu bald gewährt! Noch ganz erhitzt schlug er mir vor, mit ihm einen Ritt in's Freie zu thun. Ich willigte sogleich drein. Doch zeigte es sich bald, daß sein Pferd lahmte, und er es heut nicht gebrauchen konnte. Das meinige ward also in ein Kabriolet gespannt, welches Rudolf nach seiner Weise wild genug führte. Der Zufall wollte, daß uns Lord Alpin in einem ähnlichen noch leichtern Fahrzeug in einem engen Felsweg begegnete. Rudolf wollte auf keine Weise zurückziehen, der Lord stutzte auch, den Augenblick benutzt Rudolf, er treibt das Pferd vorwärts, und hofft so seinen Gegner zum Weichen zu bringen. Vergebens greife ich ihm in die Zügel, die Unbesonnenheit war nicht gut zu machen, und während der Lord, in seiner Muschel stehend, mit starker gebietender Stimme Halt! ruft, vielleicht in der Absicht, uns dennoch Raum zu geben, sprengen beide unruhig gewordene Pferde wild gegen einander, ein

heftiger, unvermeidlicher Stoß zerbricht das leichtere Kabriolet des Lords, indeß das unsere darauf zu liegen kommt. Die Ungewißheit, ob nicht Einer oder der Andere beschädigt sei, so wie die Nothwendigkeit, uns erst heraus zu helfen, erstickt augenblicklich den gegenseitigen Zorn, doch kaum standen wir wieder auf festem Fuße, so brach der Unwille um so heftiger aus. Der Lord strömte in einer Wildheit los, die der frühern Schranken zu spotten schien. Der Zweikampf war unvermeidlich. Rudolf forderte Lord Alvin auf den Degen; doch dieser war in einem Seetreffen im rechten Arm verwundet, er konnte die Ausforderung nur auf Pistolen annehmen. Der folgende Tag, der Tag unserer Reise, ward festgesetzt. An Vermitteln ließ sich nicht denken. Ich durfte es nicht unternehmen, denn die leiseste Hindeutung darauf entzündete und überreizte die Gemüther vollends. Es kam denn auch soweit! Erlassen Sie mir, bat Ferdinand nach kurzem Schweigen, das Uebrige! Rudolf fiel. Sein Gegner stand einen Augenblick wie erstarrt, man mußte ihn erinnern, an seine Rettung zu denken. Man sagte mir nachher, denn ich war zu sehr mit Rudolf beschäftigt, er sey in wilder Verzweiflung auf diesen zugestürzt, und so über ihn gebeugt, habe er, als des Gegners Blut seine noch in der Hand haltende Waffe bespritzte, dumpf ausgerufen: nicht ich, mein finsteres Geschick hat dies Blut vergossen! Doch dem sey nun, wie ihm wolle! sagte Ferdinand düster, auch als blindes Werkzeug jener ungekannten Mächte werde ich ihn ewig hassen, und stirbt Rudolf —

Der Freiherr trat hier reisefertig in das Zimmer. Er sahe sehr blaß aus und hielt sich nur mühsam aufrecht. Ohne weiter etwas sagen zu können, umarmte er Bertha, die in Thränen zerfloß, und ließ sich denn mit einem unterdrückten Schrei bei dem Blick auf Ferdinand von diesem nach dem Wagen führen.

Im Vorsaal trat der Haushofmeister noch einmal auf ihn zu. Er küßte in großer Rührung des geliebten Herrn Hand, indem er innig sagte: Kommen Sie gesund und bald wieder. Wir wissen ja ohnehin nicht aus noch ein. Der Fremde ist die Nacht bedeutend kränker geworden, was machen wir nun so allein mit ihm? —

Sorgen Sie, Nichte, sagte der Freiherr zu Bertha umgewendet, daß der Arzt geholt und in keiner Art etwas versäumt werde. Erst jetzt dachte Bertha an ihren nächtlichen Gast. Die Erinnerung fiel ihr schwer aufs Herz. Mit doppelter Unruhe sahe sie ihre Lieben abfahren.

Wie das alles nun so anders ist! dachte die Bekümmerte, als sie nach kurzem Schlummer in den vollen, klaren Pfingstmorgen hineinsahe! Die Sonne schien so hell, die Menschen alle waren geputzt, auf Gebäuden, Mauern und Zäunen steckten Maienreiser, jedes Kind hatte einen Veilchenstrauß in der Hand und voller ſschimmerte die röthliche Apfelblüthe und die blau und weiße Fliderhecke von der Terrasse herüber. Gott! was hoffte ich alles von dem Feste, sagte Bertha, nun ganz einsam im großen Saale

auf

auf und niedergehend. Der Frühling bringt immer so viel Hoffnungen mit! Dießmal hat sie ein Gewitterschauer alle in der Blüthe zerknickt.

Madame Barener trat hier mit dem eben angekommenen Arzte ein. Dieser, ein schweigsamer Mann, ließ sich nicht eben sonderlich über den Kranken aus. Er gebot nur im allgemeinen Ruhe für ihn und äusserte, daß vielleicht noch in mehrern Wochen an keine Weiterreise bei ihm zu denken sei, was ihm jedoch verschwiegen bleiben müsse, da er grade hierauf sehr ängstlich dringe. Vielleicht auch, fügte der Arzt hinzu, daß ihn Staats- oder Familienverhältnisse wirklich von hier wegrufen, er scheint ein Ausländer zu seyn. — Ein Pohle, fiel Madame Barener ihm in's Wort, ein vornehmer Starost. Wie? fragte Bertha, Sie wissen? Nicht ein Wort entgegnete jene, aber ich verstehe mich auf Nationalität! Ein Pohle ist zudem an der eleganten Biegsamkeit, dem geschmeidigen Organ und der allerliebsten Prevenance für Damen zu erkennen.

Diesmal, lächelte der Arzt, scheint Sie dennoch Ihre Sachkenntniß getäuscht zu haben. Der Fremde ist sicher kein Pohle, das verschlägt aber auch übrigens im mindesten nichts. Gewiß ist nur das, daß ich ihn hergestellt und von hier fort wünschte. Er ist zu einer bösen Stunde in Ihr Haus gekommen und scheint diesem kein Glück zu bringen.

Es hatte fast das Ansehen, als wisse der Arzt mehr von dem Unbekannten. Madame Barener war davon überzeugt, denn sonst begriff sie nicht, wie er

ihr so bestimmt in ihrer Meynung widersprechen konnte. Zehn Tage meines Lebens gebe ich darum, sagte sie, nachdem jener sie verlassen hatte, sehe ich hier Licht. Aber ich bringe es heraus, wer er ist, wohin er geht, woher er kommt, was er will? Ungewißheit, versicherte sie, ist mein Tod. Und zuletzt haben wir irgend einem Schelm von Abentheurer Obdach gegeben der unserer Delikatesse spottet, und dem vortrefflichst konservirtesten Rufe eminenten Schaden thut. In diesem Falle, fuhr sie steigend fort, wäre es Pflicht vom Arzt, uns Auskunft zu geben, ihn zu delogiren und anderweitig für ihn zu sorgen.

Wie Gunst und Meynung doch in Ihnen wechseln! rief Bertha ungeduldig. Mit welchem Rechte verdammen Sie einen Mann, den Sie gestern zum Herrscher der Welt und heute noch zum Edeln eines angesehenen Volkes gemacht haben? Ich sehe nicht, was Sie autorisirt. Der Haushofmeister kam, den Arzt zurück zu rufen, der Kranke hatte auf's neue eine Ohnmacht bekommen. Madame Barener schrie laut: er stirbt! und stürzte in das Fremden Zimmer. Bertha blieb auf's neue allein, eine ängstigende Vorstellung bekämpfend, die sie sich so ungern eingestand, als es ihr unmöglich war, sie zu entfernen.

Der ganze Tag war so in unsäglicher Quaal hingegangen. Ihre Gedanken jagten sich wie vom Sturme getrieben. Unaufhörlich war sie bei Rudolf und dem Ohim, sie sahe Ferdinands starres thränenloses Auge auf den Bruder geheftet, sie hörte

das bange Klopfen seiner Brust, oft war es ihr, als vernehme sie das Röcheln des Strebenden ganz nahe, ganz deutlich. Ihre Unruhe stieg denn immer höher und gewaltiger. Sie hätte Flügel haben und den unerträglich weiten Raum in einem Augenblicke durchmessen mögen. Ja, faßte sie die Angst so recht an Leib und Seele, so sprang sie wohl auf und lief in den Hof, im Begriff, anspannen zu lassen und dem Oheime nachzufahren; doch dann hielten sie wieder tausend Rücksichten, die peinliche Madame Barener und der unseelige Kranke, dessen Nähe sie so ängstigte und auch wieder zu bleiben, wie sie sagte, verpflichtete.

Nichts Schrecklicheres, rief sie am Abend ganz erschöpft, als ein Widerstreit im Innern! Ich zittre für Rudolf und hoffe dennoch auf seine Genesung! ich brenne vor Ungeduld, Nachricht von ihm zu haben, und sehe ihr schaudernd entgegen. Fort möchte ich, hin zu ihm, und wie Blei hängt sich Angst und Unsicherheit an meine Füße!

Nirgend mochte sie lange aushalten. Schloß und Garten waren schon unzähligemal durchlaufen, die Leute im Hofe und Hause jede Viertelstunde befragt, ob der Freiherr nicht geschickt, ob kein Ohngefähr eine tröstliche Auskunft herbeigeführt habe? Wie ein unermeßlicher Abgrund lag der Raum zwischen hier und dort vor der leidenschaftlich Bewegten. Die schwüle Erwartung drückte zuletzt alle ihre Sinne nieder. Weinen konnte sie nicht, auch sich nicht mehr ängstigen. Wo die Erscheinung zu-

rückweicht, tritt auch die Besorgniß zurück. Ein dumpf und stumpf Ergeben nimmt zuletzt alle Kräfte der Seele gefangen.

Im Freien war Bertha allein noch zum erträglichsten. Sie hatte ein Ruhebett auf den Altan hinaussetzen lassen. Hier wollte sie die Nacht vor der ihr so entsetzlich graute, zubringen. Lauschen wollte sie auf jedes ferne Geräusch, weit hinaus spähen, ob nicht dennoch ein Bote, eine Staffette vielleicht komme, ihr etwas Günstiges zu melden, denn, wie sich das Gemüth auch stellt, nur an das Gute glaubt es in tiefer unbewußten Verborgenheit, und ehe das Entsetzliche nicht geschieht, hat die Seele nicht Raum, nicht Fähigkeit, es zu fassen.

Madame Varener, ihrer Pflicht stets eingedenk, nahm, ihre junge Freundin nicht ganz zu verlassen, ihre Lagerstätte für diese Stunden in einem anstossenden Gartenkabinet. Sie schlief fest und ruhig, seitdem sie wußte, daß der Fremde bei weitem gesammelter gebeten hatte, ihn allein, sich selbst und seiner guten Natur, die er am besten verstehe, zu überlassen.

Die laueste, süßeste Maienluft wehte lind durch Zweige und Blumenbeete. Frischer dufteten in der Nacht Hyacynthen und Narcissen, der glühende Goldlack und die unzähligen Veilchen auf dem Rasen der Terrasse. Bertha lag auf den weichen Kissen, den Blick über sich gerichtet. Die Bäume wölbten ihr Blüthendach so voll und reich in einander, wie leuchtende Edelsteine funkelten die Sterne

hindurch; die zartesten, lieblichsten Kinder der Erde schienen mit dem Himmel zu verkehren! Und dazwischen das leise Flüstern der Blätter, und das Flimmern spielender Lichter. Unwillkührlich flossen heiße Thränen über Berthas Wangen, ihre Augen fielen zu, sie träumte sich in eine andere Welt hinüber.

Doch die verhüllte und verhaltene Angst lauerte nur auf einen fernen Ruf, um mit hellem Schrei das arme, müde Herz zu durchzucken. Ein Geräusch, wie Menschentritte über den Kies schreckte Bertha augenblicklich auf. Mit unermeßlichem Schauder fiel ihr Blick von jenen hellen, lieblichen Bäumen auf die nächtig umdunkelte, gespenstische Erde zurück! Im ersten Momente konnte sie nichts deutlich unterscheiden, die Umrisse der nächsten Gegenstände zitterten unsicher in einander. Ihr schien, es gehe was dort unten am Wallgraben. Waren es die weißen Anemonen, die so hell über dem Grase schimmerten? und regten sich nur die langen, herabhangenden Weidenzweige so täuschend in der Nachtluft? oder wankte dort eine Gestalt? ein Mann, wie sie glaubte, in einem dunkeln Kleide, ein weißes Tuch in der Hand.

Sie war aufgesprungen, sie lehnte sich weit über das Eisengitter des Altans. Ist Jemand dort? fragte sie mit halb versagender Stimme. Bringt mir Jemand Nachricht? Es litt keinen Zweifel, es war ein Mensch, der jetzt still stehend horchte, ob ihm jene Worte galten? O geschwind, geschwind, bat sie

ungeduldig, vom Freiherrn? an mich? Die Gestalt kam näher. Warten Sie, rief Bertha, ich bin gleich unten.

Sie flog die Treppe hinab, auf die Terrasse, die Kastanienallee hinunter. Schreck und Besorgniß rissen sie auf Sturmeswogen fort, ohne den Gedanken an Täuschung oder Gefahr aufkommen zu lassen. Jetzt erst, zehn Schritte von dem, welchem sie so rücksichtslos entgegeneilte, stutzte sie, ungewiß, ob sie fliehen oder bleiben sollte?

Sie besann sich noch kaum, als eine leise Stimme neben ihr sagte: Es ist mein Loos, schönes, armes Mädchen, Erwartungen zu täuschen, ich bin wohl nicht der, dem Sie so hoffend zueilten. Gott! rief Bertha mit geheimem Beben, ihren Gast vor sich sehend — Sie mein Herr? den ich todtkrank geglaubt? Todtkrank! lächelte der Fremde auf seltsame Weise. Der Tod hat eine eigene Scheu vor mir, setzte er hinzu, er wendet sich schnell, wenn er auch einmal nahet. Zählte das Alter nach Erlebnissen, wie nach Sonnenwenden, ich würde durch mich an die Legenden des ewigen Juden glauben.

Es überlief Bertha hier in dem dunkeln Gange, dem Unheimlichen gegenüber, eiskalt, doch faßte sie sich schnell, und von dem Fremden abgewendet, entgegnete sie: wenn Sie, mein Herr, die Welt nicht lassen kann oder will, so wissen Sie auch wohl nichts von denen, welche schon mit einem Fuße im Grabe, dem Himmel näher als der Erde stehen; von einem solchen aber hoffte ich, Sie für einen zu mir Gesendeten haltend, Nachricht zu bekommen.

Ist einer Ihrer Freunde leidend? fragte der Unbekannte voll Theilnahme. O Gott! seufzte Bertha, den Sohn des besten Mannes, meines Oheims, des Schloßherrn hier, traf eine unglückseelige Kugel. Er fiel, und ungewiß ist es, ob ihn der Vater noch lebend fand.

Wie, sagte der Fremde mit dumpfer Stimme, hörte ich recht, der Sohn des Hauses, das mir Schutz und Obdach gab? der Erbe dieses stillen Friedenthales — O, seyn Sie gewiß, setzte er mit greller Heftigkeit hinzu, der arme Jüngling ist todt! das Schicksal macht sich gern an solche, auf denen Liebe und Hoffnung ruhen. —

Er konnte kaum die Worte vollenden. Ein heftiges Zittern faßte ihn. Bertha fühlte es an seiner Hand, welche er vertraulich auf die ihrige legte. Den Kopf gegen einen Baumstamm gelehnt, rang er stumm gegen wiederkehrendes Uebelbefinden. Geh'n Sie, bat er, mir wird auf's neue unwohl. — Sie sollen Ihre Pflege nicht verschwenden. — Bertha sahe, wie seine Lippen bebten, er schwankte — vergebens versuchte sie ihn zu halten, er sank, und nur neben ihm knieend hielt sie seinen Kopf aufrecht an ihrer Brust! Es durchströmte sie so heiß und so kalt in der peinlichen Nähe, die Sinne droh'ten ihr zu vergehn.

Mein Gott! Mein Gott! jammerte sie, kommt denn Niemand! wie soll ich allein! — Wenn er nun stürbe! — in meinen Armen. — Die entsetzliche Vorstellung machte sie ganz starr, sie hatte nicht

mehr die Kraft zu rufen, noch den Hülflosen von sich weg auf den Rasen zurück zu drängen.

In der bittersten Verlegenheit, von tausend schauderhaften Bildern zerrissen, hörte sie jetzt ein Posthorn vor dem Schloßthor schmettern. Jesus! er ist todt! schrie sie laut, und als durchdringe der Ton die ganze Natur, so fuhr der Ohnmächtige aus seiner Erstarrung auf. Nein, nein, lachte er, ich lebe! fürchten Sie sich nicht! — Doch schnell sich besinnend, sahe er auf sich und Bertha und die wankenden Lichter im Schlosse. Fliehen Sie, sagte er, sich mühsam aufrichtend, man sucht Sie, ich schlepe mich wohl wieder allein zurück. Meines Bleibens, setzte er hinzu, kann nun doch nicht länger hier seyn.

Das Posthorn ließ sich auf's neue hören. Bertha flog der rufenden Madame Barener entgegen. Alles, alles verloren, schluchzte diese, er war nicht mehr zu retten. Hier das offene Billet des Freiherrn. Bertha las:

„Ich habe ihn noch auf dieser Erde gefunden, Nichte, um ihn hier nie wieder zu sehen! — Mehr konnte ich kaum hoffen. Gott trifft mich hart. Ich murre nicht! Mir bleibt ein Trost, ich kann seinem Mörder vergeben. So denkt Ferdinand freilich nicht, doch wendet Gott auch wohl noch sein Herz. Ich schreibe Ihnen, weil ich weiß, wie Sie leiden, und daß die Entscheidung Sie weniger, als die Angst umwirft. Wenn die theuren Reste im Grabe ruhen, kehre

ich mit Ferdinand zurück. Beten Sie, Nichte, daß mir der Himmel über die schwere Stunde hinüber helfe."

Es ist nicht möglich! es ist nicht möglich! stammelte das zitternde Mädchen. Sie mußte sich auf einem Bänkchen am Eingange des Hauses niedersetzen. Es lag wie ein schwerer Traum auf ihrer Seele, alle Vorstellungen blieben ihr undeutlich. Im Schlosse ward es laut und unruhig, die Leute weinten und fragten, die Bestürzung war allgemein, Madame Varener ging und kam. Niemand konnte das entsetzliche Unglück, was den Freiherrn noch so in seinen alten Tagen traf, fassen. Alle wollten wissen, wer denn der Abscheuliche gewesen, dessen Hand Gott so verderblich zu ihrem Strafgericht gelenkt hatte? Berthan durchzuckte die Frage, wie ein Blitz, es ward Tag in ihr, sie schauderte, und gleich wohl fühlte sie das unbezwinglichste Mitleid gegen den Störer ihres Familienfriedens.

Ich will ihn sprechen, sagte sie sich entschlossen, er muß fort, gleich, ehe noch in Andern dieselbe Ahndung lebendig wird. Doch wie, ohne durch die auffallende Beschleunigung Verdacht zu erregen? und durfte sie ihn, in dem Zustande, in welchem er war, so hülflos hinausstoßen? Konnte er nicht durch Krankheit niedergeworfen, grade auf solche Weise seinen Verfolgern in die Hände fallen? Was aber sollte werden, kehrte Ferdinand mit dem rachedürstenden Herzen wieder und fände den Unglücklichen hier?

Noch haben wir wohl an vier und zwanzig Stunden, dachte sie, einen Augenblick aufathmend, Morgen, Morgen wollen wir mit einander — vielleicht daß die gute Varener — sie hat eben nicht allzuviel Erfindungskraft — doch ist sie hier die Ruhigere.

Der Morgen grauete. An Schlaf war für Niemand zu denken. Die Gemüther waren zu bewegt. Es trieb sich alles klagend und erzählend durcheinander. Madame Varener sorgte, daß sogleich die Trauer von dem niedrigsten Domestiken angelegt werde. Unermüdet durchsuchte Sie Kammern und Gewölbe, schloß schwere alten Kisten auf, und langte Krepp und schwarzes Tuch und die grauenhaften wie Todenhände umherliegende Trauerhandschuhe, unter dem Stark dunstenden, dazwischen gepackten Kien und Lavendel heraus.

Thränenlos, in stummer Verwirrung saß Bertha da, und sahe die geschäftige Frau, das schwere Schlüsselbund in der Hand, Diener mit Laternen vor ihr her, rastlos walten, als gelte es ein Fest, zu welchem die Vorkehrungen nicht frühe genug gemacht werden könnten. Nur, als man auch ihr den dunkeln Putz zutrug, und die Boinen, Roben und die langen Flöhre auf Stühlen und Tischen ausgekramt wurden, da fuhr es mit kältendem Schauder aus ihrer Brust: Ehren wollen sie den Todten und dennoch hegen wir seinen Mörder unter unserm Dach!

Madame Varener sahe sie ungewiß, in stierer Betroffenheit an, doch, als komme ihr die Besinnung

nur allzufrüh, rief sie, halb ohnmächtig in einen Stuhl sinkend: Ach! meine Ahndungen. Es ist heraus: flüsterte Bertha schnell und erschrocken, ich hätte Ihnen meine Vermuthungen doch wohl nicht verborgen, ja Sie sollten sie sogar wissen, doch nun lassen Sie es unter uns ein ewiges Geheimniß bleiben, und sorgen wir nur, daß der Unselige das Haus räume, ehe der Oheim und Ferdinand — Um Gottes Willen! rief jene dazwischen, die ermordeten ihn auf der Stelle. Wo soll er aber hin, mein Kind? Er ist außer Stand. — Das ist es eben, entgegnete Bertha, eine Reise erträgt er jetzt noch nicht — und doch drängt uns die Zeit. —

Zu Wasser — sagte Madame Barener sich besinnend, zu Wasser — er schifft den Neckar hinüber — wir bringen ihn dort in die Thurmzimmer der alten Burg, Niemand wird jetzt an eine Lustfahrt dahin denken, dort ist er sicher, da wie in Abrahams Schooß. Recht gut, erwiederte Bertha, doch wie ihn da hinüberschaffen? und mit welchen Gründen es rechtfertigen, daß er in so mißlichem Gesundheitszustande die ruhig schützende Wohnung verläßt? — Nichts leichter, versicherte die erwägende Freundin. Der Weg nach T — geht da hinauf. Sehr begreiflich zieht der Kranke die Stadt dem entlegenen Landhause vor, gerade seine Gesundheit macht das nothwendig. Er sagt das zu, wir finden es natürlich, so bringen wir ihn bis zum Dorfe hinab, wo die eigentliche Fahrt beginnt, auf der kleinen, grünen Gondel, von dort führt nur ein kurzer und beque-

mer Fußsteig nach der Burg, wir geben ihm die Schlüssel und segeln schnell zurück, indeß hier Niemand anders glaubt, als er sei weit hin auf den Wellen.

Bertha sahe sie nachdenklich an. „Doch wer macht ihn mit dem Plane bekannt?“ Ich! entgegnete jene schnell, ich gehe gleich hin zu ihm. Am Abend ist alles beseitigt. Er findet dort vollkommene Bequemlichkeit, ruht sich noch einige Zeit und ist denn fort, ohne daß Jemand seine Nähe früher ahndete.

Sie war schon auf dem Wege, als sie das Letztere sagte, allein noch hatte sie nicht das nächste Zimmer erreicht, als ihr der Haushofmeister mit einem Briefe in der Hand begegnete. Von dem Fremden, sagte dieser, dem Fräulein die Zuschrift einhändigend. Der Herr hat vor einer Stunde das Schloß verlassen. Da er erfahren, sagte er, welcher Kummer die Familie drücke, wolle er hier nicht länger lästig fallen, George, der Gondelier, hat ihn überschiffen müssen, er will drüben ein Fahrzeug miethen. Gott geleite ihn! er war noch recht schwach auf den Füßen.

Madame Barener sahe Bertha verlegen an, diese las Folgendes:

„Ich bin Lord Alpin. In diesen Worten liegt der Aufschluß meines Verschwindens. Ich gehe mit mehr als einer Wunde aus diesem Hause, dem mein Daseyn ein Fluch geworden ist. Ich gehe, weil ich von meiner Nähe nur neue Störungen zu fürchten habe. Doch, weiche ich so einem

stets feindlichen Geschicke aus, so fürchte ich doch niemand, und stets werde ich zu antworten wissen, wenn ehrenwerthe Stimmen rufen."

„Ihre Hand, schönes zürnendes Mädchen, wage ich am wenigsten noch einmal zu fassen! Man sagt mir, Sie seyen Braut. Habe ich Ihnen den Geliebten erschlagen, so werden auch Sie mir fluchen. Thun Sie es nicht! Es ist ja schöner, segnen als fluchen, und seine Feinde segnen, bringt himmlischen Gewinn! Ich bin nicht Ihr Feind, arme, trübe Braut. Haben Sie immer eine Thräne für einen sehr unglücklichen Menschen."

Er ist fort! — seufzte Bertha. Gottlob! setzte sie schnell und angestrengt hinzu: er ist fort! — Madame Barener nickte schweigend, und ging, die Zimmer des Fremden wieder in Ordnung bringen zu lassen.

Des Freiherrn Ankunft hatte sich gleichwohl um einige Tage verspätet, welche der bekümmerten Bertha die längsten ihres Lebens zu seyn dünkten. Ihr junges, wenig an Kummer gewöhntes Herz schlug so matt in dem dumpfen Einerley trüber, unerquicklicher Stunden! Mit dem Oheim kehrte doch Ferdinand wieder. Es ward ihr zwar so unruhig, dachte sie an ihn, sein Bild war von Gram und verborgenem Unwillen verfinstert, sie scheuete sich im Grunde davor, gleichwohl flüchteten ihre Gedanken unwillkührlich zu ihm hin, es war ja sonst alles verstört und peinlich um sie, wie in ihr.

In läßiger Abgespanntheit saß sie Abends in den untern Zimmern bei der guten, langweiligen Varener, die nur Seufzer und fruchtlos bereuende Ausrufungen zu ihrer Unterhaltung hatte. Es wehete nach dem frühen Gewitter eine kalte, feuchte Frühlingsluft, der Garten bot keine Erhohlung dar. Auch in den Zimmern war es kalt. Es brannte deßhalb Feuer im Kamin. Die Flamme fesselte Berthas Blick. Sie mochte gern das flackernde Farbenspiel vor sich auf und niedersteigen sehen.

Wo unser armer Vertriebener jetzt seyn mag? fragte Madame Varener kleinlaut. Unzähligemal war die Frage in Bertha aufgestiegen, sie durfte sie vor sich selbst kaum laut werden lassen, sie erschrak sie nun außer sich zu hören. Hätten wir, fuhr jene vertraulich näher rückend, fort, gewußt, daß der Oheim so lange säumen werde, wir könnten doch Nachforschungen angestellt, Nachrichten eingezogen haben. Gott weiß nun, wo der Unglückliche hülflos und verlassen liegt, und jeder gewöhnlichen Pflege, wie aller Theilnahme, ermangelt!

Bertha unterdrückte einen Seufzer. Im Grunde, versicherte die beredter werdende Frau, thut mir der Arme Mensch von allen am meisten leid. Er büßt, das ist sonnenklar, für Andrer Uebereilung. Denn, mein Gott, was ist denn sein Unrecht? Ich finde auch nicht das Kleinste. Das muß auch jeder Unpartheiische eingestehen. Der Freiherr denkt sicher eben so, und Ferdinand? nun, mein Himmel, das hätte nur von Ihnen abgehangen, ihm darüber eine

Meynung zu geben, welche Sie wollten. In Ihren Händen lag eigentlich das Geschick des schönen, interessanten Lords, und niemals hätten Sie dies so fahrlos dem Ohngefähr preis geben sollen.

Nun machen Sie mir noch Vorwürfe, entgegnete Bertha ärgerlich, da Sie doch früherhin Gott dankten, daß der ängstigende Gast unser Haus verlassen hatte, ehe Sie ihn noch mit rücksichtsloser Eil selbst hinausschoben. Und was wollen Sie denn, daß ich dabei hätte thun sollen? Fort war er einmal — Fort! fiel Madame Varener ein, aber doch wahrhaftig nicht aus der Welt, nicht aus der Nähe von wenigen Meilen. Zu erspähen würde er immer gewesen seyn! Man hätte Nachricht haben und geben können, die Gemüther hätten sich allmählich besänftigt — der Leib wie die Seele des armen Doppelverwundeten, wie er sich selbst so rührend nennt, wären genesen —

Madame Varener! unterbrach sie Bertha unruhig, Ihr guter Rath kommt zu spät, Sie ängstigen sich und mich, und in der Hauptsache ist nichts zu ändern. Freilich, freilich! sagte jene, doch eine Warnung für künftige Fälle. — Gott behüte uns für ähnliche! rief Bertha hier, als die alte Warnerin kopfschüttelnd bemerkte: das Leben sey reich an Seltsamkeiten aller Art, man könne sich nicht früh genug darauf vorbereiten, auch gehöre es ganz besonders den Frauen an, ihren Vortheil bei großen Ereignissen wahrzunehmen, und die Hand nicht allzufrüh aus dem Spiel zu ziehen, da sie zu meist Gutes stiften und Desperate versöhnen müßten.

Madame Barener! Madame Barener! flüsterte Bertha ängstlich, hörten Sie nichts? Mein Gott, erwiederte diese, ganz erschrocken vor dem stieren Blick, welchen ihre junge Freundin nach dem Fenster richtete, Sie sehen Geister! was soll ich anders hören, als den Nachtwind, der das Laub gegen die Scheiben schlägt.

Bertha lehnte sich, da alles wieder still war, in den Stuhl zurück. Was ich sagen wollte, fuhr jene, den Taback in der ovalen Schildplattnen Dose zwischen Daum und Zeigefinger krümelnd, fort: so haben Sie, liebes Fräulein, ganz besonders alle Aufmerksamkeit auf den Einfluß, welchen das Schicksal über zwei Männer zugleich einräumte, zu richten. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der Freiherr Ihre Heirath mit dem einzigen Erben seines Namens und seiner Güter beschleunigen werde — Das war nicht das Laub, unterbrach sie Bertha, hier vom Stuhle aufspringend, das gegen die Scheiben dumpf und weich, wie ein leiser Fingerdruck, klopfte. Madame Barener, beim Himmel, das war mehr! — Sehn Sie — o sehn Sie doch, fuhr sie ängstlich, jene am Arm fassend, fort, da regt es sich ja auch so hoch und lang, es ist eine menschliche Gestalt, so gewiß ich lebe.

Madame Barener, welche viel, wo nicht alles darein setzte, dem Vorurtheil einen Sieg abzugewinnen, und sich für zu gebildet hielt, um der Furcht Raum geben zu können, stand mit vieler Gravität von ihrem Sitze auf und war im Begriff, die

Klingel=

Klingelschnur zu ziehen, als eine Stimme von außen sagte: Fürchten Sie nichts, ich komme, Abschied zu nehmen!

Gott! Rudolf! schrie Bertha! aber Madame Barener, weniger im Geisterreiche lebend, hatte den leisen Ton schnell erkannt. Mylord! rief sie betreten, Mylord! Sie hier? —

Sie hatte das Fenster ein wenig geöffnet. Bertha stand mitten im Zimmer, ungewiß, ob sie sich der zweideutigen Erscheinung nähern dürfe. Vergeben Sie mir, flüsterte Lord Arpin, die hindernden Scheiben mehr zurückdrückend, wenn ich wie ein Geist durch die Nacht schleiche, und Sie durch meinen Anblick erschrecke. Ich konnte so nicht aus einer Gegend scheiden, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, ich mußte aus dem sanften Munde dort hören, ob er mir auch wirklich fluche? — Lassen Sie mich nur ein einziges Wort hören, schönes, unglückliches Mädchen, sagen Sie, vergeben Sie mir?

O Mylord! sagte Bertha, unwillkührlich näher zu ihm hingezogen, mein Gebet begleitet Sie! Sie stand ein wenig seitwärts von Madame Barener, dem Fenster nahe genug, um ihre Hand dem Dankbaren reichen zu können, der ihr die seinige mit rasch aufblitzender Freude entgegen streckte. Sie geben mir das Leben wieder! sagte er, die Hand fester und fester haltend. Er bemerkte einen kleinen Goldreif, welchen Bertha am Finger trug, den Blick darauf geheftet, flehete er: lassen Sie mir den Ring,

er ist ja jetzt ohnehin vereinzelt, ich will ihn ewig, ewig zu mahnender Warnung tragen!

Bertha war wie betäubt, sie wußte nicht, was sie thun oder lassen sollte. Den Ring hatte ihr Ferdinand einst geschenkt, sie merkte wohl, der Lord halte ihn für ihren Verlobungsring mit dem Todten. Eine seltsame Scheu schloß ihr die Lippen und froh war sie fast, als ein Geräusch im Hofe den Lord zwang, zurückzutreten. Doch Madame Barener konnte ihn so nicht gehen lassen, ohne in etwas wenigstens ihrer Neugier zu gnügen. Wo, fragte sie weit hinaus gebeugt, haben wir Sie denn nun in Gedanken zu suchen? wollen Sie wirklich den verborgenen Aufenthalt verlassen, der Sie so geschickt bis heute aller weitern Aufmerksamkeit entzog? — Kaum geheilt, wie Sie mir scheinen, ist das beinahe zu viel gewagt; was in der Welt treibt Sie denn aus unserer Nähe, die noch so manches Störende ausgleichen, manches Mißverstehen lösen könnte!

Wollen Sie es, fragte der Lord, Berthan noch einmal nahend, daß ich bleibe? Dort, fuhr er fort, nach der Stromseite gewendet, den gehobenen Arm gegen die Fähren in der Ferne richtend, dort in dem Eisenhammer habe ich in entlegener Köhlerhütte Schutz und Obdach gefunden. Wie in einer andern Welt lebte ich, von Niemand gekannt und dennoch in gastlicher Unbekümmertheit gehegt und gepflegt. Den Glücklichen dort genügt in ihrer Abgeschiedenheit, daß ich ein Mensch bin, das übrige kümmert

sie nicht. Mir ist da wohl, ich bleibe gern, der kleine Kahn der meinem Wirthe gehört, ich benutze ihn, ohne daß man fragt wohin? und wie lange? er trüge mich auch öfter noch herüber, wenn Sie es wollten.

Ach Gott, dachte Bertha, wenn sie einander kennen, wenn sie ihm verzeihen lernten! Das Geräusch im Hofe ward stärker, der alte Haushofmeister glaubte einen Wagen mit Laternen von fern kommen zu sehen, er rief es unter dem Gesinde zu, der Freiherr, hieß es, sei nicht weit. Ja, flüsterte Bertha, durch die Nachricht vollends verstört, ja, bleiben Sie dort, bis die Gemüther sich besänftigt — Holder, verzeihender Engel! entgegnete der Lord. Er wollte noch etwas sagen, doch Madame Varener schloß das Fenster, in der Furcht vor den Herannahenden, ziemlich eilig, indem sie Bertha zurückwinkend wegdrängte.

Schärfer stand einander nichts gegenüber, als der Wechsel dieses Augenblicks und des kommenden. Bebend wandte sich Bertha ab, wie in dumpfen Träumen verschwammen ihre Gedanken und Empfindungen, mechanisch folgten die Füße der geschäftig vorauseilenden Madame Varener, und erst, als der Wagen wirklich auf der Rampe hielt, und der ehrwürdige Oheim so blaß und angegriffen, von dem treuen mitfühlenden Diener unterstützt, die Treppe heraufkam, und Ferdinand, in tiefster Trauer, bleich wie der Todte selbst, stumm hinter drein gieng, besann sich Bertha, recht eigentlich; schaudernd fragte

sie ihr gequältes Herz: und all den Jammer hat er über uns gebracht?

Vollends drückte es sie zu Boden, als der Freiherr, die unsichere Verlegenheit in ihren Mienen für geheimes Scheu vor seinem Schmerze haltend, ihr leutselig die Hand reichte, und mit liebkosender Zärtlichkeit sagte. „Seyn Sie unbesorgt, liebes Kind, wir sind nicht fassungslos, Ihre zarte Seele hat keinen rohen Sturm unserer Gefühle zu fürchten.“ So selbst vergessend dachte der Erhabene in seinem tiefen Leiden darauf, sie zu schonen, und sie — sie hatte im Geheim mit dem Mörder seines Sohnes verkehrt, ihre Gedanken waren noch voll von ihm, sie hatte versprochen, ihn wieder zu sehen!

Dies Letztere besonders machte sie fremd und einsilbig mit Ferdinand, dessen jugendlich herber Schmerz ihn ohnehin so schrof verschlossen zu ihr stellte.

Voll banger Scheu gingen die Stunden hin. Aengstlich drückte sich das Gespräch zwischen Gewöhnlichem durch. Jeder vermied das zu berühren, was den behaltenen Schrei des Schmerzes allzugewaltsam heraufreißen könnte. Die Abendmahlzeit war so trübselig genug, mehr der Form als des Genusses halber, gehalten worden, der Freiherr hob sie endlich auf. Als Ferdinand und Bertha ihm nahe-ten, ihn nach seinem Zimmer zu begleiten, schloß er beide unter heftig hervorbrechenden Thränen in seine Arme. Ihr! sagte er, mit einer Liebe und Rührung, vor der ihnen die Herzen zitterten, Ihr

seid nun das Einzige, was ich besitze! In meinem tiefen Leide flüchtet die Seele zu Euch! Der Schmerz, beste Kinder, macht so einen neuen Bund unter uns, und was das Leben vielleicht noch eine Weile oder wohl gar immer auseinander gehalten hätte, der Tod zieht es unter uns plötzlich zusammen! Laßt mich Euch an Rudolfs Grabe mit einander verloben! das Leben ist so kurz! die reinen und schönen Stunden entschwinden schnell, laßt diese bedeutend seyn für Euer ganzes Daseyn!

Mit düsterer Leidenschaftlichkeit preßte Ferdinand die bebende Braut an seine Brust, die willenlos, von der Macht der Rührung fortgerissen, dem Gebote des Freiherrn folgte, und mehr diesen, als den Verlobten, dabei im Herzen trug.

Doch wie glimmende Tageslichter leuchtete es über des bekümmerten Vaters Stirn, er küßte die Neuverbundenen und verließ sie mit einem Seufzer, der der ungewissen Hoffnung, wie dem gewissen Schmerze galt.

Bertha war nicht anders, als versinke sie in unabsehbare Tiefe, es dunkelte um sie her, die Gedanken bebten wie die Glieder, fast krampfhaft hielt sie sich an Ferdinand. Der sahe starr vor sich hin, indem er ausrief: warum jetzt? wo ich mich des lang Erwünschten nicht freuen kann? — Bertha blickte überrascht zu ihm auf, er drückte seine Lippen auf die ihrigen, und wollte die finstern = zurückstoßenden Worte vergessen machen, doch gedankenvoll wiederholte die Betroffne in sich: nicht er! nicht ich! was

soll aus dem verschütteten Abgrunde Gedeihliches entsprießen?

Nur obenhin hatte der Freiherr des Fremden erwähnt, und gleichgültig vernommen, daß er das Schloß verlassen habe. Es schien, dies Bild sey mit dem Schlage, welcher ihn so gewaltsam traf, in seiner Erinnerung zu Grunde gegangen, zerrissene Bruchstücke waren ihm wohl geblieben, doch reihete er sie nicht weiter an einander. Ferdinand hatte in seiner dumpfen Trostlosigkeit gar nicht darauf gemerkt.

Bertha dankte dem Himmel dafür! Wie sie jetzt die Dinge sahe, und wie sich ihr die Gegenwart so verworren und trübe auseinander that, so war auch gar nichts für den Lord hier zu hoffen. Im Gegentheil ängstete sie seine Nähe unaussprechlich. Sie warf es sich und der armen, in ihrer Fassung ebenfalls ein wenig erschütterten Madame Varener, lebhaft vor, solchen Gedanken gehegt, ja ihn dem Lord mitgetheilt zu haben. Was soll nun daraus werden? fragte sie in großer Unruhe? — Abends wird er hier um Schloß und Mauer schleichen, wir dürfen ihn nicht sprechen, aus Furcht, entdeckt zu werden, da die Gramesmuße beider Männer unstäte Unterhaltung sucht, und wir nicht vor ihnen sicher sind. An Warnen lassen, ist auch nicht zu denken! Wem sollten wir uns anvertrauen?

Madame Varener wußte auch sogleich kein Auskunftsmittel, doch tröstete sie sich und ihre zürnende Freundin mit der Vorsicht des Lords und dem stür-

mischen Wetter, das für heute die Ueberfahrt von jenseit schwer, wenn nicht unmöglich mache. Berthas Angst stieg indeß mit den schwindenden Tageslichtern von Minute zu Minute. Sie konnte keine Viertelstunde auf einer Stelle bleiben, pfeilschnell durchflog sie das Gebäude, und weit hinausgelehnt aus den Gartenfenstern, spähete sie nach dem Ruderschlag des gleich Gefürchteten, wie Erwarteten. Der Thee fesselte sie endlich an des Freiherrn Zimmer.

Wenn in banger Trauerzeit die Seele der Wehmuth abendlicher Dämmerung zu erliegen droht, und die geheimnißvolle Stille, und das magische Dunkel, die unsichtbaren Räume so nahe rückt, daß sich der Wunsch darin verliert, und doch auch wieder verhüllt, um nicht hinein dringen zu können, und Sehnsucht und Verlangen die Brust eben so dehnen, als zusammen pressen, so beruhigt und erleichtert im Gegentheil der volle, von hellem Kerzenschein erleuchtete Abend, und rückt in einer gewissen innigern Lebendigkeit, die, welche gleiche Trauer beseelt, zu einander.

So war es auch hier an dem kleinen Theetisch um welchen sich die verengte Familie, in dem schmerzlich erregten Bedürfnisse nach Liebe, versammelte.

Bertha, durch Sturm und Finsterniß von einer Seite wenigstens beruhigt, Ferdinand, in etwas erweicht, empfand mit innerer Belebung Berthas Nähe. Nur Madame Barener, durch die Erschütterungen der vorigen Tage irritirt, klagte über Kopf- und Nervenweh. Dies bewog den Freiherrn, der mit

Zärtlichkeit auf alles ihm gebliebene sahe, und nichts davon entbehren konnte, im liebenswürdigsten Eifer aufzuseh'n und aus einem verschlossenen Schranke ein Fläschchen neuerlich erhaltenen, flüchtigen Salzes zu holen. Er pflegte in diesem Schrank mancherley, was ihm werth oder wichtig schien, zu verwahren, und so hatte er denn auch an jenem verhängnißvollen Abend des Fremden Terzerole hier hineingelegt. Als er jetzt die Fächer aufschob, fielen ihm diese zuerst in's Auge. Mein Gott! Nichte, sagte er sich umwendend, da liegen ja unsers Gastes Waffen noch! Die hatte ich ganz vergessen!

Es war, als kommen ihm mit ihrem Anblicke die verwischten Erinnerungen alle wieder. Er blieb eine Weile sinnend steh'n. Was für Waffen? und wessen? fragte Ferdinand, indem er neugierig von Berthas Seite aufsprang und zu dem Vater hintrat. Dieser hielt die Terzerole in Händen, sein großes, denkendes Auge lag, Geheimes erwägend, auf den eingerosteten Blutfleckchen. Unwillkührlich hatte Ferdinand darnach gelangt, doch mit einem Schrei des Entsetzens rief er aus: Herr des Himmels! das sind Lord Alpins Waffen! Vor dem Duell hielt ich sie prüfend in Händen!

Bertha zitterte an allen Gliedern, sie sahe Ferdinand schon in Gedanken hinausstürzen, den Verborgenen in seinem Verstecke auffinden, ihn zu neuem Kampfe zwingen, beide fallen und gränzenloses Elend über dies Haus hereinbrechen.

Der Freiherr schien nicht sehr befremdet. Er sagte nur: der also! der war hier! und ich mußte ihm in meiner Wohnung eine Zuflucht geben! Sehr wunderbar fügt es Gott in der Welt! Ferdinand theilte aber keinesweges die stille Ergebung. Sehr aufgereitzt und heftig, fragte er gegen Bertha und ihre alte Aufseherin gewendet: wie kam der Mensch hierher? und wo ist er geblieben? Der Vater begegnete zwar seinem finstern Ungestüm, indem er ihm die Sache in wenigen Worten auseinander setzte, und mit der Bitte schloß, jetzt alles auf sich beruhen zu lassen, und Gott zu danken, daß die trübe Veranlassung so großen Unglückes ihren Augen entrückt sey. Doch der allzu tief Ergriffene konnte dem angefachten Sturme so schnell nicht gebieten, er ließ nicht ab mit Fragen und Erkundigungen, und die Terzerole mit wildem Schmerze anstierend, sagte er: diese sind hier nicht am rechten Orte, sie fordern ihren Eigenthümer, wissen muß es der, in welchen Händen sie sich befinden!

Es war durch die unglückliche Entdeckung die entsetzlichste Störung in allen Gemüthern entstanden, und da jeder begütigende Einfluß jetzt verloren gehen, ja jedes Wort zu viel seyn mußte, so zogen sich die Frauen, die tödtlichste Angst im Herzen, auf ihre Zimmer zurück, den Augenblick freyer Ergießung mit steigender Ueberfülle erwartend.

Ich bin entschlossen, sagte Bertha, die Thür sorgfältig hinter sich verriegelnd, entstehe daraus was wolle, ich muß ihn warnen, er muß fort aus dieser

Gegend, ehe neues Unglück über uns hereinbricht. Lassen Sie mich vollenden, fuhr sie, Madame Vareners Gegenrede zurückhaltend, fort, ich bin durch keine Gründe umzustimmen, denn keine wiegen so schwer als die meinigen. Hören Sie mich daher gelassen aus. Niemand als ich kann hier handeln, jeder Vertraute ist spät oder früh ein Verräther. Um Mitternacht schleiche ich aus dem Schlosse, die kleine Hintertreppe hinab in den Hof, zu Bernhard, des Tagelöhners Wohnung. Die arme Frau ist im Kindbette, ich bringe ihr, wie ich schon oft gethan, eine kleine Erquickung; daß dies heut zur ungewöhnlichen Stunde geschieht, fällt den Armen kaum allzusehr auf, sie wissen wenig von unsrer Lebensweise, ich verweile nur kurze Zeit, und erbitte mir denn die Kleidung des ältesten Knaben, ihm eine neue darnach machen zu lassen. Auf dem Rückwege wechsele ich schnell im Thürgewände des Portals die Tracht, und so über Zaun und Gräber bahne ich mir einen Weg an's Ufer, schnell binde ich eins von den flachen Böthen los, und schiffe hinüber zu den Köhlern im Walde, zwey Worte sind genug — er weiß, was er wissen soll, und ich kehre wieder.

Fräulein! Fräulein! rief Madame Varener dumpf vor innerm Entsetzen, welch romanhafter Gedanke! wie unpassend! wie unausführbar! Wissen Sie einen andern Ausweg? fragte Bertha kurz und gebiethend. — Nun also! fuhr sie, auf der Verlegenen Kopfschütteln, fort — und wollen Sie, daß der Lord, durch uns herbeigezogen, in die Falle laufe?

soll er, soll der letzte Sohn des Freiherrn fallen? — Mein Gott! mein Gott! schluchzte Madame Barener; wie martern Sie mich! Nun wohlan! rief Bertha, hier gilt es Muth und Entschluß haben. Es ist auch kein so großes Wagniß, als Sie denken. Schon oft ruderte ich den Fluß allein auf und ab, der Sturm hat sich fast ganz gelegt. In einer Stunde steigt der Mond herauf, und Niemanden fällt es auf, sollte auch noch wer wach seyn, einen Fischerknaben spät auf den Wasserwogen zu sehen.

Gelingt auch alles, sagte die überlegende Warnerin, wie unschicklich. — Ich bitte Sie, fiel Bertha ein, lassen Sie solche Rücksichten jetzt bey Seite. Nur in der ruhigen Ordnung des Lebens, wenn der Mensch nichts anderes zu thun hat, als an diese Ordnung zu denken, mag er sie sorgsam bewahren wollen, doch in allgemeiner Verwirrung ist das Tauglichste allein schicklich. — Ich kann, ich kann es wahrhaftig nicht zugeben, versicherte jene händeringend. Liebe Madame Barener, lächelte Bertha, Sie können es noch weniger hindern. Sagen Sie selbst, wie wollten Sie es nur anstellen? Verrathen könnten Sie mich einmal nicht allein! das sehen Sie wohl, nun und? — welche Maaßregeln bleiben Ihnen sonst noch übrig?

Liebe, gute Seele, entgegnete Bertha schmeichelnd, weil nicht alle Fälle zu berechnen sind, weil irgend ein Zufall meine Gegenwart fordern, man nach mir fragen könnte, dann müssen Sie mich vertreten. — Ich! rief Madame Barener, ja wie soll

ich den Muth haben. — O! entgegnete Bertha, Sie haben Gegenwart des Geistes, Fassung, und vor allen Dingen Liebe und Treue, wenn es darauf ankommt, Ihrer Freundin aus der Noth zu helfen. Gehen Sie, geh'n Sie, lächelte jene unter Thränen, ich habe immer von der unruhigen Heftigkeit Ihres Gemüthes zu leiden gehabt. Ich war niemals stark genug für Ihren Ungestüm. Sie sind und sehen immer nur Eines, und darum rennen Sie alles Andere um. Könnten Sie es ruhig erwarten — Daß jene Terzerole noch ein Leben wegraffen? sagte Bertha mit ganz verfinsterten Mienen. O Sie kennen Ferdinand nicht! In ihm steht es wie ein mahnendes Pflichtgebot fest, er muß den Bruder rächen. — Und sahen Sie das Blut nicht auf den Waffen? — Es ist etwas Entsetzliches mit diesem Blute, fuhr sie tiefsinnig fort, es brennt auch in meiner Seele und macht diese ganz wild!

Bertha hatte wahr geredet; der Aufruhr in ihrem Innern war durch nichts zu stillen; nicht Bitten, nicht Vorstellungen konnten sie von ihrem Vorhaben abbringen. Lassen Sie mich, sagte sie jetzt schon halb aus der Thür schlüpfend, und können Sie, so halten Sie sich so ruhig, daß Sie jede Bewegung im Schlafe wahrnehmen, und alle Vorsicht anwenden, sehr unzeitige Entdeckung zu verhüten.

Gott im Himmel! ächzte die ganz verstörte Madame Varener, was soll daraus werden!

Daß sie das nicht wußte, auch so bald nicht erfahren konnte, machte sie halb sinnlos vor Quaal

und Angst. Wie gejagt lief sie das Zimmerchen auf und ab; bald konnte sie nicht mehr. Sie saß nieder, aber die fürchterlichsten Bilder rissen sie wieder auf die armen schwachen Füße.

Der kleine Riegel unten an der Pforte hatte längst geklirrt, dann war alles todtenstill geworden. Nichts ließ sich weit umher vernehmen. Die Nacht war nicht hell nicht dunkel. Der Mond schien freilich, doch überflog ihn oftmals dunkles Sturmgewölk. Den Strom sahe man von hier nur zwischen Bäumen durchschimmern; was sich auf ihm bewegte, war nicht zu unterscheiden, überhaupt war die Lage des Gemaches dem Spähenden ungünstig; ziemlich in einen verbaueten Winkel eingeengt, ließ sich nichts über die nächsten zehn Schritt hinaus entdecken, und von hier fort in den zweiten Stock hinaufsteigen, mochte Madame Barener um keinen Preis. Sie fürchtete, dem schauerlich drohenden Ferdinand zu begegnen.

Unter Thränen und Gebet hatte sich denn doch so Minute an Minute gereihet, bis der Tag ganz fern in Osten schimmerte, und die Sterne so bleich und verdämmernd durch die Morgennebel hindurch sahen. Schlafen Sie? fragte hier eine Stimme, so leise, daß Madame Barener ihren Ohren nicht traute. Doch zugleich ging auch schon die Thür auf, und ein schöner, bleicher Knabe mit wild verstörtem Gelock und krankhaft bewegten Mienen stand vor der Erschrockenen, ihr Erstaunen matt belächelnd. Ist es möglich! Sind Sie es wirklich? flüsterte Madame

Varener. In diesem Aufzuge wagten Sie, durch das Schloß zu gehen? Ach Gott! seufzte Bertha, erschöpft in einen Stuhl geworfen, das kommt nun alles auf Eins heraus! Mir ist zu Muth, als müsse das Leben nun gleich enden, und einerley scheint mir, was vor dem kurzen Ablauf den Tod noch unterbricht, oder beschleunigt!

Sie sind krank, sagte Madame Varener, und schwerlich vermochten Sie Ihren Vorsatz auszuführen. So gut, entgegnete Bertha, daß der Lord jetzt in des Köhlers Geleit durch die Alpe nach * * * wandert, und er wohl für immer unsern Blicken entzogen ist.

So sey Gott tausendmal gebenedeiet! rief Madame Varener. Bertha drückte die Hände vor die Augen.

Gute Nacht! sagte sie, nach einer Weile aufstehend. Ich muß jetzt schlafen. O, Madame Varener! setzte sie leise hinzu, brauchte ich doch nie wieder aufzuwachen! — Sie ging. Jene schüttelte den Kopf, die Verwirrung schien ihr dennoch nicht gelößt.

All den großen Ereignissen folgen gewöhnlich stille Tage. Der Freiherr hatte mit seinem Schmerz zu kämpfen. Ferdinand sollte die Universität ganz verlassen, und ein häuslich Leben an Berthas Seite beginnen. Er hatte dem Vater versprechen sollen, keine Schritte zu des Lords weiterer Ausmittelung zu thun, noch überhaupt Rache an diesem nehmen zu wollen. Ferdinand bat, ihn nicht zu binden. Ich will den Unseligen nicht aufsuchen, sagte er beruhi-

gend, doch Erkundigungen über ihn einziehen, ihn wissen lassen, welch ein Pfand in unsern Händen blieb, dazu drängt mich mein unbestechliches Gefühl. Der Freiherr ließ das auf sich beruhen; er hoffte, jener werde Deutschland meiden, und das Erforschen in fremden Landen schaffe mindestens Zeit, welche in solchen Fällen heilbringend zu seyn pflege.

Bertha schien ruhig, doch, in ungewöhnlicher Verschlossenheit, ernst, oft streng und trocken. Von ihrer nächtlichen Fahrt hatte sie nie zu Madame Barener geredet, ja, jede Frage darüber mit kältender Hoheit zurückgewiesen. Nur, als es einst wieder so stürmte, und die Wolken, wie scheue Flüchtlinge, mit klagendem Geheul vorüber flogen, sagte sie, lange aufwärts sehend: so wild und schrecklich, wie damals! und gleich darauf: es war eine schauerliche Nacht, Madame Barener, das glauben Sie mir! — Doch ehe diese noch etwas erwiedern konnte, schlüpfte sie hinaus, und verschloß sich auf ihrem Zimmer.

Hier brachte sie oft halbe Tage einsam zu. Man traf sie immer schreibend, doch empfing sie niemals Briefe. Auf die Zeitungen schien sie sehr begierig, sie hatte die einlaufenden Blätter stets zuerst in Händen, und durchlief sie mit emsiger Schnelligkeit.

Da man ihre zarte Seele durch des Jugendgefährten plötzlichen Tod angegriffen, und sie ein Nachgefühl dieses Verlustes leidend glaubte, ja die auffallende Umwandlung ihres ganzen Wesens einer tiefer liegenden, ihr selbst bis dahin unbekannten, Neigung für Rudolf zuschrieb, so verdoppelten Alle,

besonders aber der zärtlich mitempfindende Freiherr, ihre Aufmerksamkeit für sie Man wetteiferte in stetem Zuvorkommen ihrer Wünsche, und als sie einmal eine Neigung für Pferde aussprach und den Wunsch, reiten zu mögen, laut werden ließ, freuete sich der liebenswürdige Greis, etwas zu ihrer Erheiterung beitragen zu können, auf solche Weise, daß er von Stund an den schönen Rappen auf das feinste zuritt, und dem stolzen Thiere die demüthigste Unterwürfigkeit lehrte. Als Bertha, die es darauf das erstemal bestieg, und an des sorgsamen Freiherrn Seite, in den Wald ritt, sagte sie mit fast schauerlicher Lust: Oheim, nun reite ich doch den Rappen; die Schottischen Balladen könnte ich auch singen, aber der Wind geht so hohl, die Töne verhallen!

Von der Zeit zeigte sie sich freier, lebendiger. Sie ritt viel, oft sogar mit Ferdinand auf die Jagd, welche dieser fast leidenschaftlich liebte. Einst trieb sie die unruhige Lust, durch weite Umwege auf das jenseitige Flußgebiet in das Dickigt des Gebirgforstes hinein. Einen Augenblick ruhend, hielten sie auf steiler, waldbegränzter Höhe. Der Blick verlor sich in tief dunkle Schluchtgewinde, die, sich allmählig erweiternd, in mäßiger Ferne die dampfenden Oefen des Eisenhammers unterscheiden ließen. Dächer zerstreut liegender Hütten schimmerten rothschwärzlich hindurch, und wie vulkanische Crater leuchtete die innere Gluth durch Qualm und Rauch dunkel auf.

Ferdinand weidete sein Auge noch an dem seltsamen Schauspiel, das ihm von diesem Standpunkt neu und besonders erschien, als Bertha, rasch ihr Pferd wendend, mit allen Zeichen ängstlicher Scheu rief: mir schwindelt! es droh't, mich da hinabzureißen! und, ehe Ferdinand ihr folgen konnte, den Pfad hinab flog.

Als sie wieder beisammen auf ebenem Wege waren, lachte Ferdinand über Berthas Aengstlichkeit. Er neckte sie noch lange damit, was ihr lästig ward, und sie still und verstimmt von dem Ritte zurückkehren ließ. Bey öfterer Wiederholung desselben Gegenstandes sagte der Freiherr, Bertha in Schutz nehmend: das gute Kind hegt doch sonst eben keine Furcht vor den Waldmännern von drüben. Ich sahe sie noch jüngst mit einem, der Kohlen herüber geschifft hatte, gar freundlich reden; seit lange mochte sie so holdselig nicht gelächelt haben.

Bertha warf einen schnellen, scharfen Blick auf den Oheim. Ihre Stirn verzog sich finster, sie sahe blaß aus, und schwieg fast unwillig. Nun? Nichtchen, lachte der freundliche Greis, Sie fürchten wohl gar, der Ferdinand werde auf den Köhler eifersüchtig seyn! Geizen mag er wohl nach einem hellen, freundlichen Blick, das thue ich auch, doch mißgönne ich drum dem armen Schelme sein Glück nicht!

Er küßte hier die kleine, krause Stirn der Zürnenden, die auf ganz seltsame Weise erweicht, sich an seine Brust schmiegte, und der hervorbrechenden Thränen kaum Herr ward. Ferdinand hatte, fast be-

sorgt, ihre Hand ergriffen, die er mehrmals küßte, und jetzt, da sie wieder ruhig beysammen saßen, in der seinen hielt. Gedankenvoll spielte er mit den kleinen Fingern, ohne vielleicht just diese eben jetzt zu beobachten, als er ausrief: wo ist der kleine Ring, Bertha, den ich Ihnen einst an Ihrem Geburtstage schenkte? Ich verlor ihn, entgegnete sie mit schrofem, sträubenden Tone, wenige Tage nach Rudolfs Tode.

Die Erinnerung machte Alle stumm. In Ferdinand stieg ein ängstlicher Gedanke auf. Vielleicht daß Rudolf den Ring in jene Welt zurückgefordert habe, und er so spurlos verschwunden sey, da Bertha keines andern Umstandes dabey erwähne, und widerwillig daran denke. Sehr peinliche Sorgen verfinsterten sein Gemüth vollends. Er eröffnete sich Madame Barener, die er angelegentlich über Berthas einstiges Verhältniß zu Rudolf befragte, und sie um Auskunft alles dessen, was sie in ihres Zöglings Seele entdeckt habe bat.

Die gute Frau versicherte mit reinem Gewissen, von allem dem im geringsten nicht unterrichtet zu seyn, doch versprach sie, der Sache möglichst auf den Grund zu kommen, und keine Nachforschung zu scheuen.

Das hatte sie aber schon längst aus einer Ursach gethan, von welcher Ferdinand nicht träumte, und wenig war ihr von Berthas Gefühlen dunkel geblieben, wenn sie auch den Zusammenhang des äußerlich Geschehenen eben nicht reimen, und ein Ganzes

daraus machen konnte. Es war daher blos der Form wegen, daß sie ihre junge Freundin auf einem Spaziergange fragte: ob irgend etwas in ihrem Herzen der Heirath mit Ferdinand entgegen sey? — In der Welt nichts! entgegnete diese, fast verwundert hinzusetzend: was sollte ich, die auch nicht einen einzigen Wunsch hegt, gegen eine Verbindung haben, die Andre als ein Glück ansehen!

Madame Varener war ganz irre an ihrer Ruhe. Wohl um diese vollends zu prüfen, setzte sie hinzu: ob er wohl auch jemals heirathen wird? Sie meynen Lord Alpin? erwiederte Bertha mit gelassenem Spott. Nein, kann ich Ihnen sagen, setzte sie hinzu, denn er ist bereits längst verheirathet.

Sie wandte sich hier von der betroffenen Fragerin ab, die von da vergebens ihren Worten Eingang zu schaffen suchte, und wie behend sie es auch anfing, diese Saite nie wieder berühren durfte.

Um ihrer Pflicht gleichwohl in etwas zu gnügen, sagte sie Ferdinanden, daß er ruhig Bertha seine Hand geben dürfe, es stehe dieser Verbindung nichts im Innern der Braut entgegen, die, wie sie fest glaube, in Rudolf nur den Verwandten, den Sohn des Hauses und ihres Beschützers beweine. Niemals habe ein Einverständniß zwischen beiden statt gefunden, auch sey der leichtgesinnte Jüngling wohl von jedem ernsten Gedanken an sie sehr fern gewesen.

Es kam dies alles dem vielfach aufgestörten Ferdinand wahrscheinlich vor; er beruhigte sich dabey

und sahe es gern, daß der Freiherr den Hochzeitstag auf des Herbstes Anfang festsetzte. Der Frühling, sagte er, hat uns herbes Leid gebracht, der Sonnenlauf wendet sich, vielleicht auch das Geschick dieses Trauerhauses.

Eben der Trauer wegen sollte denn das Fest auch ganz still gefeiert werden. Die Vorbereitungen waren so auch ganz geräuschlos. Es ging alles dabey seinen sachten, fast spurlosen Gang.

Auf Bertha machte die nahende Erfüllung ihrer, von lange her gewußten, Bestimmung keinen sichtlichen Eindruck. Man sahe, sie umfaßte diese gar nicht, oder wollte sie auch weiter nicht sonderlich beachten. Nur als sie die schwarzen Kleider ablegen, und mit dem bräutlichen Schmuck vertauschen mußte, weinte sie, und rief im überwallenden Schmerzesgefühl aus: Gott! sie paßten so zu mir! was soll mir der Prunk!

Es war von Alters her Sitte gewesen, daß die Bräute im Schlosse sich am Tage ihrer Vermählung in vollem Staate auf dem Altane den neugierigen Zuschauern zeigten. Bertha ward durch das zusammentreten vieler, von auswärts herbeigekommen, hieran erinnert. Der Freiherr bot ihr den Arm. Sie traten heraus. Der Schloßhof war angefüllt mit Menschen, welche das Gerücht der Feier, wie still dieses sich auch verbreitete, dennoch herangezogen hatte. Frauen und Männer grüßten mit treuherziger Freude. Bertha neigte sich verbindlich gegen Alle. Sie sahe schön und vornehm aus, wie sie sich so

herab beugte, und den feinen Mund zum Lächeln zwang. Mehrere drängten sich dichter heran, sie genauer zu sehen. Einer unter ihnen, ein Gebirgsbewohner von den Alpen drüben, wie es schien, stand mit den gekreuzten Armen auf einen Mauerpfeiler gelehnt, und blickte unverwandt zu der Braut hinauf. Madame Varener bemerkte, daß diese häufig die Farbe wechselte, und als Ferdinand, der ein wenig kurzsichtig war, mit einer Lorgnette in der Hand, näher herzutretend, ihr etwas zuflüsterte, schien alles Leben aus ihren Adern zu weichen, sie wandte sich und trat eilig in das Schloß zurück.

Es blieb im Verfolg des Tages auch weiter kein Geheimniß, was Ferdinand der Braut mitgetheilt und diese so erschüttert hatte, denn, da die nicht zu verbergende Verstimmung beider überhand nahm, und die kleine Zahl der Gäste dadurch in peinliche Verlegenheit gerieth, vertraute der Freiherr Madame Varener: Ferdinand sey durch einen der Zuschauer auf sehr widrige Weise an Lord Alpin erinnert worden. Die zufällige Aehnlichkeit, welche sein Sohn schreiend nenne, habe die kaum noch schlafende Sache in diesem von neuem angefacht, und ihn auf den Gedanken gebracht, der Feind seiner Ruhe sey ihm nahe, ja jener Senne sey wirklich der, welchen er längst gesucht. Die Heftigkeit, fuhr der Freiherr fort, mit welcher er sich hierüber gegen Bertha ausließ, und die Maaßregeln, die er wirklich genommen, den Fremden aufzuspüren, habe Angst und Schrecken in die Seele des armen Mädchen geworfen,

das mich flehend bat, die ausgesandten Boten zurück zu rufen, um heute, sowohl peinliche Mißverständnisse zu vermeiden, als Rache nährende Triebe zu ersticken.

Madame Barener hatte über das alles ihre eigenen Gedanken, mit denen sie gleichwohl nicht völlig auf das Reine kam, da Bertha ihr noch selben Tages sagte: Wissen Sie, daß Ferdinand recht sahe? Mein Auge, das bey weitem schärfer ist, als das seine, erkannte ihn sogleich. Urtheilen Sie, in welche Unruhe mich diese Entdeckung setzen, was ich von der plötzlichen Annäherung des Unheimlichen fürchten mußte, den Ferdinands ungestillter Rachedurst, seine, vielleicht im Geheim fortgesetzten, Nachforschungen herbeygezogen haben konnten. Denn niemals, setzte sie hinzu, bin ich sicher, daß nicht irgend eine öffentliche Aufforderung an Lord Alpin ergeht, sich dem Unversöhnlichen zu stellen, die jenem denn doch zuletzt vor Augen kommen und ihn hierher rufen könnte Die Angst verläßt mich nie, und jedesmal zittre ich, in unsern, wie in fremden Zeitungen etwas hierauf Bezughabendes zu entdecken.

Madame Barener stand wie vor einem verschlossenen Hause. Sie wußte nicht, durfte sie da hinein gehen oder nicht? Bertha ließ es dabey. Ueber die paar Worte hinaus, die noch dazu nichts als schiefe Lichter in ihr Inneres zurückwerfen, und dieses vielleicht noch undeutlicher machten, kam keine freie Aeußerung weiter über ihre Lippen.

Ueberall dehnte sich der unerfreulichste Zwang immer mehr über ihr ganzes Wesen aus. Das Ver-

hältniß beider Eheleute war von der Art, daß man fühlte, es stehe etwas Fremdes, Auseinanderhaltendes zwischen ihnen. Ferdinands Lebensziel war verschoben, sein Sinnen, Dichten und Trachten auf Etwas gelenkt, das im herbsten Widerspruch mit allem dem stand, was so unerwartet als unwillkührlich sein Beruf geworden war. Die Jugendliebe für Bertha, vielleicht überall nichts, als der erste Ruf des erwachenden Herzens, hatte der schmerzlich heißen, durch den Tod so seltsam leidenschaftlich gestellten Freundschaft für Rudolf, wenn auch nicht weichen, doch sich unterordnen müssen. Schwer, wie ein Fels, lastete auf seiner Brust der Vorwurf unerfüllter Lebensaufgabe. Er konnte weder seinen Grundsätzen noch seinen Gefühlen eine falsche Ruhe aufzwingen. Es stachelte ihn Nacht und Tag die brennende Unruhe, seines Bruders Tod nicht gerochen, den mahnenden Blutstropfen nicht in Feindes Blut abgewaschen zu haben, und je fruchtloser seine Bemühungen waren, dem unbezwinglichen innern Drange Gnüge zu thun, je mehr verlor sich seine Seele in jene düstere Versunkenheit, die auch Bertha gefangen hielt.

Niemand war froh. Der Freiherr lebte gleichwohl in der Hoffnung, bald in einem Enkel Rudolf ersetzt zu sehen, wieder auf.

Der Knabe war geboren. Im Schloß jubelte Alles. Auch Ferdinand athmete, in des Kindes Anblick verloren, neues Daseyn.

Lebe ich denn wirklich? fragte Bertha, aus langem Ermattungsschlaf erwachend. Wie sonderbar! seufzte sie, ich glaubte, es sey vorbey und mein Erdenberuf erfüllt! —

Madame Barener saß allein an ihrem Bette. Sie hatte ganz andre Dinge im Kopfe. An das Kindtaufs-Fest dachte sie, und was und wie das zu ordnen sey. Freilich! freilich! rief sie vergnügt, leben Sie um das Leben erst recht kennen zu lernen. Mit dem allerliebsten Knaben ist alle traurige Rückerinnerung aus dem Schloße verbannt. Der Todte ist noch einmal geboren. Sie sind es, die ihn dem Vater wiedergeben. Urtheilen Sie, welch Glück Ihrer in der allgemeinen Dankbarkeit erwartet!

Glück? wiederholte Bertha. Ach! Madame Barener, setzte sie nach einer Weile hinzu, wie können Sie mir davon sprechen. Sie verfiel wieder in ihren frühern Schlaf, den erst in der Nacht ein seltsames, dumpfes Geräusch unterbrach, vor dem die Wöchnerin, wie ihre Wachen, zusammen schreckten. Diese sahen einander an, sie wagten kaum zu denken, was ihnen vorschwebte.

Ach! rief Bertha umsehend, war er es? — Die Frauen schwiegen, ungewiß, was sie meynte; Sie schien sich zu besinnen. Aufgerichtet im Bette, wischte sie helle Tropfen von ihrem Gesicht. Habe ich geweint? fragte sie. Jene versicherten, sie immer schlafend gefunden zu haben, so oft sie die Vorhänge öffneten. So war es wohl ein Traum! seufzte sie tief und schwer.

Man brachte ihr das Kind auf sauber genäheten Kissen, mit Bändern hell und leicht umwunden. Sie legte zwey Finger, wie zum Seegen, auf seine Stirn. Rudolf wird er heißen; sagte sie, mit sanften, ruhigen Mienen die Umstehenden anlächelnd. Die freueten sich ihrer Erheiterung, und schwatzten viel, die glückliche Stimmung zu erhalten, wie sich selber Muth einzusprechen, denn der Lärmen vorher, der wie ein Fall geklungen, und nichts gutes bedeutete, hatte sie im Herzen angst und bange gemacht. Bertha behielt das Kind lange bey sich. Sie betrachtete es mit nachdenklichem, geheimnißvollen Blick. Es war, als könne sie über etwas in sich nicht hinaus kommen. Doch ward sie sichtlich weicher und lieblicher. Als der Freiherr späterhin mit ganz jugendlichem Gesicht und dem allerheitersten Lächeln neben ihr saß, ergriff sie seine Hand, küßte sie, und sagte mit heißen Thränen, auf den Knaben weisend, bin ich denn solcher Gabe werth?

Wie fragen Sie doch so sonderbar? liebste Tochter! entgegnete der allzu glückliche Greis, der in diesem Augenblicke gern der Erde und des Himmels schönste Gaben auf ihr Haupt gehäuft, und Mutter und Kind damit überschüttet hätte. Welch räthselhafte Grille kommt Ihnen ein! wiederholte er nach einer Weile noch einmal. Räthselhaft! seufzte Bertha, lieber Gott! wie vieles ist nicht räthselhaft in der Welt! fast alles! setzte sie lächelnd hinzu, wir selbst! wie unser Geschick!

Das Gerücht von dem nächtlichen Geräusch hatte sich indeß im Schlosse verbreitet. Madame Barener fürchtete für den Neugebornen. Sie drang auf die Beschleunigung der Taufe, und der Freiherr, den sie geschickt durch andre Gründe dazu zu bewegen wußte, willigte um so lieber ein, als ihn herzlich darnach verlangte, wieder einen Rudolf an seine Brust zu drücken.

Es sollte dieser Tag das bescheidene, fast trübe Hochzeitsfest vergessen machen. Bekannte und Verwandte wurden dazu geladen, das Köstlichste sahe man an Speise und Geräth herbey schaffen, die Diener neu kleiden, das stattliche Schloß in seinem Innern auf prachtvolle Weise herstellen, Madame Barener belebte und verjüngte sich in rastloser Thätigkeit, selbst Ferdinand schien, alles Andre vergessend, voll freudiger Erwartung, die Stunden zu zählen, bis er sein Glück mit geliebten Freunden theilen, und sie im Glauben des höchsten Unendlichen weihen könne.

Mit abergläubischer Furcht, oder gläubiger Scheu, die sich einer Hoffnung niemals ohne Vorbehalt möglicher Störung hingibt, sahe er das schöne Fest nahen. Aengstlich hatte er die Gesundheit der Mutter und des Kindes bewacht, unwillkührlich auf äußere Anzeigen gemerkt, sich allzu vorsichtlicher Worte enthalten, und mit fast demuthsvoller Bescheidenheit den freudigen Anstalten zugesehen. Störungslos verging die Zwischenzeit. Der Morgen brach hell an, kein Wölkchen verhüllte den Himmel.

Bertha strahlte von wiederaufblühender Schönheit, der Knabe lächelte wie ein Engel in der Wiege. Liebe herzliche Briefe ferner Pathen, welche Raum und Geschäfte von persönlicher Theilnahme zurückhielten, trafen ein, Andre kamen, selbst Ungeladene stellten sich ein, junge, lustige Universitäts Freunde Ferdinands, die ihn in seiner neuen Würde zu sehen, nicht widerstehen konnten. Ueber Aller Erwartung hinaus fügte sich Jegliches erwünscht und angenehm. Der Freiherr strahlte vor Entzücken. Bertha schien in tiefem Sinnen zu erwägen, ob das wirklich so bleiben und das ganz verfinsterte Geschick sich so ganz anders aus sich selbst herausgestalten werde? Nichts trug sich gleichwohl zu, was das heitere Vertrauen der Andern täuschen zu wollen schien. Heilig und still, wie unter den Fittigen der Engel, gab der Geistliche dem Kinde den Seegen. Der Freiherr hielt es über die Taufe. Sein schönes Gesicht glänzte unter Schmerzes- und Freudenthränen. Mit frommem Herzen hatte er Gott seine Sache anheim gestellt, und den geliebten Enkel seiner Hut empfohlen. Er war froh, wie ein Gläubiger.

Bertha empfing das Kind aus seinen Armen zurück. Sie sahe fast aus, als habe sie etwas Ungeahndetes erfahren. Ihre Seele schien erweitert, so wie von einem ungewohnten Gedanken getragen. Eine gewisse Klarheit der Stirn, ja des ganzen Gesichts verriethen das. Sie rief Madame Barener, zog sie näher zu sich und flüsterte ihr zu: Sie müssen mir einen Gefallen thun, lassen Sie meinen

Schreibtisch an mein Bett setzen; während die Gäste bei Tafel sind, habe ich mehreres aufzuzeichnen, was mir auf dem Herzen liegt, und so unverarbeitet doch keine Ruhe läßt.

Madame Barener ward bange. Sie dachte an Tod und Testament, und wollte erst nicht daran, die Schreibmaterialien herbey zu schaffen. Doch Bertha drang lebhafter in sie, sie mußte wohl nachgeben.

Das Mahl dehnte sich bis spät in die Abendstunden hinein. Froher war lange kein Fest hier gefeiert worden. Schon hatten die hohen, silbernen Kandelabern längst angezündet werden müssen. Von den Wänden und der Decke herab, zwischen duftenden Blumenvasen, die lange Tafel herunter, leuchteten festlich helle Wachskerzen, der Wein schien glühender, das reiche, wohl erhaltene Erbgeräth prachtvoller, der Schmuck der Damen, diese selbst, der Glanz der Gemächer und der Livreen, alles trat erst jetzt in seiner gediegenen Fülle und Herrlichkeit hervor.

Der Tag war fast abgelaufen. Der Freiherr füllte zu guter Letzt einen schwervergoldeten Familien-Pokal, hob ihn in die Höhe, und von seinem Sitze aufstehend, sagte er mit fester, reiner Stimme: Friedliches Gedeihen, in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit dem Knaben! Schmetternde Trompetenstöße begleiteten die Worte. Das Gefäß ging von Hand zu Hand, dem Hause wie den Gästen ward alles ersinnliche Gute gewünscht, als jetzt Ferdinand, dessen Lebensgeister ungewöhnlich erregt waren, mit leidenschaftlicher Heftigkeit den Pokal aufhob, und, die fu-

kelnden Augen gen Himmel blitzend, ausrief: Gottes Arm treffe das dunkel schleichende Unrecht! Er räche, was ungerochen blieb!

Der Freiherr zog die Stirn finster zusammen. Eine lange, stumme Pause zeigte von der verlegenen Betroffenheit aller Anwesenden. Es ward noch Einiges hierüber gesprochen, doch hatte es keine Art mehr. Die Tafel war nahe daran, aufgehoben zu werden, als man noch einen spät Angekommenen meldete, der Ferdinand allein zu sprechen wünsche.

Mehrere der jungen UniversitätsFreunde lachten und meynten: es sey wohl einer der Ihren, der sich verspätet habe, und nun im schmucklosen Reiseanzuge nicht zu erscheinen wage. Ferdinand sprang freudig auf und stürmte die Stufen hinab, nach der Flur, wo, wie ihm gesagt war, der späte Gast seiner warte.

Alles war auf den neuen Ankömmling gespannt, von dem der anmeldende Bediente nichts weiter zu berichten wußte, da Jener einen tief in die Augen gedrückten Hut aufgehabt, und auch sonst das Gesicht in den Mantel versteckt habe.

Man rieth her und hin, Ferdinands Rückkehr ungeduldig erwartend. Es währte damit aber länger, als jedweder geglaubt hatte. Die Thür nach seinem Zimmer hatte man stark zuschlagen hören, sonst blieb alles still. Madame Barener war aufgestanden. Sie kehrte jetzt zurück und flüsterte dem Freiherrn ein paar Worte zu, auf welche dieser, bleicher werdend, mit sichtlicher Anstrengung den Saal verließ.

Lord Alpin! ging es wie ein lähmendes Zauberwort heimlich von Munde zu Munde. Die Meisten standen von ihren Sitzen auf, man machte Anstalt, sich zu entfernen. Schreck und peinliches Vorgefühl führten Worte und Meynungen und Menschen, alles bunt durch einander. Fragen auf Fragen häuften sich. Niemand wußte zu antworten. Nur so viel kam heraus. Der Lord scheine von weit her auf Windes Flügeln herbey geeilt. Der Postillon, welcher ihn zuletzt gefahren, versicherte: es sey eine Courierreise gewesen. Auch habe es der Herr nicht erwarten können, sondern sey schon beim ersten Lichtschein aus den Schloßfenstern aus dem Wagen gesprungen und quer über Stock und Stein dem Wallgraben zugestürmt, den er übersprungen habe und so durch den Garten genahet seyn müsse, weshalb er auch im Hause war, ehe es irgend Jemand bemerkte.

Ueber das Auf- und Niederreden war es den Meisten entgangen, daß eine leichte, weiße Gestalt, schnell wie ein Pfeil durch sie hinflog, und, mit ängstlich flehender Gebehrde hinter sich zurück sehend, dumpf und gepreßt rief: ich weiß alles! ich weiß alles! laßt mich um Gottes Willen! Man sahe sich erst um und einander an, als sie schon verschwunden war, und die halb entseelte Varener in einen Sessel sinkend, stöhnte: sie ist ihren Wärterinnen entschlüpft! sie tödtet sich! Niemand kann sie halten!

In diesem Augenblick trat der Freiherr herein, unbeachtet auf alles Andre, mit starker Stimme rufend: Licht her! Fackeln! sie sind durch ein Seiten-

thor in den Garten hinab gegangen, ich habe Ferdinands verschlossene Thür eingerannt, Niemand war im Zimmer.

Er selbst ergriff hier einen der Kandelaber, mehrere Anwesende folgten ihm. Alles drängte zu dem großen Ausgange nach dem Garten. Doch kaum waren die Vordersten eingetreten, als ein Schuß fiel und der Freiherr und seine Dienerschaft dem Schalle zu stürzten.

Einige Augenblicke darauf kam ihnen Ferdinand aus einer dunkeln Seitenallee entgegen. Er ist todt! sagte er mit bleichen, verzerrten Mienen. Sie sorgen wohl, mein Vater, für seine Beerdigung. Ich, setzte er gelassen hinzu, entferne mich auf kurze Zeit, bis der Vorfall höhern Orts angezeigt und beygelegt ist. Der Schreck hielt alle wie gelähmt. Der Freiherr besann sich zuerst. Er ließ die Leiche des Lords nach dem Schlosse bringen, und untersuchte mit Hülfe des Haushofmeisters, ob keine Rettung möglich sey. Die Kugel hatte das Herz getroffen, es war vorbey! —

In einem kleinen rothen Portefeuille, das auf des Todten Brust lag, und von dem hervorquillenden Blute angefeuchtet war, fand man bey sorgfältiger Eröffnung ein abgerissenes Zeitungsblatt, welches in englischer Sprache Ferdinands Erkundigung nach seinem Gegner, und die Aufforderung an diesen, jene zurückgelassenen Terzerole in Empfang zu nehmen, enthielt. Es steckte in einem Brief Umschlage, auf dessen Rückseite das Postamt zu Florenz bescheinigte,

jenes Blatt sey erst nach Jahrelangem Umherirren hier in des Lords Hände gekommen.

Die Ehre gab Dir Flügel! sagte der Freiherr; denn das Datum, an welchem jene Bescheinigung ausgefertigt ward, mit dem des heutigen Tages in Vergleich gebracht, giebt uns das Maaß der unglaublichsten Eil augenscheinlich an.

Das Portefeuille enthielt außerdem nur noch Skitzen von Zeichnungen, alle dieser Gegend entnommen, unter denen eine nichts als den Strom und auf diesem einen Knaben im leichten Nachen, vergebens gegen das Anschwellen sturmbewegter Wogen ringend, darstellte. Der Freiherr legte das Blatt gleichgültig bey Seite, doch Madame Barener, welche es bemerkte, ward peinlich an Bertha erinnert. Man glaubte diese in den Zimmern ihres Gemahls, und so sehr man auch für die tödtlich Erschreckte, in des Herzens Angst von ihrem Lager Verjagte, fürchten mußte, so fand man es doch natürlich, daß sie jetzt allein an die unbestimmte Trennung von dem Gatten denke.

Ferdinands Wagen hielt vor der Thür. In großer Bewegung stürzte der Scheidende in des Vaters Arme, noch einmal wollte er den Knaben an der Brust der Mutter lächeln, noch einmal diese, wenn auch, wie er glaubt, schlafend sehen. — Das Kind lag ruhig in der Wiege, doch Bertha! — von der wußte Niemand anders, als sie sey bey ihm.

In tödtlicher Angst, von tausend dunkeln Ahndungen gejagt, suchten Vater und Gatte sie auf.

Sie

Sie war verschwunden. Noch hoffte man unsicher dem anbrechenden Tage entgegen. Vergebens war jedes Bemühen. Keine, auch die leiseste Spur war zu entdecken. Einen Fischerknaben, sagten Einige, habe man spät in der Nacht über den Strom rudern sehen, doch sey der Nachen außer dem, welcher ihn geführt, leer gewesen.

Ein Fischerknabe! rief Madame Barener. O es ist klar, sie ist entflohen! — Abgerissene Stückchen der Vergangenheit entfielen ihren bebenden Lippen, sie erzählte hin und wieder, die entsetzliche Wahrheit fühlte sich heraus.

Auf dem Schreibtische der Unglücklichen fand man ein beschriebenes Blättchen. Es lautet, wie folgt:

„Gott ist sehr groß! es ist heut in meiner Seele aufgegangen, wie die Sonne in der Nacht. Ich bin eine Sünderin. Doch eine Schuldlose, denn ich wußte nicht, was ich that. Doch seit ich mich selbst erkenne, will ich mein Unrecht beichten."

„Es war Nacht, der Sturm heulte, ich wollte den Unglücklichen warnen, den die Rache zu ereilen drohete. Gott weiß! ich konnte nicht anders! Etwas, von dem ich nicht ahndete, was es sey? schwoll mir die Seele, spannte meinen Muth, riß mich fort. Meine Kraft erlag. Ich rang mit der Fluth. — Ein einsamer Mann stand auf dem felsigen Ufer. Ich streckte Hülfe flehend die Arme nach ihm aus. — Der Kahn schlug um, mich fas-

ten die Wellen. Ich erwachte in des Mannes Armen, der mir nachgestürzt war. Auf ein Felsenstück ließ er mich nieder. Er sahe mir in die Augen, als der Mond, fliehend durch Wolken, auf uns blickte. Allmächtiger! rief er, Bertha — Sie — was wollten Sie? Warnen, Sie warnen, glaube ich, sagte ich. Mir schwanden die Sinne auf's neue. Er hauchte mir seinen Athem ein, ich erwarmte an seiner Brust. Dein Leben, flüsterte er, den Kopf über mich gebeugt, gabst Du für mich, und mir gehört das meine nicht mehr, um es Dir zu weihen! Wie Stacheln durchfuhren mich die Worte. Ich besann mich. Wir redeten viel mit einander. Ich vernahm: daß er verheyrathet, er: daß ich Braut sey. Geschieden hatte uns das Geschick, ehe wir uns kannten, und doch gehörten wir einander. Ich forderte: er solle fliehen. Er gelobte mir, Ferdinand auszuweichen, bis ihn dessen Ruf ereile. — Er brachte mich nach dem Schlosse zurück. Monate lang lebte er in den Gebirgen. Oft kam er in Köhlertracht zu mir herüber. Ich begegnete ihm einst so an Ferdinands Seite. Meine Angst verjagte ihn von da aus der Gegend. Er ging weiter hinauf nach den Tyroler Alpen. Vor meiner Hochzeit sahe ich ihn noch einmal. Ich schwor ihm ewige Treue. Meine Hoffnung stand auf den Tod. — Ich dachte im Wochenbett. — Gott will es nicht. — Mein Leben sey von nun an dem Ewigen und der Pflicht geweihet."

Die letzten Worte waren noch nicht ganz vollendet. Ferdinand sahe starr vor sich nieder. Auf seinem Gesicht las man: so bist Du doch nicht schuldlos gefallen.

Der Freiherr wog in seiner milden Seele Geschick und Unrecht gegen einander, und fand hier, wie so oft, mehr in den Umständen, als in den Herzen den Grund trüber Ereignisse. Vielleicht, dachte er, wüßte man mehr von dem Unglücklichen, hätten wir ihn mehr zu bedauern, als zu tadeln.

Gedankenvoll hieng sein Auge am Boden. Da bemerkte er vor Berthas Bette, als sey sie ihr im Hinaussteigen entfallen, eine goldne Kapsel. Er langte darnach und öffnete sie. Asche, wahrscheinlich verbrannter Briefe, füllte sie; darüber gepreßt lagen zwey fein beschriebene, zusammen gerollte Blättchen, an welchen sich die Hand wohl nicht sogleich hatte vergreifen mögen. Zum Theil unleserlich geworden, ließ sich nur das Wenige entziffern. „Arme Bertha! was knüpft Sie nur so unzerreißbar an einen Unseeligen, der Ihnen nichts seyn darf und Sie elend macht! — Mußte ich Sie finden? Ich suchte Sie nicht. Ich suche nichts! Mich findet aber das Unglück überall! Es ist entsetzlich, daß es dies ist, was uns verbindet!"

Auf dem andern Blättchen stand: „Von mir, von meinem Leben wollen Sie wissen? Ach Liebste! wozu daran rühren? Ich hatte einen Vater, er fluchte mir, ehe ich geboren ward. Ich erfuhr es, als ich denken konnte. Mir ward das Leben zuwider. Ich

wollte es los werden. Alles, auch dies mißlang. Den väterlichen Fluch dachte ich durch Ergebenheit und das Opfer einer widerwärtigen Verbindung zu lösen, jener blieb mir, und Eifersucht und leidenschaftliche Verfolgung sind mir an die Fersen geheftet. Alles ist trübe in mir! — Ich habe vieles erlebt! Lassen Sie es dunkel gehüllt seyn! Hier in den Bergen, bey ihnen ist mir leichter, hier möchte ich sterben!"

Dies wenigstens ward ihm gewährt! sagte der Freiherr. Er ruhe sanft! Mir kommt er vor, wie das dunkle Schicksal selbst! seufzte Ferdinand. Der Vater drückte stumm seine Hand. Gehe, mein Sohn, sagte er, suche Bertha, derweil bringe ich das Ungehörige wieder in's Geschick.

Vieles war dem Trefflichen gelungen. Ruhe und Friede und stilles Glück wohnten wieder im Schlosse, doch Bertha blieb daraus verschwunden! Die Wellen schienen sie verschlungen zu haben.

Als Rudolf schön und blühend heranwuchs, und der Vater und Großvater einst mit ihm am Froh'nleichnamsfest in Tübingen waren, trat unter dem wogenden Volk eine Nonne aus dem Orden der barmherzigen Schwestern auf sie zu und bat um ein Allmosen für ihr Kloster. Als sie sie reich beschenkten und der liebe Knabe von seinem Taschengelde hinzuthat, legte die Gerührte ihre Hand segnend auf seine Stirn und sprach mit weicher Stimme, fast zärtlich: Bleibe barmherzig und finde Barmherzigkeit bey Gott!

Es war etwas in dem Ton, wovor alle drey erbebten. Gedankenvoll sahen sie der verhüllten Gestalt nach, sie verlor sich im Gedränge. Niemals sahen sie sie wieder, noch hörten sie von ihr. Vielleicht war es Bertha!

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schatzkästlein unterhaltender Erzählungen und kleiner Aufsätze

Bd.: 2

Carlsruhe 1820
Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.1008(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723677-7